Die Welf!

Poetische Bilder

aus

Sage, Geschichte und Natur Niedersachsens,

gesammelt und erläutert

von

Ludwig Grote.

Sie haben Feuer in mein Haus gelegt,
Des Teufels Drohn will in Erfüllung gehn,
Weil ich das Fährgeld ihm verweigerte.

Heinrich der Löwe bei J. Görres.

Hannover, 1875.

Im Selbstverlage des Herausgebers.

Die Welf!

Poetische Bilder

aus

Sage, Geschichte und Natur Niedersachsens,

gesammelt und erläutert

von

Ludwig Grote.

Sie haben Feuer in mein Haus gelegt,
Des Teufels Drohn will in Erfüllung gehn,
Weil ich das Fährgeld ihm verweigerte.

Heinrich der Löwe bei J. Görres.

Hannover, 1875.

Im Selbstverlage des Herausgebers.

Druck: Schlüter'sche Hofbuchdruckerei in Hannover.

Sr. Königlichen Hoheit

dem Kronprinzen Ernst August

von Hannover

in althannoverscher Treue

gewidmet

vom

Herausgeber.

An

Se. Königliche Hoheit

den Kronprinzen Ernst August

von Hannover.

Sieh hier vorüberziehen Deine Ahnen:
Heinrich der Löwe schreitet kühn voran,
Otto und Friedrich, Ernst und Erich dann,
Ernst August und Georg — o hör ihr Mahnen!

Auch diese schritten oft auf rauhen Bahnen,
Ein jeder Zoll ein Fürst, ein Held, ein Mann,
Und ob sie fielen selbst in Acht und Bann,
Hoch hielten allezeit sie unsre Fahnen.

Du bist der jüngste Sproß vom Welfenhaus,
Auf den voll stolzer Zuversicht wir schauen:
O stehe fest und halte mutig aus!

Der Löwe fürchtet nicht des Bären Klauen,
Und ob ringsum auch Greuel herrscht und Graus:
Hie Welf! Dem Rechte gilt es Hütten bauen.

Ernst August, Kronprinz von Hannover.

Erste Abtheilung.

Sage und Geschichte.

Hermanns Siegeslied.

Wodan, Donnerer, sie sanken,
Die Eroberer,
Die Tyrannen, durch den schlanken
Deutschen Todesspeer.

Ha, wie hieben löwenmutig
Todeswunden wir!
Ächzend flohen sie und blutig,
Jauchzend folgten wir.

Und die Feßeln ferner Welten
Sind gerächt, und nie
Sehen wir an unsern Belten,
Nie als Herren sie.

Wodan, Dank! Thuiskons Söhne
Sind noch deiner wert;
Sieg sind ihrer Schilde Töne,
Tod ihr Heldenschwert.

Um die schimmernden Altäre
Mit dem Eichenkranz
Tanzen wir zu deiner Ehre
Frei den Lanzentanz.

Adler mit den blutgen Schwingen,
Flögt ihr luftgen Pfad,
Um zum Kapitol zu bringen,
Was der Deutsche that!

Denn es schweigt der Feldherrn Rufen,
Schweigt der kleinste Mann;
Keiner, der auf Rosseshufen
Dieser Schlacht entrann.

E. M. Arndt.

Hermann und Thusnelde.

Ha, dort kommt er, mit Schweiß, mit Römerblute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! So schön war
Hermann niemals! So hats ihm
Nie von den Augen geflammt!

Komm, ich bebe vor Lust! Reich mir den Adler
Und das triefende Schwert! Komm, athm und ruh hier
Aus in meiner Umarmung
Von der zu schrecklichen Schlacht!

Ruh hier, daß ich den Schweiß der Stirn abtrockne
Und der Wange das Blut! Wie glüht die Wange!
Hermann, Hermann, so hat dich
Niemals Thusnelde geliebt!

Selbst nicht, da du zuerst im Eichenschatten
Mit dem bräunlichen Arm mich wilder faßtest!
Fliehend blieb ich und sah dir
Schon die Unsterblichkeit an,

Die nun dein ist! Erzähltes in allen Hainen,
Daß Augustus nun bang mit seinen Göttern
Nektar trinket! Daß Hermann,
Hermann unsterblicher ist!

„Warum lockst du mein Haar? Liegt nicht der stumme
Tote Vater vor uns? O hätt Augustus
Seine Heere geführt, er
Läge noch blutiger da!"

Laß dein sinkendes Haar mich, Hermann, heben,
Daß es über dem Kranz in Locken drohe!
Siegmar ist bei den Göttern!
Folg du und wein ihm nicht nach!

Fr. G. Klopstock.

Lied der alten Sachsen.

Tretend aus des Berges Halle
Grüßen wir dich, neues Land,
Und wir preisen Wodan alle,
Daß der Zauberschlaf entschwand.

Welche Helle, welche Düfte!
Quell und Eichen rauschen drein!
Mag das Gold der Bergesgrüfte,
Träge Ruh vergeßen sein.

Tief in dunklen Felsenwänden
Träumten wir so wonnereich,
Mit uns in erschlafften Händen
Träumten Schild und Schwert zugleich.

Um uns tönt es nicht mehr leise,
Wie in Berges dunklem Zelt;
Eine wundervolle Weise
Braust die wundervolle Welt.

Brüder, um die Kraft zu prüfen,
Sei das Schlachtroß jetzt gezäumt;
Aber denkt der heilgen Tiefen,
Wo mit Geistern wir geträumt.

A. Freiherr von Leutrum-Ertingen.

Schwerting, der Sachsenherzog.

Der Schwerting, Sachsenherzog, der saß beim Festesmahl,
Da schäumten Weine perlend in eisernem Pokal,
Da rauchten Speisen köstlich in eisernem Geschirr,
Da war von Eisenpanzern ein wild und rauh Geklirr.

Der Dänenkönig Frotho genüber Schwerting saß,
Mit staunender Geberde die Eisenketten maß,
So diesem niederhiengen von Hals und Brust und Hand,
Und dann die Eisenspangen am schwarzen Traurgewand.

„Sagt an, was soll das deuten? Herr Bruder, gebt mir kund,
Warum ihr mich geladen zu solcher Tafelrund?
Als ich herabgezogen aus meinem Dänenland,
Da hofft ich euch zu finden in güldenem Gewand."

„„Herr König, Gold dem Freien, und Eisen für den Knecht!
Das ist der Sachsen Sitte, und so allein ists recht.
Ihr habt in Eisenbande der Sachsen Arm gezwängt;
Wär eure Kette gülden, sie wäre längst zersprengt.

„„Doch, mein ich, giebts noch Mittel, zu lösen solches Erz:
Ein biedrer Sinn und Glaube, ein hoch und mutig Herz.
Das muß den Arm befreien gefeßelt hundertfach,
Das muß den Eidschwur löschen und tilgen niedre Schmach.""

Als so der Fürst gesprochen, da traten in den Saal
Zwölf schwarze Sachsenritter mit Fackeln allzumal.
Die harrten stumm und ruhig auf Schwertings leises Wort
Und sprangen dann in Eile, die Brände schwingend, fort.

Nicht lang, da scholl von unten zu Herrn und Gastes Ohr
Ein Knistern und ein Prasseln wie Feuerswut empor;
Nicht lang, da wards im Saale gar schwül und sommerheiß.
„Gekommen ist die Stunde" sprach dumpf der ganze Kreis.

Der König will entfliehen, der Herzog hält ihn stark:
„„Halt! steh! und laß erproben dein ritterliches Mark!
Hält es dem rauhen Gegner, der unten prasselt, Stand,
Dein sei die Sachsenkrone! dein sei das Sachsenland!““

Und heißer, immer heißer wirds in der weiten Hall,
Und lauter, immer lauter erdröhnt der Balken Fall,
Und heller, immer heller wird rings der rote Schein,
Die Thüre sinkt in Trümmer, die Lohe schießt herein.

Da knieen betend nieder die wackren Rittersleut:
Herr, sei den Seelen gnädig, die selber sich befreit!
Der Herzog doch sieht ruhig der Flamme Windeslauf,
Der König sinkt zu Boden, er reißt ihn wütend auf.

„„Schau hin, du stolzer Sieger! erzittre, feiges Herz!
So löst man Eisenbande! so schmilzt dein mächtig Erz!““
Er rufts, und ihn erfaßet der Flamme wild Gesaus,
Und nieder stürzen alle, und nieder stürzt das Haus.

Karl Egon Ebert.

Sanct Willibrord.

Im Schiffe sitzt Sanct Willibrord,
Apostel er der Friesen.
Die Dänen hat in Gottes Wort
Er treulich unterwiesen.
Schnell geht es jetzt der Heimat zu,
Das Segel scheint zu fliegen;
Nun, Bischof, gönn dir einmal Ruh,
Bis du ans Land gestiegen.

Doch nein, zur Kanzel macht er gar
Das Schiff auf wüstem Meere;
Begierig nimmt der Heiden Schaar
Vom Munde ihm die Lehre.
Zwölf Heiden sind es, ungetauft,
Doch die nach Gott sich sehnen;
Als Sclaven hat er sie gekauft
Im Land der wilden Dänen.

Und als der dritte Morgen tagt,
Sanct Willibrord mit Freuden
Das Wort vom ewgen Leben sagt
Den ungetauften Heiden.
Auf dem Verdecke dicht sich schaart
Um ihn die kleine Heerde;
Ein treues Abbild ists der Fahrt
Zum Himmel von der Erde.

Die Sonne steigt empor so hehr,
Die Lebensströme rauschen,
Die Luft so still, und selbst das Meer
Scheint andachtsvoll zu lauschen.
Da plötzlich tönts vom Maste: Land!
Und sieh nur, welch Entzücken!
Auf steigt ein grüner Inselstrand
Vor den erstaunten Blicken.

Foſetesland! Foſetesland!
Ward nie davon euch Kunde?
Als heilges Land iſts wohlbekannt
In aller Heiden Munde;
Denn eine Gottheit wohnet hier —
Die Inſel iſt ihr eigen —
So hoch und heilig, daß man ihr
Nur naht im tiefſten Schweigen.

Das Schiff legt an. Sanct Willibrord
Zu Lande iſt gegangen;
Auch hier zu künden Chriſti Wort,
Iſt einzig ſein Verlangen.
Und als die Inſel er durchſtreift,
Kommt bald er zu der Stelle,
Wo ſprudelnd aus dem Sande läuft
Der Gottheit heilge Quelle.

Was hinderts, ſpricht zum Biſchof jetzt
Ein Jüngling von den Dänen,
Daß uns die Flut der Taufe netzt,
Nach der wir längſt uns ſehnen?
Schau hier der Quelle hellen Born!
Iſt wahr das Wort der Gnade,
So waſch uns rein von Sünd und Zorn
Im heilgen Waßerbade.

Da ſtürmt ein Heidenſchwarm heran
Mit wildem Dräun und Schreien:
Der Quell iſt heilig! Weh dem Mann,
Ders wagt, ihn zu entweihen!
Nur ſchweigend darf man ihm ſich nahn,
Nur ſchweigend daraus ſchöpfen;
Die Frevler werden bald empfahn
Den Lohn auf ihren Köpfen.

Der Biſchof hörts und kehrt ſich um
Zur Schaar der blinden Heiden:
Ja, eure Götzen, taub und ſtumm,
Das Wort nicht können leiden.
Das Wort, das hoch im Himmel thront
Und wirkt im Waßerbade,
Das Wort, das unter uns gewohnt
Voll Wahrheit und voll Gnade.

Doch müßt das Wort ihr geben frei,
Das Wort iſt nicht gebunden,
Und wißt, daß Gottes Diener ſei
Nicht gleich den ſtummen Hunden.
Das Wort, das Himmel ſchuf und Erd,
Es bleibt wohl ungerochen;
In des Dreieingen Namen werd
Das Schweigen hier gebrochen.

Der Biſchof winkt den Dänen jetzt,
Zur Taufe froh ſie kamen,
Und wurden alleſamt genetzt
In des Dreieingen Namen.
Foſetesland! Foſetesland!
Ward nie davon euch Kunde?
Als Helgoland iſts jetzt bekannt
In aller Chriſten Munde.

Ludwig Grote.

Die Bundesbrüder.

Zwei Friedensboten zogen her
Ins Land der wilden Sachsen,
Sie waren drüben überm Meer
Auf deutschem Stamm gewachsen.
Dem quoll ums Haupt die dunkle Nacht
Der rabenschwarzen Locken,
Der schritt in goldner Lockenpracht
Einher auf leichten Socken.

Und weil sie ungleich an Gestalt
Und Farbe sich erwiesen,
Hieß jenen man den schwarzen bald,
Den weißen Ewald diesen.
Doch waren beide gleich erfüllt
Von Eines Geistes Triebe:
In ihren Herzen stand das Bild
Der menschgewordnen Liebe.

Drum wählten beide glaubensfroh
Die Bahn der bittren Schmerzen,
Die Liebe Christi drang also
Die todesmutgen Herzen.
Das Kreuz des Heilands auf der Brust,
Im Mund das Wort der Gnade,
So zogen sie voll Todeslust
Die dunklen Waldespfade.

Und wo sie auf ein Herz, ein Haus,
Auf Dorf und Weiler trafen,
Da theilten sie die Botschaft aus
All den verlornen Schafen:
Kommt her, ihr Herzen schwer verirrt,
Kommt her, ihr armen Heiden,
Es will auch euch der gute Hirt
Mit seiner Heerde weiden.

So trugen sie von Ort zu Ort
Die selge Himmelskunde,
Schon zündete sie hier und dort
Und drang in weite Runde;
Da waffnet sich der Mörder Arm,
Dem Gotteswerk zu wehren,
Wild dringt herein ein Heidenschwarm,
Taub für des Himmels Lehren.

Von Zorn das Herz der Heiden glüht,
Indes mit trotzgen Blicken,
Aus denen Tod und Feuer sprüht,
Sie schon die Speere zücken.
Verstummen soll der goldne Mund
Holdselger Friedensboten,
Gesendet werden soll zur Stund
Das Leben zu den Toten.

Der weiße Ewald fällt zuerst,
Der Schwarze sieht ihn fallen:
O daß auch du genesen wärst
Von deinen Martern allen!
Du bist ein Kämpfer unentwegt,
Bewährt zu tausend Malen;
Drum hat dein Gott dir auferlegt
Langsame Todesqualen.

Doch wie sie ihm auch Glied um Glied
Zerbrechen und zermalmen,
Durch seine Heldenseele zieht
Der Klang von Siegespsalmen.
Ein Seufzer noch der letzten Not,
Ein wilder Schrei der Freude,
Und wieder hat vereint der Tod
Die Bundesbrüder beide.

Ludwig Grote.

St. Wulfram und König Radbod.

Auf treuem Hirtenherzen trug
Sanct Wulfram seine Heerde;
Doch wars dem Bischof nicht genug,
Daß diese selig werde.
Gewonnen hätt er gar zu gern
Für Christum, seinen Gott und Herrn,
Die ganze weite Erde.

Drum wandert er von Wälschland her
Nach Frieslands fernen Gauen,
Zu mehren Christi Lob und Ehr
Und Gottes Reich zu bauen.
Vor König Radbod tritt er hin
Und spricht: Der, dessen Knecht ich bin,
Der laße Heil dich schauen.

Es lebt ein höchster Herr und Gott,
Ein Vater thront dort oben,
Vor dem zu Schande wird und Spott,
Was Menschenwahn erhoben.
Eur Wodan, Thor und Tyr sind nichts,
Der aber ist der Quell des Lichts,
Den wir, die Christen, loben.

Vernahmst du nie Wöluspas Lied?
Muß ich es erst dir deuten,
Was eurer Seher Auge sieht
Vom Anbruch neuer Zeiten?
Es naht der Götterdämmrung Graus,
Nur Einer wird aus grimmem Strauß
Hinweg als Sieger reiten.

Allvater, den die Skalden schon
In ihren Liedern priesen,
Der ists, der sandte seinen Sohn
Zu Gut auch euch, den Friesen.
Im goldnen Saal auf Gimils Höhn,
Da werden einst ihn thronen sehn,
Die hier ihm Dienst erwiesen.

Drum, König, ändre Herz und Sinn,
Das ists, wozu ich mahne;
Zum Kreuze Christi eile hin
Und schwör zu seiner Fahne.
O säume nicht! Laß Christi Blut
Dich retten in der Taufe Flut
Vom finstren Heidenwahne!

Darauf der König: Habe Dank!
Die längst vernommne Kunde
Mir niemals so zu Herzen drang,
Als jetzt aus deinem Munde.
Wahr ists: der Mann am Kreuze siegt;
Wohin mein Auge blickt, erliegt
Ihm alle Welt zur Stunde.

Der Bischof hocherfreut versetzt:
So komm auch du noch heute!
O komme gleich, ergieb dich jetzt
Dem starken Gott zur Beute!
Sieh hier der Quelle reine Flut:
Auf, auf, erwähl das ewge Gut,
Das mehr, als Land und Leute!

Der Bischof schweigt, der König setzt
Den Fuß zum Rand der Quelle;
Doch eh sein Haupt Sanct Wulfram netzt,
Weicht er zurück mit Schnelle.
Als träf ihn einer Schlange Blick,
Zieht plötzlich er den Fuß zurück,
Dann spricht er auf der Stelle:

Gern gäb ich Land und Leute hin,
Das ewge Gut zu finden;
Doch will mir Eins nicht aus dem Sinn,
Das muß ich erst ergründen.
Wo weilet meiner Ahnen Zahl?
Werd ich auch sie im Himmelssaal
Bei Christo wiederfinden?

Sanct Wulfram stockt. — Der Väter Schaar? —
Was können sie dir frommen? —
Wozu die Väter? — Nein, fürwahr,
Die sind nicht angenommen.
Die alten Heiden taub und blind,
Die Götzendiener alle sind
Nicht in den Himmel kommen.

Da richtet Radbod hoch sich auf
Und spricht mit stolzen Blicken:
So kann mich auch kein Christenhauf,
Kein Himmelreich beglücken.
Kein Friese je die Sippe brach,
Drum eurem Himmel ich entsag,
Zur Hölle mich zu schicken.

Ludwig Grote.

Fränkische Treue.

Sanft zieht durchs Land der Weserstrom,
Durch Berge waldbewachsen,
Und trennt mit seiner gelben Flut
Die Franken und die Sachsen.

Die Sachsen rechts, die Franken links
In blanker Waffenwehre —
So liegen gegenüber sich
Schon wochenlang die Heere.

Im Frankenlager prächtig prangt
Ein Bischof hoch zu Rosse;
Die Waffen seiner Ritterschaft
Sind Harnisch und Geschoße.

Sein Vater schon als Bischof hat
Den Heidenschwarm bestritten
Und drüben vor der Asseburg
Den Heldentod erlitten.

Hoch zog er in dem Frankenheer
Einher auf stolzem Pferde,
Da streckt ihn eines Sachsen Speer
In offnem Kampf zur Erde.

Pipin, um seines Günstlings Sohn
Für den Verlust zu trösten,
Ihn an des Vaters Stelle macht
Zum Hirten der Erlösten.

Zwar das Brevier ist ihm nicht kund
Und unbekannt der Glaube,
Auch liebt er Falke, Roß und Hund
Viel mehr, als Lamm und Taube.

Doch ist er seines Vaters Sohn
Und auch ein tapfrer Zecher. —
Zu werden sann er lange schon
Auch seines Vaters Rächer.

Drum sendet seinen schlausten Knecht
Er jetzt ins Sachsenlager:
Geh und erweise dießmal dich
Als ein geschickter Frager!

Den Mann, der meinen Vater schlug,
Ihn sollst du mir erspähen;
Doch hüte dich, des Argwohns Saat
In seine Brust zu säen.

Verstell dich schlauer, als ein Fuchs,
Sei listig, wie die Schlange,
Und sag, auf Frieden sänn ich längst
Aus tiefstem Herzensdrange.

Und weil mein gutes Herz mit ihm
Mich triebe Rats zu pflegen,
Bät ich ihn um Zusammenkunft,
Wo immer ihms gelegen.

Des Bischofs Knecht hat alles recht
Und pünktlich ausgerichtet;
Nun wird es zeigen sich gar bald,
Was jener denkt und dichtet.

Der Sachse, welcher Glauben schenkt
Den heuchlerischen Bitten,
Bewilligt hat er ein Gespräch
Im Weserstrom inmitten.

Und als der andre Morgen tagt,
Da zeigen sich zwei Reiter,
Die reiten auf die Weser zu
Und reiten immer weiter.

Sie reiten in des Stromes Flut
Hinein von beiden Seiten;
In beider Heere Angesicht
Die kühnen Reiter reiten.

Den Rossen immer höher schwillt
Die Flut bis an die Weichen;
Die Reiter reiten immerzu,
Bis sie die Mitt erreichen.

Und als auf Rosses Länge nun
Sie sich genähert beide,
Da zieht der Bischof rasch sein Schwert
Aus seinem Priesterkleide.

Und auf den Sachsen hat er schnell
Den tückschen Stahl geschwungen:
Da hast du, Heide, deinen Lohn,
Den du dir selbst bedungen.

Vom Ross ist stumm der Sachse drauf
Ins feuchte Grab gesunken,
Es hat ihn selber und sein Blut
Der Strom hinabgetrunken.

Doch dort am Ufer scholl es laut:
Das ist die Frankentreue!
Und heißer drauf der Kampf begann,
Als je zuvor, aufs neue.

Ludwig Grote.

Wittekind.

Bi den tiden was geseten
Ein hoger vorste gar vormeten,
Alleine dat öme unkundig were
Wo Got eine magt gebäre;
Unde alle kristliker ârt,
Wo deme minshen vorgeben wârt,
Van godde alle sine sunde,
Des hadde he kleine kunde.
He lovede, alse öme duchte gût,
Alse noch vil mange here dût.
Ok wo heidensh dat he were,
He hêlt doch in groter ere
Sassenlant breit unde wît
Na vorstliken seden alletît.
Doget unde wisheit öme wanede bi,
Rechter manheit was he nicht vri,
Alse an siner dât wârt openbar,
Dat he deme koninge vilna druttig jâr
Understunt mit gewalt,
De up ön mit stride mannichfalt
Orlogede, wente he öne betwank;
De tît öne beiden was gâr lank.
Uns secht ôk up eineme ende
Des heren Karles legende,
Unde he eines aldâr to Sassen wart
Makede eine mighele hêrvârt
Ut van Wormesse, unde sek vormat,
Dat he den Mersberg besat.
Up der borch ein afgot was,
Den de Sassen heiten, alse ek las,
Ermensûl. De borch unde de vesten
Gewan ôk de konink tolesten
Unde vorstôrde dâr sunder spot
Beide de borch unde den afgot.
Des landes he ôk vil me gewan,
Des ek alle nicht en kan
Sagen hîr besunderen
De ere unde dat wunderen,
Dat Got dicke mit öme dede
Dorch sîn reine gebede;
Et were ôk gâr âne mate,
Dorch dat ek et bliven late.
De vorste vôr konink Karle kam
Dicke, wôr he sinen hof vornam,

2. vormeten, vermeßen, hier in dem Sinne von kühn, unternehmend. 3. öme, ihm. Da neben ome auch die Form eme vorkommt, so ist der Umlaut gesetzt, wie auch bei ön, öne, ihn. 4. Wo, wie. 5. alle kristliker ârt ist mit kunde im 8. Verse zu verbinden. Das Adj. alle wird nie flectirt, sondern bleibt unverändert, z. B. in alle minen Dagen, to alle den Heren. 8. kleine, geringe. 10. alse, als, wie. dût, thut, praesens von dôn. 14. seden, Sitten. 15. Doget, Tugend. 18. vilna, beinah. 19. Understunt, widerstand. 21. Orlogede, kriegte, Krieg führte; wente, bis. 23. secht, sagt, von segen. 25. Unde, und, dient zur Satzverbindung jeder Art und steht hier für dat oder wo. eines, einst; aldâr, daselbst, dorthin, ist eng mit dem Folgenden zu verbinden; wart oder wert, wärts, wird stets nachgesetzt. Karls Legende erzählt, wie er einst hin nach Sachsen werts eine Heerfahrt machte von Worms aus. 26. mighele, verwandt mit dem griechischen μεγάλος, groß. 28. Mersberg: es ist die Eresburg gemeint, jetzt Obermarsberg an der Diemel. 29. borch, Burg. 35. me, abgekürzte Form für mêr, mehr. 36. Des, deshalb, darum; alle, durchaus; en, ist die Negation, die immer vor dem Zeitworte steht, wie im Französischen ne-pas. 37. Sagen, eine Wechselform für segen, wie dragen und dregen neben einander hergehn. 39. dicke, synonim mit vaken, oft. 40. Dorch, um — willen. 42. Dorch dat, weswegen. 44. wôr, wo.

Vorborgen in sulker wise,
Dat he almosen unde spise
Van siner tafelen entfink,
Uppe dat he sege alle dink,
Wat sake dat et were,
Dat ön de konink so here
Anevocht to allen tiden.
Ok wârt to beiden siden
To einer tît vorsünet de veide
Under den vorsten beide,
Dat ön konink Karl an sinem hove
Plach. Do he sach, godde love
Unde mannichfalt siner ere,
Wat kristlik glove were,
Dâr gaf he ôk to vollen rât,
An deme alle doget entsprungen hat,
De vil here hilge geist,
Rechte hulpe unde volleist.
De hilge geist öme ôk vorwan,
Dat de wêrde heidenshe man
De hilge dope tolest entfink,
Aldâr Karl de konink
Vroliken sîn gevadder wârt
Na kristliker dopesârt.
Hertoge van Sassenlant,
Wedekint wârt he genant,
Na der wârheit, alse de skrivt
Van Engern uns orkunde givt;
Unde sîn frowe Geva hertoginne,
De kârde do alle öre sinne
Na goddes hulde unde minne.

De Kronike van Sassen.

45. sulker, solcher. 48. sege, sähe, ist der conj. des praet. von sên, sehen; alle dink, jedes Ding, alles. 51. anevocht, praet. von anvechten, anfechten. 53. veide, Fehde. 56. Plach, pflegte, von plegen; sach, sah; love, verlängerte Form für lof, Lob. 58. glove, gewöhnlich love, Glaube; doch kommt auch das Zeitwort geloven neben loven vor. 59. he, hier demonstrativ, er, an (in) dem alle Tugend ihren Ursprung hat, nämlich der heilige Geist; to vollen, vollends. 60. hat: die Hülfszeitwörter sîn und hävven werden sehr willkürlich gebraucht und oft vertauscht. 62. volleist, Beistand. 63. vorwan, überwand. 66. Aldâr, hier relat. woselbst. 72. Van Engern: der Chronist, der sich überall auf seine Quellen beruft, scheint hier eine Chronik von Engern benutzt zu haben. 73. frowe, Frau. 74. kârde, kehrte, von karen oder kêren.

Wittekind.

Vom Rheinstrom bis zur Elbe, von den Höhn
Des Harzes dehnt bis an das deutsche Meer
Ein stolzes Land sich aus, das nie besiegt
Zu sein vor allen Landen hoch sich rühmt.

So freundlich jetzt mit seiner Gärten Frucht,
Mit seinen Ähren, seinem Feierkranze
Beglückter Städte dieser Erdstrich prangt,
So düster tritt vor den betroffnen Blick
Sein Bild, wenn der Geschichte Spiegel uns
Um elf Jahrhunderte zurücketäuscht.

Kein Ährenfeld, kein Städtchen! Eine Stadt
Und ein Gefängnis war zu jener Zeit
Für Deutsche gleich beklemmend. Hier und dort
Erblickst du nur ein Hüttchen, hier und dort
Auf einem Felsen eine finstre Burg,
Und an und auf dem Felsen, um und über
Die niedern Hütten wölbt sich grenzenlos
Ein einzger Wald. Ein großes Laubdach schirmte
Der Sachsen unverdorbnes Brudervolk,
Die hier bei Jägerbeute, bei der Milch
Der Heerden sich die liebsten Lieblinge
Der Götter dünkten, die der Hain verbarg.
Ihr größter und beneidenswerter Schatz
War die Genügsamkeit, ihr größter Stolz
Die Freiheit. An der Freiheit Mutterbrüsten
Mit Löwenkraft und Löwenmut getränkt,
War Jeder — Fürst in seiner Hütte, war
Ein Held im Kampfe für sein Fürstentum.

Roms Adler überdüsterte die Welt
Mit weitgespannten Schwingen. Alle Völker
Vergaßen ihrer Kraft, vergaßen längst
Der Freiheit Sonnenstrahl und huldigten
Dem Schreckenlicht des Blitzes, der die Kralle
Des Adlers rötete; nur Sachsenland
Nicht also. Mutig hub sein braves Volk
Den Speer, und auf gelähmtem Flügel schwang
Blutströmend sich der fremde Räuber heim.

Jetzt aber, da mit roher Siegerwut
Erobernde Barbaren Roms Gewalt
Und Pracht hinabgetreten, jetzt erhob
Zu Sachsens Untergange sich ein Feind,
Der eine Macht, wie Roms, mit einem Geist
Vermählte, dem das ganze Geisterreich,
So weit hinab durch seine Strahlenchöre
Der Forscher späht, nur Einen ungestraft,
Nur deinen Geist, o Julius, vergliche.

Auf Frankreichs Throne, dem gewaltigsten
Der Erde, dem gewaltigsten durch ihn,
Wog dieser Held der Völker Wohl und Weh
In seiner Hand. Ein ehrner Doppelkreis
Von Rittern zuckt um seines Thrones Fuß
Geprüfte Schwerter, auf den ersten Wink
Von seiner Hand zu Schlacht und Tod bereit.
Ein Volk von Kriegern, die als Kinder schon
Auf Schilden eingewieget, eingelullt
Vom Schlachtendonner, nichts als Schlachten sahn,
Zog unter ihm zur Fehde wie zur Jagd,
Und eine Krone war von jedem Zug
Die leichterrungne Beute. Seht, so wälzte
Der Cäsar Galliens, Karl, der vielbewunderte,
Ein ganzes Heer von Rittern, seine Krieger,
In Erz vermummt, auf nackte Helden los,
Die, mehr als kühn, dem Dränger ihre Schilde
Von Holz, und Lanzen tauglich nur zur Jagd,
Entgegenstreckten. „Unglückselige!
Bethörte! Was beginnet ihr? Wie mag
Die Pappel am Gestade dem Orkan,
Der Flotten oft mit einem Flügelschwung
Hinabgetrümmert, hülflos widerstehn?"
So warnten Wälschland und Iberien
Und Alle, die des Unterdrückers Arm,
Den eisernen, gefühlt; doch Alle sahn
Die Pappel nur und ihre Schwäche, nicht
Den Felsen, der sie deckte. Wittekind,
In seines Vaters Kriegen mit Pipin,
Dem Vater Karls, zum Hermann ausgereift,
Die Seele seines Volks, begeisterte
Die Sachsen. Oft verließ das Glück, und oft
Sein schwaches Volk den Helden; nie verließ
Der Held sein Volk. Bald Sieger, bald besiegt,
Doch immer unbezwungen, hatt er nun
Zehn Jahr hindurch den wundergleichen Kampf
Gekämpft, der jetzt mit neuer Kraft und Wut
Noch einmal sich verjüngte. Schrecklich brach

Das Feuer los. Noch mancher Edle ward
Der Todesflamme Raub, noch manche That
Hinausgeführt, die, seit Jahrhunderten
Vergeßen, ach umsonst des Sängers wartet.

Der große Freiheitskampf der Sachsen schien
Geendet. Wittekind, durch Übermacht
Entwaffnet, rettete nach Dänemark
Sein Leben, Dänemark, das freudig stets
Den Gastfreund aufnahm; denn mit weisem Sinn
Beherrschte seiner Gattin Vater dort
Der Schiffelenker ungezähmten Stamm.
Der Freund des Helden, Albion, nach ihm
An Tapferkeit und in des Volkes Gunst
Der Erste, floh, mit ihm von Einer Not
Verbannt, dem Helden nach. Indessen jauchzt
Ein stolzes, glückberauschtes Heer, das Karl
Zurückließ, mit empörendem Triumph
Durch alle Gaun; von jedem Hügel wehn
Des Unterjochers Fahnen in die Luft.
So fremd war noch das überwundne Volk
Dem oft gewarnten Überwinder! Weh
Den Franken! Lange reizten sie den Trotz
Des wachen Feindes nicht, als ihr Gejauchz
In Angstgeschrei sich wandelt, ihr Triumph
In Flucht. Von einem allgemeinen Schreck
Ergriffen eilt zum Weserstrom hinab
Das Heer der Sieger, schanzt auf steilen Höhn
Sich ein und bebt noch, bis ans Kinn verschanzt.
Ein Hain, der dort, wo jetzt noch Eresburgs
Bemooste Trümmer zu Betrachtungen
Voll Ernst den Geist ins düstere Gebiet
Vergangner Zeit hinüberziehn, die Ufer
Der Diemel nächtlich überschattete,
Ward von den Sachsen zum Versammlungsplatz
Der neubeseelten Volksmacht ausgewählt.
Dem Gräueldienste Wodans heilig stand,
Bedeckt mit eines blutigen Altars

Ruinen, dort ein Felsen, dem, sobald
Die braune Nacht herunterſank, der Franken
Verwegenſter ſich nicht vorüberwagte;
Denn hier, ſo gieng die Sage, feierten
Die Schatten ihrer Brüder, die, dem Wodan
Zum Opfer hingewürgt, auf dem Altar
Ihr Leben ausgeblutet, Nacht auf Nacht
Mit glühnden Wunden ihren Geiſtertanz.
Auch hatte gleich nach ſeinem erſten Sieg
In Sachſen Karl den Opferſtein zerſtört,
Mit ihm ein altergraues Heldenbild,
Das, Hermanns Namen zur Verewigung,
Der Väter Dankbarkeit hier aufgeſtellt.
Dieß langvermiſste Lieblingsheiligtum
Des kriegeriſchen Volks, es wurde jetzt
Aufs neue mit dem rohen Kinderſinn
Der jungen Kunſt aus einem Felſenſtück
Gemeißelt und mit trunknem Luſtgetön
Auf einen ſchöneren Altar geſtellt.
Indeſſen kehrt auch Wittekind zurück
Aus Dänemark, dem Ruf des Vaterlandes
Gehorſam. Ihn begleitet Albion,
Der zweite Wittekind, und Helgomar,
Der Brudersſohn des Dänenherrſchers, deckt
Mit zweimalhundert Kriegern ihren Pfad.

Schon ſind ſie nah dem Ziele, reiten ſchon
Den letzten Hügel mit Geſang hinab,
Und ähnlich einem See, wenn aufgeſchwellt
Vom Windeshauch der Wogen grünes Heer
Sich kräuſelt, liegen unter ihrem Blick
Des Opferhaines Wipfel hingebreitet.
Ein wandelndes Gewühl, das aus dem Thal
Herauf zu ihnen wie der hohle Laut
Entfernter Donner murmelnd rauſcht, verrät
Die nahen Völker; aber blaſſer Dampf,
Der, erſt kaum ſichtbar, aus dem Mittelpunkt
Des Waldes plötzlich in die klare Luft

Gleich einer Säul emporwächst, kündiget
Ein Opfer an. Nicht ohne Schrecken sah
Das Zeichen Wittekind. Zu gleicher Zeit
Geriet, als wär es plötzlich aufgestört
Von einer Erderschütterung, das Thal
In Aufruhr. Mehr als zwanzigtausend Stimmen
Und zwanzigtausend hohle Schilde donnern
Ihm ihren Glückwunsch. Er besinnt sich nicht,
Zu danken, schwingt vom Rosse sich und stürzt
Im Fluge zu dem Felsen. Staunend wich
Auf beiden Seiten das Gewühl sogleich
Dem Allgeliebten; staunend sah das Volk
Der Eile nach, die ihn den Fels hinauf
Mit Adlerschnelle trieb; doch als er jetzt
Dem Greise taumelnd an die Brust sich warf,
Dem Franken, der mit feßelschweren Händen,
Den Todesstoß erwartend, oben stand,
Da traute Keiner seinem Auge mehr.

Wittekind.

Ihr Sachsen! Waffenbrüder! Wehe mir!
Was wolltet ihr beginnen? Heißer Dank
Dem Himmel! Führte mich nicht grade jetzt
Beschleunigend ein Gott zurück, ihr hättet
Den Greis ermordet, euren wärmsten Freund,
Und mich in ihm. Sein silberweißes Haar,
Sein Antlitz, heiter auch im Tode wie
Der Götter Antlitz, alles bat umsonst
Für ihn. Du wärst gefallen, Heldensohn
Der Fremde, fällst, wenn nicht das bange Flehn
Verzweiflungsvoller Dankbarkeit sie rührt,
Noch jetzt als Feind durch Mörder, die du liebst!
Vernehmt mich denn, ihr Sachsen, hört und übt
Gerechtigkeit! Gelang mir eine That,
Die meinem Vaterlande Ruhm und Heil
Geboren, o so ruf ich notgedrängt
Zum ersten Male die Vergangenheit

Empor, für mich zu bitten. Dieser Mann
Errang mir einstens, eigener Gefahr
Zum Trotz, das Leben und, was wünschenswert
Das Leben macht, die Freiheit! Lohnet ihm
Die süße Gabe seiner Freundschaft nicht
So grausam! Feiger Durst nach Blute ziemt
Tyrannenknechten, aber nie vergißt
Ein wahrhaft freies Volk Gerechtigkeit
Und Edelmut, die goldnen Erstlingsfrüchte,
Womit der Baum der heilgen Freiheit prangt.

Balder.

So geben dir die Götter Sieg und Heil!
Ich aber schleudre fluchend meinen Speer
Empor und sage mich von ihnen los,
Wenn diese Rede, Wittekind, ein Gott
Dir von den Lippen hauchte. Kriegesfürst
Des freigebornen Volkes, hat vielleicht
Der Hofluft arger Zauber deinen Sinn
In Dänemark befangen, daß du so
Verwandelt bist? Seit wann stößt Wittekind
So rauh sein gutes Volk zurück, so rauh
Des Volkes Gruß, in eines Franken Arm
Zu fliegen? Einen andern Wittekind
Entließen wir, und einen andern sendet
Uns jetzt die Königshalle wieder. Kühn
Und tapfer war der erste, rühmte nicht
Mit Unrecht sich den Hermann seines Volkes.
Doch du bist nicht mehr kühn und tapfer.
Wahnwitzig bist du. Jener Wittekind
Bekämpfte doch nur Feinde, die gleich ihm
Verwundbar waren, Fleisch und Bein gleich ihm.
Du aber forderst jetzt den Himmel auf
Zum Kampfe, trittst dich selbst vergötternd hin
Auf den Altar und forderst frech für dich
Der Götter Opfer. Weh dem Volke, wenn
Es dir die Opfer bringt, du Mann des Stolzes!

Wittekind.

Es war auf meiner Flucht nach Dänemark,
Auf meiner letzten Flucht, wo dieser Greis
Mein Retter ward. Aus Busch und Moor, entnervt
Vom Sturm der feuchten Nacht, gelangt ich einst
Im ersten langersehnten Dämmerglanz
Des Morgenrotes an der Elbe Strand.
Dort wohnt ein Mann, der mehrmals neben mir
Mit Ruhm gefochten. Eine fremde Tracht,
Die mich vom Schwerte der Vorfolgung oft
Befreite, barg dem Edlen, wessen Fuß
Zu seines Heerdes unbesuchter Glut
Durch Wald und Wüste mühsam sich verirrt;
Doch nahm er froh mich auf und breitete
Sogleich die Beute seiner Jagd, die Pelze
Der Wölfe, mir zum Lager. Ich war krank
Vor Müdigkeit, allein ich hatte kaum
Des holden Schlafs willkommener Gewalt
Mich hingegeben, als Tumult und Schlacht
Mein Ohr mit Schrecken füllte. Selbst bereits
Gefeßelt und begrüßt mit einem Sturm
Von Hohngelächter, sah ich meinen Wirt
Mit eitler Kühnheit einen Frankenschwarm
Bekämpfen, den des Zufalls blinder Zug
Herbeigelenkt. Man lärmte fort mit uns
Nach einer Burg, die dort am Ufer Karl
Zu Sachsens Unterjochung aufgethürmt.
Ein großes, unterirdisches Gewölbe
Empfieng uns, pestvoll, dunkel wie das Grab,
Nur dreimal scheuslicher. Da lagen wir
Versunken in uns selbst, verzehrten uns
In Wut und zählten in der blinden Nacht,
Die uns umgab, die träge Zeit am Falle
Der Tropfen ab, die selten vom Gewölbe
In unsichtbare Sümpfe niederklangen.
Zur Qual geschäftig malte sich mein Geist
Das fürchterliche Loos, lebendig dort

In hundertpfündgen Ketten eingezwängt
Zu modern. Aber horch! schon rasselte
Das Eisenthor. Die Wächter führten uns
In einen weiten Saal, wo drohend sich
Mit halbgezückten Klingen eine Schaar
Von Rittern um uns goß, und endlich trug
Ein stolzer Mensch — ein Priester in der Sprache
Des neuen Glaubens — unter Tauf und Tod
Die leichte Wahl uns prahlend an. Wir hatten
Gewählt. Die Krieger tobten vor uns her
Ins offne Feld. Wir knien. Der Henker schwingt
Das Beil. Auf einmal jauchzt im nahen Forst
Ein Horn, und Hunde bellen. Alles fährt
Zusammen, bleich, wie vor dem Hahnenruf
Der Geister düstrer Schwarm zusammenfährt.
Und wie der Mond in sanfter Majestät
Hervorquillt, wenn Orkane vor ihm her
Die Wetterwolken aus einander falten,
So trat, gestützt auf seinen Jägerspieß,
In unsre Mitte dieser Greis hervor.
Sein Auge blitzte strafend rings umher
Die Ritter an, doch lacht es mild und fromm
Auf uns herab; indes sein Händedruck
Uns sanft emporhub. Dann befragt er uns
Um unser Schicksal, fragte, tröstete,
Daß alles Leid mir in der Brust versiegte.
Der Priester aber brüstete sich hoch
Und dräute mancherlei, wovon ich nichts
Verstand. Allein der Greis schien taub für ihn.
Verworfner, redet er den Priester an,
Der niederträchtgen Brut, die meinen Karl
Verdorben, zeigte dieses Probestück
Dich würdig! Einen Wanderer im Schlaf
Zu feßeln, einzukerkern, endlich ihn
Zu zwingen seinen Glauben zu verleugnen,
Das Beil in einer, in der andern Hand
Ein Ding von Christentum, wovon er nichts
Als den entweihten Namen kennt — welch teuflisch,

Welch gottverhaßtes Kunststück das! Herab
Die Ketten! rief er, laßt die Sachsen frei!

Das Volk.

Herab die Feßeln! Er hat Wittekind
Gerettet! Wittekind, befreie sie!

Ein Priester.

Bethörter Feldherr! Tilgte dir ein Gott
Die Fackel der Erinnrung? oder ists
Ein andrer Felsen, wo bei nächtlichem
Gebete demutsvoll dein Vater dich,
Den Knaben, einst der Rache Göttern weihte?
Die Hand des Greises hielt des Kindes Hand
Empor; es stieg die Flamme des Altars;
Von ihr bestrahlt, mit glühnder Wange riefst
Du in die Mitternacht und schwurest Haß
Den fränkschen Räubern, Haß bis in den Tod.
Vergaßest du des Schwurs, o Wittekind?

Balder.

Wohl hat dem Übermütigen ein Gott
Die Fackel der Erinnrung ausgetilgt.
Wie möcht er sonst der Jammertage schon
Vergeßen, wo zuerst mit seiner Flut
Von ehrnen Kriegern, wo mit seinem Walde
Von Lanzen Karl in unsre Wälder drang!
Was bebst du, Wittekind? Wie? Gehst du nicht
In deinen Stolz gewickelt immer kalt
Zum Ziele? Führe nun die Schwindelbahn
Dich über Blumen oder Leichen, dir
Ist beides, und fürwahr mit Rechte, gleich.
Frohlocket nicht, entzückt vom Tugendglanze
Des unerreichten Feldherrn, dir das Volk
Bei jedem Schritte? Gar zu lange schon
Vergaß es, daß aus seiner Hand allein
In deine sich der Feldherrnstab verirrt.
So taumelt denn, Betrogne, taumelt fort,

Bis dieser euch den königlichen Fuß
Auf den entnervten Nacken setzt, und denket
An Balders Weißagung, wenn euch zu spät
Die ewge Feßel aus dem Schlafe klirrt.

Thorril.

Hört, Fürsten meines Volks! Vertheidiger
Der Freiheit, höret eures Volkes Ruf
Durch mich und senkt für einen Augenblick
Die Schneiden. Zwar des Greises Rede dünkt —
Ich weiß es gar zu wohl! — den Jünglingen
Ein Trauerlüftchen, das von Gräbern weht.
Doch wehe mir, wenn auf das Mutterherz
Des Vaterlandes unvermeidlich nah
Mit giftgem Dolche das Verderben zielt,
Wer träte stumm zurück? Wie tief sind wir
Gesunken! Überlebt ich darum nur
Mich selbst und ein Geschlecht voll Biedersinn,
Voll Edelmut, — ein schon vergeßenes
Geschlecht, das ich auf meinem Wege fand
Und nimmer wiederfinde, — daß ich Zeuge noch
Der Schande sei, daß Sachsens liebste Kinder,
In schnödem Bunde mit dem Gallier,
Die Bruderschwerter heben? Ha, fürwahr,
So dachte nicht dein Vater Werdomar,
O Feldherr, so nicht Ethelwolf, der Friese!
Die Beiden haßten sich, verwundeten
Sich oft mit Blicken, aber Pflichtgefühl
Und Liebe zur gemeinen Sache bannte
Des bittren Grimmes unglückschwangre Kraft
In ihrer tiefsten Brust Gewahrsam ein.
So fochten sie fünf ganzer Jahre lang
Vereinigt, und die Völker ahnten nicht
Die Zwietracht ihrer Helden. Als sich einst
Im Frevelmut des Trunkes Ethelwolf
Vergeßen hatte, faßte Werdomar
Ihn bei der Hand: „Mein Bruder, spare doch
Den Reichtum deiner Zunge! Fänden wir

Uns mit dem Schwerte Recht, wir glichen zween
Unweisen Knaben, die zur ersten Jagd
Ihr Vater warnend in den Forst gesandt.
Sie waren kaum allein, da stritten sie
Voll Wut, als wär ein Königreich der Preis,
Um einen Sperling und gewahrten nicht
Den Ur, der schäumend aus dem Dickicht brach.
Grimmschnaubend rast der Waldtyrann, schon liegt
Der treuen Hunde Schaar zerfleischt; umsonst!
Sie hören nicht, bis seines Hornes Kraft
Den Einen aufwirft in die Luft, indes
Sein schwerer Fuß des Andern Brust zerquetscht.
Blick in die Runde, Friese! Siehst du nicht
Den Ur, der seine Söhne gegen uns
Zum Kampfe reizt? Noch einmal: daß wir nicht
Den Knaben gleichen! Aber — wenn du willst
Und mußt, so brause fort; nur schlagen kann
Ich nicht mit dir, des Sachsen Gut und Blut
Gehört dem Vaterlande, nicht ihm selbst." —
So dacht und sprach dein Vater. Tags darauf
Errettete sein Edelsinn dem Friesen
Das Leben in der Schlacht. Bei meinem Schwert!
Er war ein braver Mann! Bewahren doch
Die guten Götter uns und ihn, daß er
Nicht grade jetzt von seinem Wolkensitz
Auf uns herunterblicke! Wittekind
Und Balder, eure Schwerter weg! Erstickt
Den Vaterlandsverräter, euren Haß.
Du aber, Sohn von Werdomar, befreie
Zum ewgen Zeichen unsrer Dankbarkeit
Den lieben Greis, und, um des Greises willen,
Den armen Knaben von der Feßeln Schmach.

Wie sich dem Thaue, wenn er mit dem Strahl
Der Morgenröte labend niederquillt,
Der jungen Rose Purpurschooß erschließt:

Nicht anders that, wiewohl von Haß verengt,
Des Alten freundlicher Belehrung sich
Das Herz des Feldherrn wonneschauernd auf.
Der süßen Rührung schöne Thräne perlt
In seinem Blick. Vergeben und vergeßen
Ist alles! Ihm entstürzt das Schwert, er beut
Die Rechte freudig seinem Gegner dar;
Doch stumm und starr, im Kampfe mit sich selbst,
Mit weggesenktem Haupte rollte Balder
Sein Flammenaug und hob zurückgelehnt
Die Hand, die träge sich zu weigern schien,
Zum Bundeshandschlag. Mien und Anstand war
Beleidigung. Beleidigt sprang der Held
Zurück und zog die Hand zurück und flog,
Als flöh er vor der Pest, den Fels hinan,
Die Bande der Gefangnen aufzulösen.

Verkürzt nach Broxtermann.

Der fränkische Heereszug.

Wer ist der große Kaiser
Dort mit dem blutgen Schwert?
Dem Schwert, das so gewaltig
Durch alle Völker fährt?

Wer ist dort überm Rheine
Der große Frankenheld,
Des Name so gefeiert
In aller Christenwelt?

Er ist ein Völkerschlächter,
Ein Mann von Blut und Erz;
Sie beugen ihre Hälse
Dem Starken allerwärts.

Vom Rhein kommt er gezogen
Mit seinem Frankenheer;
Das wälzt wie Meeresbrausen
Gewaltig sich daher.

In Eisen ists gekleidet,
In Eisen Roß und Mann;
Ach, was beginnt der Sachse,
Der so nicht angethan?

Ach, was beginnt der Sachse?
Der hat ja nur sein Schwert!
Doch auch den Arm von Eisen,
Der wuchtig niederfährt.

Und auch den Sinn von Eisen,
Den Nacken eisenhart,
Der von Gewalt und Unrecht
Noch nie gebändigt ward.

Das hat auch Karl erfahren
In mancher wilden Schlacht;
Er hat uns wohl besieget,
Doch hat ers nicht vollbracht.

Denn unser blieb die Scholle,
Blieb Hütte, Weib und Kind,
Daß wir in unsern Gauen
Noch freie Sachsen sind.

Wir können's nicht erleiden
Bei uns, das Frankenjoch;
Und unser tapfrer Herzog,
Held Wittekind, lebet noch.

Der hält dem großen Kaiser
Allein noch Widerpart;
Den andern Fürsten allen
Ist Herz und Hand erstarrt.

Drob zürnet uns der Kaiser
Und zieht mit Macht einher
Und will das Volk der Sachsen
Bedrängen hart und schwer.

Doch beugen wir uns nimmer
Dem schnöden Frankenjoch,
Noch sind wir freie Sachsen
Und tapfre Männer noch.

Drum hebt zum Mund die Hörner,
Und laßt sie dröhnen laut;
Und stimmet an das Schlachtlied,
Dieweil der Morgen graut.

Obs Frankenheer auch zahlreich,
Und Karl auch selbst dabei;
Wir werden nie uns beugen
Der fränkischen Tyrannei.

Wir drücken froh das Eisen,
Das scharfe, an die Brust;
Wir schwingen wild die Streitaxt,
Der Sachsen Ram und Lust.

Und mit uns zieht der Herzog,
Der tapfre Wittekind;
Der wirds dem Franken zeigen,
Was freie Sachsen sind.

Abgekürzt nach Friedrich Kuhn.

Pipin der Höcker.

1.

Zu Regensburg ward in der Nacht
Sankt Petri Kirchlein aufgemacht;
Ein Sachsenhaufe schlich hinein
Zum dunklen Chor im Mondenschein
Und pflog allhier geheimen Rat,
Den Karl, der heut die Stadt betrat,
Den Frankengoliath zu fällen,
Dem Sachsenfeind das Haupt zu spällen.

Pipin der Höcker drängt sich vor:
„Ihr Mannen, schwingt das Schwert empor!
Und eh der Morgen wieder scheint,
Muß fallen aller Sachsen Feind.
Ihr wißt, mich hat der Karl gezeugt,
Ein Sachsenweib hat mich gesäugt;
Ihr, die mich hat zur Welt geboren,
Ihr hab ich Frankenhaß geschworen.

Als dröhnend fiel der Sachsen Gott,
Die Irminsäule ward zu Spott,
Da saß auf einem grauen Stein
Im Eichenwald die Mutter mein.
Ihr Vater lag, der graue Held,
Erschlagen auf dem Leichenfeld;
Vom Karl erbeutet, mußt den Rücken
Die Sachsenmaid zur Taufe bücken.

Und sie, die meine Mutter ward,
Verstoßen jetzt auf Rache harrt.
Wohlauf, ihr Mannen, folgt mir nach!
Wir brechen in sein Schlafgemach!
Dann gilt es einen guten Streich,
Daß ich der Mutter alsogleich
Zur Morgenlab an meiner Klinge
Das Haupt des Sachsentäufers bringe!"

Pipin der Höcker sieht sich um,
Die Mannen all verbleiben stumm;
Da springt er auf: „Und wenn ihr zagt,
So sei's von mir allein gewagt!"
Sie streichen lachend sich den Bart,
Es dünkt sie wohl seltsamer Art,
Daß sich der Zwerge mag erkecken,
Zu ringen mit dem alten Recken.

Und wilder noch ergrimmt Pipin:
„Ja, diese Faust soll fällen ihn,
So wahr mit Einem Schlag sie jetzt
Den Eichenkasten da zerfetzt!“
Und sieh, den Schrank der Sakristei
Schlägt seine starke Faust entzwei,
Daß von den dicken Eichenbrettern
Die Splitter jach zur Erde schmettern.

Ob solchen Zwerges Riesenkraft
Verwundert, steht die Männerschaft.
Doch beben sie zurück in Hast,
Ein Schrecken plötzlich alle faßt:
Denn sieh, durch die zerschlagne Thür
Guckt ängstlich jetzt ein Pfaff herfür,
Der in den Kasten sich verkrochen
Und drin erhorcht, was sie gesprochen.

Rasch sind die Schwerter schon gezückt,
Doch flehend sich der Pfaffe bückt,
Aufs Evangelium er schwört,
Zu hehlen, was er angehört.
Die Sachsen drauf entlaßen ihn,
Doch zürnend sprüht und wehrt Pipin:
„Nein, schleudert ihn hinab die Stiegen —
Ein toter Mund nur ist verschwiegen.“

2.

Der schlimme Pfaffe lief zur Stund
Und that dem Kaiser alles kund,
Und schon zur Morgenfrühe war
Gefeßelt die geschworne Schaar.
Die Feindeshäupter allzumal
Soll treffen heut der Rache Strahl,
Zusammt den jungen Sproßen allen
Soll dieser Stamm darnieder fallen.

Und vor der Stadt auf grünem Grund
Der Kaiser mit den Recken stund;
Und baarhaupt schritt in Feßeln schwer
Die frevle Sachsenschaar daher.
Alsbald sein mächtig Kaiserschwert
Stieß Karol Magnus in die Erd:
Wes Haupt den Degen überrage,
Soll fallen unter Schwertesschlage.

Darnieder stürzte Knab und Mann,
So viel das Maß erreichen kann.
Manch graues Haupt, manch blond Gelock
Entfiel dem blutgen Todesblock.
Vor seinen Herrn mit stolzem Tritt
Zuletzt Pipin der Höcker schritt;
Und ist er auch des Kaisers Knabe,
So mißt man ihn am selben Stabe.

Der Zwerge stolz den Nacken reckt
Und hoch sich auf die Zehen streckt;
Doch reicht er immer nicht hinauf
Zu seines Vaters Degenknauf.
Betroffen jetzt der Kaiser stund,
Als würd ihm Gottes Wille kund:
„Mich ließ der Himmel also richten —
Soll nicht den Absalon vernichten."

Und kecker stemmt sich jetzt Pipin,
Guckt spöttisch auf den Kaiser hin
Doch reicht er immer nicht hinauf
Zu seines Vaters Degenknauf.
Entrüstet hebt der Kaiser sich:
„Was mühst du, kleiner Höcker, dich?
Du wirst in deiner Zwergenblöße
Nie meßen meines Schwertes Größe."

„„So mach ich,““ ruft erzürnt Pipin,
„„Dein Schwert noch kürzer, als ich bin!““
Und aus der Erde riß ers schon
Und brach es, wie ein Rohr, mit Hohn
Auf seinem Kniee rasch entzwei.
„„Sieh her, ich überrag es frei —
Jetzt laße, deinen Spruch zu halten,
Dieß frevle Sachsenhaupt zerspalten!““

„Mit nichten!“ ruft der Kaiser nun,
„Wie sollt ich wider Gott es thun?
Doch sei geschoren dieses Haupt
Und alles Adelschmucks beraubt,
Daß wider seinen Herrn es sich
Auflehne nie vermeßentlich!“
Und nach dem Kloster zu Sankt Gallen
Muß er als Mönch von hinnen wallen.

Pipin der Höcker zornentbrannt,
Hat noch einmal sich umgewandt:
„So werde deine Krone jetzt
Auf blöder Söhne Haupt gesetzt!
Doch schwör ich dir auf Sachsenwort:
So wahr dein Schwert zerbrochen dort,
So wird in feiger Söhne Händen
Dein Kaiserstab zersplittert enden!“

Adolf Stöber.

Der Sachsenbekehrer.

Der Kaiser hat vernommen
Mit Zorn den kühnen Schlag:
„Ha! schwur er, bald soll kommen
Der Rache blutiger Tag!
Bis dahin laß ich wachsen
Zur Trauer Bart und Haar.“ —
Gewappnet stehen die Sachsen
Und harren der Gefahr.

Beschworen wird aufs neue
Der mächtige Männerbund,
Den reichsten Lohn der Treue
Verheißt der Sänger Mund.
Sie bergen in die Wälder
Den Greis, das Weib, das Kind;
Zum Kampf auf Detmolds Felder
Führt sie Held Wittekind.

Sie kämpfen ohn Ermatten
So lange die Sonne glänzt;
Des Abends bleicher Schatten
Sieht keinen siegbekränzt.
Aufs neue beginnt das Morden,
Wo hell die Hase rinnt;
Der Franke siegt — nach Norden
Fleucht knirschend Wittekind.

Zu rächen seine Heere
Beginnt nun Karl mit Wut;
Da troff vom Frankenspeere
Stromweis das Sachsenblut.
Es starrt von Sachsenleichen
Ringsum das Feld, der Hag;
Fünftausend sieht erbleichen.
Verden an einem Tag.

Die andern will er taufen
Mit Waßer statt mit Blut,
Drum treibt er sie mit Haufen,
O Elb, in deine Flut.
Und als er so im Blute
Den Rachedurst gestillt,
Wirft er hinweg die Rute
Und zeigt sich fromm und mild.

Ringsum läßt er errichten
Viel Kirchen in Feld und Hain
Und setzt zu frommen Pflichten
Bischof und Priester ein.
Und mancher, der mit Treue
Gehangen am alten Wahn,
Nimmt nun die Christenweihe
Mit freiem Willen an.

Auch Wittekind, der Kühne,
Reicht aus dem fremden Land
Mit Albion zur Sühne
Freiwillig seine Hand.
Karol schlägt ein, da nahen
Dem großen Kaiser sie;
Die Taufe zu empfahen,
Ziehn sie gen Attigny.

Bruno Lindner.

Das Blutbad von Verden.

Er steht inmitten seiner treuen Schaar,
Die ausgeharrt in jahrelangem Kriege
Und jubelnd nun nach schwererfochtnem Siege
Ein neues Lorbeerreis sich flicht ins Haar.

Da öffnet er den kaiserlichen Mund:
Nun hat an Wodan sich das Kreuz gerochen,
Nun ist der ungebeugte Sinn gebrochen,
Und vorwärts dringt des Lammes heilger Bund.

Das Abendland — es ist mir unterthan!
Nun gilts ein festes Einheitsband zu weben
Um alle Völker, die mir Gott gegeben,
Der Sachse nur will nicht dem Kreuze nahn.

Hart ist sein Sinn, sein Nam bedeutet Stein,
Und dennoch gilts den Sachsentrotz zu zwingen:
Montjois St. Denys! es muß gelingen!
Mein sei die That! die Ehre Gott allein!

So sei denn dieser wilde Heidenstamm
Dem Untergang geweiht in hellen Haufen,
Mit Strömen Bluts will ich die Trotzgen taufen,
Den Sieg erringen soll auch hier das Lamm.

Wo nur ein Mann noch führet Schild und Speer,
Ein Jüngling nur zum Waffenspiele schreitet
Und nach der Eisenbraut die Arme breitet —
Der Mann, der Jüngling soll nicht leben mehr.

Haut um den ganzen Stamm, schlagt ihn aufs Haupt,
Mit einem Streiche fällt des Baumes Krone,
Das junge Reis allein die Axt verschone,
Daß wieder es zum Stamme sich belaubt.

Mein ist das Land, mein sind die Herzen auch!
Und kann ich nicht der Männer Nacken beugen,
Muß aus den jungen Knaben ich mir zeugen
Ein neu Geschlecht durch meines Geistes Hauch.

So sprach der Kaiser, und es zogen aus
Die Schergen, nun nicht mehr die Frankenkrieger,
Die Henker, nun nicht mehr die Heldensieger,
Und brachen gierig ein in jedes Haus.

Nicht wer gefangen war in Kampf und Schlacht,
Der Mann, ergriffen wehrlos in der Hütte,
Der Jüngling, fortgerißen aus der Mitte
Der Seinen, vor den Kaiser ward gebracht.

Viertausend und fünfhundert auserwählt
Ausbluten mußten unterm Henkerbeile
An Einem Tag, der Schlächter hatte Eile,
Bis daß der Letzte fiel, der mitgezählt.

Dort an des Allerflußes grünem Bord,
Wo Verdens alte Bischofsstadt gelegen,
Ließ solches Recht der „große" Kaiser hegen,
Groß jedenfalls in schnödem Völkermord.

Und wo der Kern der Sachsenmannschaft fiel,
Ließ nun sein frommer Eifer Kirchen bauen,
Darin des Christengottes Bild zu schauen,
Und sanft Gesang erklang und Orgelspiel.

Das stumme Weib, die Waise bang und bleich,
Zum Taufstein wurden sie herbeigetrieben:
So übt ein Schwertapostel sich im Lieben,
So baut ein Herschgewaltger Gottes Reich.

Ludwig Grote.

Das weiße Sachsenroß.

Es jagt der Sturm im grünen Wald,
Er reitet und zwängt der Eichen Wucht;
Die alte Weser muß ihre Wellen
Vor Zorn und Angst am Fels zerschellen,
Und vom Gebirg und aus der Schlucht
Des Donners Siegesrufen schallt.

Ein fränkischer Mann, gar müd und still,
Verlaßen irrt im fremden Land;
Die Glieder brechen ihm fast zusammen,
Doch löscht ihm nichts des Auges Flammen.
Da steht ein Hüttlein an dem Strand:
„Halloh, ein Fremder Obdach will!"

Ein Sachse hoch mit stolzem Blick
Sieht lang und fremd den Franken an:
„Kommst du, um Gastfreundschaft zu bitten,
So bist du sicher in Sachsenhütten."
Da trat zum Herde der fränkische Mann,
Er nahm den Becher und gab ihn zurück.

Sie sitzen ernst am heiligen Herd,
Sie sehen schweigend einander an,
Und stumm bewundert immer wieder
Ein Jeder des Andern Heldenglieder.
Zuletzt der Franke so begann:
„Bei Gott, wir sind einander wert!

„Wenn solcher Männer viele stellt
Zum blutigen Kampfe das Sachsenland
So möchte Karol bitter klagen,
Daß Sachs und Frank noch Schlachten schlagen."
Da führt der Sachs ihn an der Hand
Hinaus aufs regengrüne Feld.

Auf freier Weide sprang dort frei
Ein weißes Roß gar stark und schön.
„O laß das schöne Roß uns fangen!"
So sprach der Franke mit Verlangen.
„„Gefangen hats noch Keiner gesehn,
Doch auf mein Locken kommt es frei.""

Und wie ers drauf gerufen mild,
Da kommt es lustig wiehernd nah
Und bäumt die schlanken Vorderfüße
Und bringet seine besten Grüße.
Da spricht der Sachse: „„Siehe da,
Das ist des Sachsenvolkes Bild.""

Der Franke reichet ihm die Hand:
„Das war ein Wort zu seiner Zeit!
Du sollst von fränkischer Großmut hören,
Dem Kampf der Völker will ich wehren;
Du, denke dieser Stunde heut,
Ich bin der König Karl genannt."

Der Sachse reicht ihm auch die Hand:
„„Hast fränkische Großmut du genannt,
So lern auch Sachsentreue kennen.
Ich will dir deinen Gastfreund nennen:
Herr Karl, du bist in mächtiger Hand,
Ich bin der Wittekind genannt.""

Da rief Herr Karl: „Ja treu und frei!
Das edle Roß, das ist dein Bild!
Nun soll der goldne Friede tagen,
Du sollst die Herzogskrone tragen,
Das weiße Roß, das führ im Schild:
Für ewig sei es treu und frei!"

Max von Oër.

Wittekinds Taufe.

Da kaum die Hügel matt erhellte
Der morgenrote, lichte Schein,
Wer schleicht sich in die Zelte
Des Frankenlagers ein?
Mit Schritten leise, leise,
Wie Späherschritte sind,
Verfolgt er die geheime Reise:
Das ist der Sachse Wittekind.

Schon focht er wider mutge Franken
Durch lange Jahre blutgen Streit
Und grollte sonder Wanken
Dem Herrn der Christenheit:
Nun schlich er kühn und schnelle
Zum Feinde sich bei Nacht,
Vertauschend seine Heldenfelle
Mit einer feigen Bettlertracht.

Da fühlt er plötzlich sich umrungen
Von Melodieen sanft und weich;
Gesungen wird, geklungen
Wird um ihn her zugleich.
Verwundert eilt er weiter,
Durchzieht das rüstge Heer;
Da sieht er Beter statt der Streiter,
Das Kreuz als ihre ganze Wehr.

Weihnachten war herangekommen,
Der heilge Morgen war entglüht,
Und innig schwoll des frommen,
Des großen Karl Gemüt.
Zum hohen Tempelbaue
Ließ wölben er sein Zelt,
Daß er im Land der Heiden schaue
Die Glorie der Christenwelt.

Hoch überm Altar prangt und raget
Ein blauer, golddurchwirkter Thron,
Drauf sitzt die reine Maget,
Und ihr im Schooß der Sohn.
Hell schimmert rings das schöne,
Das heilige Gerät,
Und alle Farben, alle Töne
Begrüßen sich mit Majestät.

Schon kniete brünstig, stillandächtig
Der Kaiser vor dem Hochaltar,
Mit Grafenkronen prächtig
Um ihn die Heldenschaar;
Schon fällt vom Spiel der Lichter
Ein rosenfarbner Schein
Auf ihre klaren Angesichter,
Da tritt der Heide keck hinein.

Er staunt, als er die stolzen Päre
Mit Karl auf ihren Knien erkennt,
Damit sie himmlisch nähre
Das ewge Sacrament;
Doch staunt er des nicht minder,
Daß sich kein Priester fand;
Und sieh, es kamen Engelkinder
Im blütenweißen Lichtgewand.

Sie boten zum Versöhnungsmahle
Die Hostie dem Kaiser dar,
Die auf smaragdner Schaale
Sie trugen wunderbar:
Und Jubel füllt die Seelen
Empfahend Brod und Wein;
Es dringt ein Lied aus tausend Kehlen
Vom göttlichen Zugegensein.

Der Sachse steht betäubt, er faltet
Die Hände fromm, sein Aug ist naß;
Das hohe Wunder spaltet
Den heidnisch argen Haß.
Hin eilt er, wo der Haufe
Mit frohem Blick ihn mißt:
„Gieb, Karl, dem Wittekind die Taufe,
Daß er umarme dich als Christ."

August Graf von Platen-Hallermund.

Wittekinds Todesbotschaft.

Die Jahre kamen, schwanden, das lichte Haar ward weiß,
Und trotz des Auges Feuer der Mann war ein Greis.
Da will der König prüfen in sonderlicher Art,
Ob ihm das Volk noch immer in Treuen Liebe bewahrt.

Und seiner Diener zweien hat er anvertraut
Die List klug ersonnen. Sie verkünden laut:
Der König ist gestorben! hört es, Mann und Weib!
Am dritten Tag nach diesem bestatten wir seinen Leib.

Es flog die schlimme Kunde auf Schwingen durch das Land,
Da ward am bittren Leide die Liebe recht erkannt.
Und als der dritte Morgen kaum angebrochen war,
Auf allen Pfaden strömt es nach Enger in dichter Schaar.

Der Burgraum kann nicht faßen die, so erschienen sind,
Zu thun die letzten Ehren dem König Wittekind;
Die weite Halle wimmelt wogend wie ein Meer,
Der Sarg steht verschloßen, die Männer stehn umher.

Da öffnen sich die Pforten, und mit festem Schritt
Unter seine Getreuen der greise König tritt.
Die stehen starr vor Schrecken, dann brauset auf die Luft,
Und Jubelruf ohn Maßen erschallt aus jeglicher Brust.

Des Königs Aug ruht freudig auf der Menge lang,
Dann schallet seine Stimme, der wohlbekannte Klang:
„Daß man euch einst erkenne, die ihr erschienen seid,
So sollt ihr zehntfrei bleiben ein jeder für ewige Zeit."

Noch Einer nachgelaufen kam nächst Bünde her,
Sein Hof bis heut heißt Nalop, zehntfrei ward auch er.
Die unterweges waren und umgekehrt zur Zeit
Aufs Wort: „der König lebet!" — die wurden halb befreit.

Schürmann in Westerenger, der hatte zu viel Ruh:
Er wollte gehn und band sich noch erst fest die Schuh;
Da kam die neue Kunde; doch ward auch er bedacht;
Denn zehntfrei ward ihm einer von seinen Kämpen gemacht.

So war denn Freud im Lande, nah und auch fern,
Daß sie lebend schauten den totgeglaubten Herrn.
Doch mit dem Tode scherzen, das bringet keinem Heil,
Das weckt den strengen Gläubger, zu fordern sein rechtlich Theil.

Nicht lang darnach so trat er an Wittekind heran,
Auf daß ihm Folge leiste der Sachsen bester Mann.
Zu Enger in dem Kirchlein, da ist das Grab von Stein,
Darinnen ward bestattet des Königs Wittekind Gebein.

Gisbert von Vinke.

St. Lüdger und Kaiser Karl.

Wo wär ein Bischof, wie Lüdger,
So makellos, so rein?
Doch von Verklägern muß auch er
Verklagt bei Hofe sein.

Vor Kaiser Karl ist er citiert,
Er kommt und wird nicht fern
Vom Kaiserpalast einquartiert,
Bis auf Befehl vom Herrn.

Der Kaiser eines Morgens früh
Aus tiefem Schlaf erwacht:
So lebhaft hab ich wohl noch nie
Geträumt, als diese Nacht.

Ich sah im hellsten Glorienschein
Den Bischof, den Lüdger;
Was mag es mit dem Bischof sein?
Ruft ihn sogleich mir her.

Der Bote fliegt und findet ihn
Nicht, wie er denkt, im Schlaf;
Nein, betend bei der Matutin
Den Knecht des Herrn er traf.

Komm mit, spricht er, du Gottesmann,
Zum Kaiser auf der Stell.
Der Bischof drauf: Geh nur voran
Und sag, ich folge schnell.

Der Bote kommt und bringt Bescheid,
Doch bleibt der Bischof aus;
Dem Kaiser wird gar lang die Zeit,
Die Stirne zieht er kraus.

Zum zweiten Mal schon sendet er,
Zum dritten Male dann;
Und jedesmal spricht Sanct Lüdger:
Ja, gleich! Geh nur voran.

Von Zorn und Ungeduld entbrannt
Ist längst des Kaisers Sinn;
Da tritt im schlichten Mönchsgewand
Der Bischof vor ihn hin.

Des Kaisers Auge flammt und droht,
Und zornig spricht sein Mund:
Gilt dir so wenig mein Gebot,
Daß du nicht kommst zur Stund?

Der Bischof schaut den Kaiser an
So ernst und feierlich;
Dann aber spricht der Gottesmann:
Du irrst, o Kaiser, dich!

Ich betete die Matutin
Und diente Gott dem Herrn;
Wie konnt ichs wagen, vorzuziehn
Der Sonne dich, den Stern?

Geht vor dem Knechte doch einher
Der Herr zu jeder Zeit!
Nun aber bin ich um so mehr
Zu deinem Dienst bereit.

Der Kaiser drauf: Es ist genug!
Gar deutlich seh ich ein,
Warum der Mann im Traume trug
So hellen Glorienschein.

Der Dichter des Heliand.

Du deutscher Dichter,
Biderber, frommer,

Entsproßen dem Stamme
Der Sachsen Wittekinds,

Wie fleißig durchforschtest du
Die freudige Kunde,

Die Bücher, die Botschaft
Des Bundes, des neuen!

Und was vier verfaßt,
Fügtest in Eines du,

Reihtest die Runen
Am Reime der Staben.

Deutsch wehts aus deiner
Dichtung mich an.

Der Herr, der hohe,
Der heilige Christ,

Der Friedefürst,
Volksherzog und König,

Der mächtige, milde,
Von Mannen umgeben,

Zahllosen, zieht er
Mit den zwölf Erlesenen

Von Berg zu Berge,
Von Burg zu Burg,

Lieblich lehrend,
Leiden lindernd,

Entseelte beseelend,
Sünder entsündigend,

Bis sein Leben er läßt
Für der Leute Kinder. —

So schriebest, so schufest du,
Ein Schüler des Christ auch,

Ein fünfter Gefährte
Zu den vier Evangelisten.

Nicht nennt dich ein Name,
In Nacht hinsankest du;

Dein Werk auch umwallte
Die Wolke der Vergeßenheit.

Doch wieder nun ward es
Erweckt von dem Schlummer,

Und Freud und Frohlocken
Empfängt das erstandene,

Und strebt, den Gesang,
Den sächsischen, alten

Umwandelnd, mit des Wortes
Neuem Gewand

Die Kunde von Christ,
Gottes Kinde, zu bekleiden.

Karl Ludwig Kannegießer.

Heinrich mit dem goldnen Wagen.

1. Etticho, der freie Welf.

„Frei bin ich, was ich hab, ist mein,
Von Keinem trag ich Lehn,
Und Keiner soll den freien Mann
Den Nacken beugen sehn.

„Mich ruft der Kaiser nicht zum Krieg
Von diesem freien Grund,
Und wenn ich streite, schlag ich mich
Für meine Freiheit wund.

„Nicht um der Erde ganzes Gold
Laß ich den Schatz von mir!
Frei bleib, o Sohn, dem Vater treu,
Nur du gebiete dir!

„Aufwiegt der Erde Gold mir nicht
Das einzge große Gut:
Für meine Freiheit bin ich stark,
Verspritz ich kühn mein Blut.

„Und wenn ich sterbe, lieg ich einst
Im stillen, freien Grab;
Die freien Eichen streun darauf
Ihr grünes Laub herab."

2. Etichos Zorn und Tod.

„O Schmach, der Sohn hat sich entehrt,
Nicht ruhig kann ichs sehn!
Er tauscht die Freiheit mit dem Joch:
Er wirbt um Kaiserlehn!

„Mag Knecht er sein, ich bleibe frei
Und suche mir das Grab;
Und wer mich liebt, der steigt mit mir
Zum dunklen Berg hinab.

„Da klafft der tiefe Bergesspalt
Vor unserm Fuß! Wohlan!
O zaudert nicht, o schaudert nicht,
Ich schreite kühn voran."

So mahnt der edle Etticho
Die zwölf Gesellen sein:
Mit Zürnen schritt er in den Berg,
Sie schritten hinterdrein.

Da schlug der Berg mit Krachen zu,
Verschlingend seinen Raub;
Der Boden schüttert, Eichen streun
Herab ihr grünes Laub.

3. Judiths List.

Der Kaiser sitzt im hohen Saal,
Das fromme Heldenbild;
Sein edles Angesicht voll Mut,
Sein Auge klar und mild.

Die schöne Judith, Etichos
Des zornigen Töchterlein,
Des frommen Ludwig Ehgemahl,
Führt ihren Bruder ein.

Sie führt ihn vor des Kaisers Thron,
Da neigt er sich und spricht:
„Nimm, Herr, den treusten Diener auf
In deine Lehenspflicht.

„So viel mit goldnem Wagen ich,
Dieweil du schlummerst, kann
Umfahren, gieb zu Lehen mir,
Dem treusten Lehensmann."

Der Kaiser lacht und denkt dabei:
Wohl ist er reich, doch nicht
So reich, daß er vollbringen kann,
Wovon er prunkend spricht.

Dann spricht er laut: „„Wie du gesagt,
So mag es wohl geschehn:
Was du mit goldnem Wagen umfährst,
Gehöre dir zu Lehn.""

4. Heinrichs Fahrt.

Der König schläft im hohen Saal
Zur heißen Mittagszeit;
Der edle Heinrich fährt indess
Durch Oberbayern weit.

Beflügelnd seinen Wagen ziehn
Die Rosse mit feurigem Mut;
Ein kleiner Wagen von eitlem Gold
In seinem Schooße ruht.

Und wenn der Renner Kraft erlahmt,
Sind andre frisch zur Hand;
Sie führen den edlen Heinrich weit
Durchs schöne Oberland.

Sie führen ihn im Flug vom Lech
Bis wo die Amper fließt,
Bis wo die Ilm den frischen Quell
Ins blühende Thal ergießt.

Da stieg indess ein steiler Berg
Kahl, sonnenheiß empor,
Daß Heinrich ihn beschauend fast
Den frischen Mut verlor.

Da spannt er rasch ein Mutterpferd
Dem leichten Wagen vor,
Er schwingt die Geißel, treibt das Ross
Von Thal zum Berg empor.

Vergebens! Wie die Mähre sich
Mit allen Kräften müht,
Der Wagen rollt zurück ins Thal,
Die Sonne drückend glüht.

„Nun soll von Ravensberg kein Herr,
Als nur in höchster Not,
Ein Mutterpferd gebrauchen je,
Sonst treff ihn jäher Tod!"

Der Edle lenkt im Zorn zurück
Den Wagen zum Palast,
Wo Kaiser Ludwig grad erwacht
Von sanfter Mittagsrast.

Der ruft dem Schwager lachend zu:
„O weh, verraten ist,
Wer solchem Schalke sich vertraut
Und seiner argen List.

„Behalte, was du dir gewannst
Mit deinem listgen Brauch;
Und was ein Mann versprochen hat,
Erfüllt und hält er auch."

Herzog Ludolf.

Hertoge Ludolf de hochgemode
Unde sîn wêrde frowe Ode
Aller herte to Godde kârden.
Ören heren se dicke lârde,
Dat he Got, sinen sheppere,
Solde häven in groten eren
Unde ummer mêr vôr ogen,
Unde öme willig dênst togen.
Wo vele gudes dat se dede
An almosen unde an bede,
Dat duchte ör allent kleine
In örem herten reine,
Unde öre sinne unde gedank
Al na grotem love rank.
Mit bede spat unde fro
Trat se örem heren to,
Dat he tichte ein stichte,
Mit jungfrowen also berichte,
Alse dat Godde wol täme,
Unde dat lôn wederneme,
Dâr Goddes lof inne were,
To lovende den himmelheren.
Des was de hilge geist beleide,
Den vorsten fant se bereide;
Wes de frowe begêrde,
Shone he se des gewêrde;
Unde wat se dachte to dônde,
Des stichtes he begunde
An twiger hilgen ere.
Men secht, dat et were
Johan Baptista unde Steffanus.
Do he et began alsus
To Bruneshusen up sinem eigendome,
Do wolde he varen to Rome
Mit siner frowen bedevârt.
Se beden Got, dat dat were bewârt,

3. kârden, kehrten, imperf. von keren. 4. Ihren Herrn, nämlich den Herzog, belehrte sie oft. 8. togen, erzeigen. 9. dede, that, imperf. von dôn. 16. to ist hier nachgesetzt, wie öfter. 17. tichten, dichten, ersinnen, stiften. 18. berichten, versehen, versorgen. Daher „Krankenbericht." 19. täme, gezieme. 21. Dâr, wo, ist auf das Stift zu beziehn. 23. des, dafür, dazu; beleide, wirksam. 28. begunde und began (Vers 32) imperf. von beginnen, part. begunt (Vers 37). 29. An, zu; twiger, zweier. 35. bedevârt varen, eine Betfahrt machen.

Des se hadden begunt.
Hen foren se in der stunt.
Do se to Rome kemen
Unde losunge örer sunde nemen
Van deme pawese Sergio,
Vor sine sunde offerde he do
Sunte Petere, wat he in sinem lande
Eigens hadde bi der Gande.
De pawes gaf öme rike gift,
Düre hantveste unde shone skrift,
Dat et solde bliven stede,
Wat he gebuwet hedde eder dede
Up sinem eigen vorbat me.
Dat ok na geistliker e
De frowen witte kleider drogen,
De sek to sinem stichte wolden vogen.
He gaf öme noch herlike gift,
Alse mek saget de skrift,
Twiger hilgen gebeine:
Innocentius heit ör eine,
De ander Anastasius was genant,
Two hilge pawese wol bekant
To Rome hîr bevoren,
De de vorste hôchgeboren
Mit öme to lande brachte.
Mit groten eren he dat achte.
Mit siner frowen sat he to rade,
Beide vro unde spade,
Wo he mit gude unde mit eren
Sîn leve stichte mochte meren
Unde wo he et makede lovelik,
Dat et Godde van himmelrîk
Getämede mit den hilgen vire.
Dat offenbârde öme vil schire
Got dorch sine hilge minne,
Alse he öne mit stedem sinne
Dâr bevoren dicke bat.
He bewisede öme eine stat
To sinem willen landes enôch,
Dâr noch hacke eder plôch
Hadde gewracht dâr bevoren.
Grote bome unde doren
Leit he dâr roden nedder,
Dâr he buwede sedder
Dat gestichte lovelik,
Dat makede he so herlik,
Unde de dogedhaftige Ode,
Mit shonheit unde mit gude
Den vîr hilgen vorgenant.
Sîn wille mêr wârt bekant:
Sîn leve dochter Hadmôt,
Reine, kush unde gôt,
Offerde he in witten kleide,
Dat se darin levede bereide
Unde ein abbatisse were,
Der plag se mit tucht unde ere

38. in der stunt, damals, tor stunt, sogleich. „Dit lerede ik dar in der stunde," Reineke de Vos. 40. losunge, Lösung, Vergebung. 42. offerde: er opferte dem h. Petrus, brachte ihm ein Dankopfer dar. 44. Gande, ein kleiner Fluß, an welchem Gandersheim liegt. 45. gift, Gabe. 46. hantveste, Zusicherung, Urkunde. 47. stede, stets, beständig. 49. vorbat, fürbaß, ferner; me, mehr. 50. e, Ehe, Bund, Recht. 51. witte, weiße; vogen, fügen, sich passen für etwas. 53. noch, ferner. 61. to lande, in die Heimat. 62. achten, mit dem Acc. auf etwas Acht geben. 64. vro, früh. 65. Wo, wie. 67. lovelik, lieblich. 69. vire, Zahlwort, vier. 70. vil schire, sehr bald. 71. dorch, um, — willen. 73. dicke, oft. 74. bewisede, zeigte. 75. enôch, genug. 76. plôch, Pflug. 77. wrachten, so viel als warken, wirken. 80. sedder, nachher. 86. bekant, erkannt, kund, offenbar. 92. Der, nämlich der Äbtissin, pflegte sie, d. h. sie versah das Amt einer Äbtissin 22 Jahr.

Wol twe unde twintich jâr,
Und na ör öre suster klâr
Gerborg, ôk alda
Na örer suster Kristina.
Al sîn herte unde sine gedank
Mit bernenden sinnen dârna rank,
Unde dat gestichte worde vollenbracht
Godde to eren, in sulker acht,
Dat et den vîr hilgen getäme.
Êr et doch vollenkeme,
Erstorf de hochgeboren vorste klar,
Van Kristi gebôrt besheiden jâr.
Van sinem dode mêr nicht gesait:
Wo overgrote truricheit
Den guden frowen were,
Dat is to sagende swere,
Unde over alle Sassenlant
Dorch den dôt des vorsten vôrgenant,
Alse se öme truwe plichtich weren.
He wârt mit vorstliken eren
Gegraven in sinem gestichte
To Gandersem, dat he uprichte.
Sint de hertoge is vorsheiden,
So wil ek van sinen sonen beiden
Sagen, so ek besten kan.
Hertoge Brûn de greip an
Ein erve des hertogdomes,
De was ein telge disses bomes;
De ander hertog Otte.
Ek hope, dat uns nicht spotte
De skrift, in der ek hôrde,
Wo van hertogen Brune worde
Begunnen, dat nu heitet Brunswîk
Unde de Borg algelîk,
De ichtes wanne dârto lach,
De men Dankwerderode jach.
Welkes jares dat geshege,
In neiner skrift ek dat spehe.
Doch alse ek dat kan vorstain,
So is et under dem andern Luder geshein.
Dit is de wêrde vorste rîk,
Na deme geheiten is Brunswîk,
Van Sassen hertogen Ludolfes kint;
Van deme men also beskreven vint,
Dat Brunswîk van öme begunnen wort.
In deme sulven boke ek dat hôrd,
Wo bi den tiden Got stade gaf,
Dat der Denen hershap
Twank vil waldiglike
Beide Dudeshenlant unde Frankrike.
To einer tît bi den dagen,
Alse mek de kronken sagen,

98. bernenden, brennenden. 99. Unde, dient zu Satzverbindungen jeder Art, hier statt dat oder wo. 100. acht, Sorgfalt. 102. êr, bevor; doch, steht oft im Vordersatze in Fällen, wo wir es in den Nachsatz stellen würden. 104. besheiden, bestimmt, genau. Das Sterbejahr (vor 874) scheint dem Chronisten nicht bekannt gewesen zu sein. Daher diese allgemeine Angabe: in einem bestimmten, gewissen Jahre nach Chr. G. 111. plichtich, schuldig. 113. gegraven, begraben. 115. Sint, seitdem. 126. algelîk, zugleich. 127. ichtes wanne, weiland; dârto, dabei; lach, lag. 128. jach, nannte. 129. geshege, geschah. 132. Mit Lothar II. ist hier nicht der sächsische Kaiser gemeint, welcher später Lothar III. genannt wird, sondern der König Lothar, der Sohn Lothars I., der neben seinem Bruder, dem Kaiser Ludwig II., den nördlichen Reichstheil regierte. 139. stade, Gestattung, Erlaubnis; der Sinn ist jedenfalls: Gott ließ es zu. 141. Die Dänen oder Normannen waren damals der Schrecken von ganz Europa.

Was der Denen overmôt,
Vor dogenden wol behôt,
So uppichliken gewassen,
Dat se dârhen to Sassen
Fôrden ein mighel hêr.
Dat lant se sunder wêr
Vorhêrden unde sunder shone,
Alse se dicke waren gewone.
Van Sassen des hertogen sûn,
De hîrbevor genant is Brûn,
De sammede, wôr he mochte,
Ein mighel hêr, darmede he sochte
Öne to moten up einen strît.
Na der warheit, alse mek jît
De skrift. Brûn mit öne streit
Unde slôch de Denshen deit.
Do Brûn vroidenrîk unde segehaft,
Unde mit öme sine wêrde geselshap,
Kârden wedder to lande,
Got ein water ön dâr sande,
Eine also grote flôt,
Dat he mit siner shâr hochgemôt
Ein mighel deil aldâr erstarf
Van des wateres flôt unde verdarf,
Alse ek in den boken las.
Do hertoge Brûn erstorven was,
Do behêlt in dogethaftiger hant
Dat hertogdôme in Sassenlant
Hertoge Otte sîn broder,
Der eren stur unde roder.
He was aller vorsten ein blome,
Alse he bewisede an deme dome,
Den sîn vader, de wolgemode,
Unde sîn wêrde frowe Ode
So herliken hadden befangen
Dârbevoren in tiden nicht lange,
Den he unde sîn moder vollenbrachte
Unde ön so rikliken bedachte
In mannichfaldiger ere.
Darna starf de here,
De Hertoginne Ode,
De in reiner hode
Brachte ör alder, dat is wâr,
Seven unde hundert jâr.
Ör sele Got in himmelrike bestede
Dorch siner hilgen gebede.

De Kronike van Sassen.

146. Vor Tugenden wohl behütet. 149. Fôrden, führten; mighel, groß. 151. schone, Schonung. 155. sammede, sammelte. 157. Öne to moten, ihnen (nämlich den Dänen) zu begegnen. 158. jît, sagt. 160. slôch, schlug; deit, Volk. 161. segehaft, siegreich. 163. Vergleiche Vers 61. 165. flôt, Flut. 168. erstarf, verstarb. Vergleiche Vers 170. 174. stur unde roder, Steuer und Ruder. 179. befangen, angefangen. 184. de here, die Hehre oder die Herrin. 186. hode, Hut. 189. besteden oder bestaden, bestellen, sichern. 190. dorch, vergleiche Vers 71.

Herzog Heinrich von Sachsen und Bischof Hatto von Mainz.

„Gott grüß euch, lieber Meister! Der Bischof schickt mich her,
Er hat bei euch die Kette bestellt von Golde schwer;
Die soll ich sehn und fragen, ob sie ihm bald bereit;
Schon morgen soll er kommen, dem er bestimmt das Geschmeid."

Da sprach der Schmied: „„Ich schaffe daran bei Tag und Nacht,
Noch fehlt die letzte Feile, so ist das Werk vollbracht.
Ich weiß, ihr lobt die Arbeit: seht her, wie fest und stark!
Es ist daran verschmiedet roten Goldes sieben Mark.““

Der Ritter nahm die Kette, die Ringe zu beschaun:
Das konnt er nicht, er fühlt es sich vor den Augen graun.
Sie standen ihm voll Thränen der Wehmut unbewußt,
Auch rang sich ihm ein Seufzer aus der tiefbewegten Brust.

Der Goldschmied sprach: „„Ihr seufzet, mich dünkt, ihr weinet gar?
Was ist euch? macht den Kummer mir redlich offenbar.““
„Soll ich nicht weinen?“ rief er, „da dieser Kette Glanz
So bald erlischt im Blute des alleredelsten Manns!

„Heinrichs des Sachsenherzogs! denn seinen Hals umschnürt
Sie morgen schon, des Fürsten, dem all dieß Reich gebührt.“
Da sprach der Schmied gelaßen: „„Was kümmert mich das Reich?
Bezahlt man mir die Arbeit, alles Andre ist mir gleich.““

So sprach er und verstellte sein Herz, der treue Mann.
Als er das Werk vollendet, da hub er sich hindann
Und gieng dem Herzog Heinrich entgegen, nicht gar weit,
Denn schon in Cassel traf er den Herrn mit edlem Geleit.

„„Wohin so schnell, Herr Heinrich? wenn ich es würdig bin,
Daß ihr Bescheid mir saget.““ — „Zu einem Gastmahl hin
Und großen Ehren will ich: Herr Hatto lud mich ein,
Die rechte Hand des Königs, der erste Bischof am Rhein.“

Er sprach: „„Traut nicht der Hochzeit, zu der euch Hatto bat;
Was man in Mainz euch schmiedet, ist tückischer Verrat.
Ich selber schuf die Kette, die euch erwürgen soll.““
Und alles, was er wußte, sagt er ihm deutlich und voll.

„Hab Dank, mein lieber Meister, dich soll in meinem Dienst
Nicht reun, daß du ein Engel der Rettung mir erschienst.“
Da winkt er Hattos Boten, der ihm nicht ferne stand:
„Nun zieh allein und sage dem Bischof, der dich gesandt:

„Mein Hals sei nicht viel härter, als jener Adalberts,
Drum dächt ich mich zu hüten vor goldner Ketten Schmerz.
Nicht groß sei mein Gefolge, doch wollt ich ihm zur Last
In Mainz heut nicht fallen mit so manchem kühnen Gast.

In Thüringen und Sachsen hab er der Länder viel,
Mit Schwertern wohlgewachsen ersähn wir die zum Ziel.
Da würd er wenig sparen der Kosten, die er hier
Für Wirtschaft aufgewendet und für goldner Ketten Zier."

Als das der Bischof hörte, da starb er vor Verdruß,
Oder traf ein Blitzstrahl ihn nach des Himmels Schluß?
Denn beides wird gemeldet und dieß noch nebenher,
Daß ihn am Mäusethurme lebendig fraß der Mäuse Heer.

Wer möcht es jetzt entscheiden nach so langer Zeit?
Es weben gern sich Sagen in der Geschichte Kleid.
Von Herzog Heinrich weiß man, ihm ward am Vogelherd
Für jene goldne Kette die deutsche Krone beschert.

Karl Simrock.

Deutsche Herzen.

919.

König Konrad, Herr der Franken, liegt darnieder krank und bleich,
Und ihn quälen noch im Sterben Sorgen um das deutsche Reich;
Und zum Bruder spricht er leise: „Komm und reiche mir die Hand;
Weiß ich doch, mit ganzer Seele liebst auch du dein Vaterland."

„Dort die Krone wird noch heute, Eberhard, dein Erbe sein,
Doch auch dir wirds nicht gelingen, neuen Glanz ihr zu verleihn;
Nicht an Mut, an Glück nur fehlt es dir und mir im Schlachtenfeld,
Allzutreu an seine Fahnen feßelt es ein junger Held."

„Herzog Heinrich wird nicht rasten, bis ein neuer Kampf entbrennt,
Der das Herzogtum der Sachsen von dem Reich der Franken trennt;
Deutschland mächtig zu erhalten durch der Einheit festes Band,
Giebt es nur ein einzig Mittel, und dieß ruht in deiner Hand."

Schweigend kämpft im treuen Herzen Eberhard den schweren Streit,
Plötzlich flammt sein dunkles Auge, und er ruft: „Ich bin bereit!
Stirbst du, soll mit dir erlöschen unsres Hauses matter Schein,
Des verwaisten Thrones Erbe soll der Herzog Heinrich sein.

„Und ich selber will ihm bringen Krone, Mantel, Lanz und Schwert,
Daß im jugendlichen Helden Deutschland seinen König ehrt."
Da noch einmal in Verklärung leuchtet Konrads Angesicht,
Selig in dem Arm des Bruders ruht er, bis sein Auge bricht.

Julius Sturm.

Heinrichs I. Wahl.

919.

Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemut,
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgensonne Glut.

In Wies' und Feld und Wald und Au
Horch, welch ein froher Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!

Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:
Wie schön ist heut die Welt!
Was gilts, heut giebts 'nen guten Fang!
Er lugt zum Himmelszelt.

Er lauscht und streicht sich von der Stirn
Das blondgelockte Haar;
Ei doch, was sprengt denn dort herauf
Für eine Reiterschaar?

Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,
Es naht der Waffenklang:
Daß Gott! Die Herrn verderben mir
Den ganzen Vogelfang!

Ei nun, was giebts? — Es hält der Troſs
Vorm Herzog plötzlich an;
Herr Heinrich tritt hervor und ſpricht:
„Wen ſucht ihr da? ſagt an!

Da ſchwenken ſie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „„Unſern Herrn!
Hoch lebe Kaiſer Heinrich! Hoch!
Des Sachſenlandes Stern!““

Dies rufend knien ſie vor ihn hin
Und huldigen ihm ſtill
Und rufen, als er ſtaunend fragt:
„„'s iſt deutſchen Reiches Will.““

Da blickt Herr Heinrich tief bewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabſt mir einen guten Fang!
Herr Gott, wie's dir gefällt!“

J. N. Vogl.

König Heinrichs Waffen.

Als Heinrich König ward im Reich,
Schickt er zum Waffenſchmied ſogleich:
Er ſoll dem König ſchaffen
Die königlichen Waffen.

Zu Goslar wars im hohen Schloß,
Da tummelt ſich der Diener Troſs,
Da will der König kühle
Ruhn in der Mittagsſchwüle.

Erſt hängt er Schwert und Schildesrand
Zu ſeinen Häupten an die Wand,
Streckt dann aufs Lager nieder
Die königlichen Glieder.

Da fuhr ins Schloß ein Donnerschlag
Dicht neben wo der König lag;
Er aber schlief in Frieden,
Den Gott gesalbt hienieden.

Die Diener stürzen schnell zu Hauf,
Da wacht der König staunend auf,
Noch ist, was hier geschehen,
An Schild und Schwert zu sehen.

Er ruft mit freudigem Gemüt:
Man schmiede, wenn das Eisen glüht!
Den Hammer her! Die Waffen
Will ich mir selber schaffen!

Und als darauf der Schmied erschien,
Des Königs Willen zu vollziehn,
Ganz seines Winks gewärtig,
War Schild und Schwert schon fertig.

Das Schwert, das er sich selbst gemacht,
Der König schwangs in mancher Schlacht,
Der Schild, vom Blitz geschmolzen,
Hielt gegen Spieß und Bolzen.

Das Schwert, das Gottes Hand geweiht,
Schwang zürnend er wie Blitz im Streit,
In zweiundsechzig Kämpfen
Des Reiches Feind zu dämpfen.

Nach O. F. Gruppe.

Heinrich der Finkler.

In der Wälder freiem Reiche
Ist der deutsche Geist erblüht,
Stark und kräftig wie die Eiche,
Die im Licht der Sonne glüht.

Wie die Blüte zart und sinnend,
Die im Morgenthaue bebt;
Froh und kühn sein Werk beginnend,
Wie der Aar zur Sonne schwebt.

Geist der Treue! Geist der Ehre!
Den der Mund der Sänger preist,
Kehre, Geist der Freiheit, kehre!
Glaubensfroher Heldengeist!

Der so lebensfrisch entsproßen
Du des Waldes keuschem Grün,
Laß die Söhne als Genoßen
Ziehn zum Jagen frei und kühn.

Nicht nach Lust und eitlem Spiele
Und nach Tand der Nichtigkeit,
Nein, nach gottgestecktem Ziele,
Nach dem Ruhm der Ewigkeit.

Gleich dem Kaiser, der gekommen,
Zu befreien deutsches Land,
Aus dem freien Wald genommen,
Und der Finkler drum genannt.

Guido Görres.

Heinrich der Städtebauer.

Es kamen aus fernem Osten
Die Ungarn geritten daher,
In deutsche Lande sie drangen,
Ein hochaufschäumendes Meer.

Was half dir, o wackerer Heinrich,
Dein königlich tapferer Mut?
Die Deutschen, sie mußten bezahlen
Den wilden Barbaren Tribut.

Drauf floßen die schrecklichen Wogen
Ins alte Bette zurück,
Der König sahe sie weichen
Mit zornig drohendem Blick.

Er sprach: „Wohlan, ich baue
Einen großen und starken Wall,
Daran sich möge zerschellen
Der Fluten tosender Schwall."

Und hurtig hat er geleget
Ans Werk die kräftige Hand;
Bald waren die Dämme gezogen
Durchs ganze germanische Land.

Die Dämme? Das waren die Städte,
Von freien Bürgern bewacht;
Die Bürger wußten zu bergen
Des Vaterlands Reichtum und Macht.

Sie lernten aufs Roß sich schwingen,
Behende führen das Schwert,
Und kämpfen wie tapfere Ritter
Für Vaterland, Haus und Herd.

Bald war die Ebbe vorüber,
Die Flut zurücke nun kam;
Da brach sich die stürmische Welle
Am festgegründeten Damm.

Bei Merseburg an der Saale
Schlug Heinrich die blutige Schlacht:
Die deutsche Bürgerwehr streckte
Zu Boden die ungrische Macht.

Und weit und breit durch die Lande
Ertönte der Siegesruf
Von Heinrich, dem Städtebauer,
Der Burgen und Bürger schuf.

A. W. Grube.

König Heinrich I. in Merseburg.

931.

Zieht ein mit lauter Siegespracht,
Ihr Mannen aus der Ungarschlacht,
Zieh ein, du Held!
Du Heinrich mit der deutschen Kron,
Du deutscher Held, du Sachsensohn,
Zum Hort bestellt,
Zum sichren Hort dem heilgen Reich!
Drum, Burg und Pforten, öffnet euch!

Wer hat die Pforten uns vertraut
Und Thürm und Zinnen hoch gebaut?
Der Sachsensohn!
Wer hat die Mauern aufgericht,
Daß Slav und Ungar dürfen nicht
Dem Deutschen drohn?
Wer hat der Kirche Heiligthum
So hoch gewölbt zu Gottes Ruhm?

Das war im Reich nicht immer so,
Daß Städte wundersam und froh
Sich aufgethan,
Daß drin ergoßen mächtiglich
Viel tausend, tausend Menschen sich,
Und himmelan
Am Morgen fromm erklungen wär
Ein Lied aus allen Gassen her.

Nur in den Wäldern weit und breit
War sonst die deutsche Herrlichkeit;
Und einsam gar,
Wie Sternlein einsam in der Luft,
Wie Löwen einsam in der Kluft,
Der Deutsche war.
Und einsam mußt des Löwen Mut
Erliegen seiner Feinde Wut.

Da kam die schöne Heinrichszeit,
Und aus den Gauen weit und breit
Rief er herbei
Die Männerschaar, der Wälder Mark,
In feste Städte, schön und stark
Und leicht und frei.
Und in der Häuser offne Thür
Mit Weib und Kindern zogen wir.

Drum ziehet ein mit Siegespracht,
Ihr Mannen aus der Ungarschlacht,
Zieh ein, du Held!
Du Heinrich mit der deutschen Kron,
Du deutscher Held, du Sachsensohn,
Zum Hort bestellt,
Zum sichern Hort dem heilgen Reich!
Drum, Burg und Pforten, öffnet euch!

Friedrich Kuhn.

Heinrichs I. Verdienste.

Du Vaterlandesretter, Städtegründer,
Groß im Gewinnen, größer im Bewahren,
Sei mir gesegnet, Heidenüberwinder!

Matt zuckte unterm Säbel der Barbaren
Das Reich, und stampfend über deutsche Saaten
Hingieng das Roß des Wenden und Magyaren.

Von seinen Fürsten ward das Land verraten,
Die würgten sich und riefen, sich zum Bunde,
Den grimmen Heiden her zu grimmen Thaten.

Durch Österreich da ritt in böser Stunde
Die maulwurfsäugige Centaurenhorde,
Das Volk des Attila, die Brut der Hunde.

Als wie die Sündflut über alle Borde
Hinschwoll der Greuel durch das Land der Väter,
Das röchelte im ungeheuren Morde.

Von Blut und Flammen wiederschien der Äther,
Nicht Einer kam, kein Retter und kein Ringer,
Denn selbst der Priester wurde zum Verräter.

Und alle Jahre kamen die Bezwinger,
Und jährlich ärmer ward und jährlich schwächer
Das große Reich der kleinen Karolinger.

Und übersatt vom bittren Schmerzensbecher
Auf seinem Todbett lag Konrad der Franke,
Der sprach: „Ich will euch küren einen Rächer.

„Ich stritt mit ihm, der Krone hier zu Danke,
Nun nehmt sie hin, es trage sie derselbe,
Er wird sie halten, ob im Sturm sie schwanke.

„Und dieser Krone leuchtendes Gewölbe,
Er läßt es flammen weit in aller Fährde —
Es ist der Herzog von dem Land der Elbe."

In heilger Morgenluft am Vogelherde,
Da drückten sie den Reif ihm in die Locken,
Auf hohem Berg vor aller deutschen Erde.

Und alle Lande staunten froh erschrocken,
Denn allwärts warf die Krone ihre Strahlen,
Und rings von selber rührten sich die Glocken.

Sie schien allmächtig zu den tiefen Thalen
Und ließ die Waßer in Demanten zittern,
Die Wälder sich mit grünem Gold bemalen.

Es thut der Aar die junge Sonne wittern,
Der deutsche Aar, der lag in Schmach und Frohne,
Da scholl sein Flügelschlag gleich Lenzgewittern.

Und zu dem neuen Licht der Kaiserkrone
Stieg er empor, das sieghaft und allmächtig
Hinstrahlte von des Bergs grünsammtnem Throne.

Es stand der erste Heinrich ernst bedächtig,
Ein Münster, dem der Sonnengott beim Tagen
Sein Diadem aufs Haupt setzt flammenprächtig.

Er thät die Krone auf dem Scheitel tragen,
Als könnt er nun und nimmer sie verlieren,
Hochhäuptig, allgewaltig thät er ragen.

Und wie zu dreimal heilgen Racheschwüren
Streckt er die Hand empor zum Wolkenmeere,
Als spräch er zu den schweigenden Revieren:
„Ich will ein Rächer sein der deutschen Ehre!"

Graf Strachwitz.

Otto der Große.

936—73.

Der Franke legt' als Knechte
Dem Sachsen auf das Joch:
Aus Wittekinds Geschlechte
Geboren herrsch ich doch.
Die himmlische Mathilde
Aus Wickberts Stamme schoß,
Und Heinrich, ernst und milde,
War der Gisela Sproß.

Was richtete der Franke,
Der große Karl, denn aus?
Aufblitzte sein Gedanke,
Zusammenbrach sein Haus.
Sein Reich, mit Blut und Eisen
Gegründet, schnell zerfiel,
Um aller Welt zu weisen:
Es war ein falsches Spiel.

Wohl hab auch ich gestritten
In mancher heißen Schlacht,
Doch mehr noch selbst gelitten,
Als Andern Leid gebracht.
Auch stritt ich nicht um Ehre,
Den blinden Heiden gleich,
Ich stritt mit Gottes Heere
Für Christi Himmelreich.

Gott hat mir Sieg verliehen,
Ich habe nie gewankt,
Den Feinden gern verziehen,
Den Freunden treu gedankt.
Sah Deutschlands Fahnen wehen
Siegreich von Meer zu Meer;
Nun will ich schlafen gehen,
Euch laß ich Ruhm und Ehr.

O edler Stamm der Sachsen,
Du Baum von deutschem Schlag,
Sollst grünen, blühn und wachsen
Bis an den jüngsten Tag.
Vom Fuße bis zum Gipfel
Gesund bis in das Mark,
Erhebe stolz den Wipfel,
Ein Eichbaum fest und stark.

Den Baum, so tief gegründet,
Ihr Stürme nicht zerbrecht;
Mit Treu und Recht verbündet
Ist Wittekinds Geschlecht.
Der grimme Wolf mag würgen
Das unschuldsvolle Lamm,
Doch seine Wurzeln bürgen
Mir für den Sachsenstamm.

Ludwig Grote.

Die Versöhnung.

941.

Zu Quedlinburg im Dome ertönet Glockenklang,
Der Orgel Stimmen brausen zum ernsten Chorgesang;
Es sitzt der Kaiser drinnen mit seiner Ritter Macht,
Voll Andacht zu begehen die heilge Weihenacht.

Hoch ragt er in dem Kreise mit männlicher Gestalt,
Das Auge scharf wie Blitze, von goldnem Haar umwallt;
Man hat ja nicht zum Scherze den Löwen ihn genannt,
Schon mancher hat empfunden die löwenstarke Hand.

Wohl ist auch jetzt vom Siege er wieder heimgekehrt,
Doch nicht des Reiches Feinden hat mächtig er gewehrt;
Es ist der eigne Bruder, den seine Waffe schlug,
Der dreimal der Empörung blutrotes Banner trug.

Jetzt schweift er durch die Lande, geächtet, flüchtig, hin,
Das will dem edlen Kaiser gar schmerzlich in den Sinn;
Er hat die schlimme Fehde oft bitter schon beweint:
O Heinrich, du mein Bruder, was bist du mir so feind!

Zu Quedlinburg vom Dome ertönt die Mitternacht,
Vom Priester wird das Opfer der Messe dargebracht;
Es beugen sich die Kniee, es beugt sich jedes Herz,
Gebet in heilger Stunde steigt brünstig himmelwärts.

Da öffnen sich die Pforten, es tritt ein Mann herein,
Es hüllt die starken Glieder ein Büßerhemde ein,
Zuschreitend auf den Kaiser, wirft er sich vor ihm hin,
Umfaßet ihm die Kniee mit tiefgebeugtem Sinn.

„O Bruder, meine Fehler, sie lasten schwer auf mir!
Hier liege ich zu Füßen Verzeihung flehend dir;
Was ich mit Blut gesündigt, die Gnade macht es rein,
Vergieb, o strenger Kaiser, vergieb, du Bruder mein!"

Doch strenge blickt der Kaiser den sündgen Bruder an:
„„Zweimal hab ich vergeben, nicht fürder mehr fortan!
Die Acht ist ausgesprochen, das Leben dir geraubt,
Nach dreier Tage Wechsel da fällt dein schuldig Haupt!""

Bleich werden rings die Fürsten, der Herzog Heinrich bleich,
Und Stille herrscht im Kreise gleich wie im Totenreich;
Man hätte mögen hören jetzt wohl ein fallend Laub,
Denn keiner wagt zu wehren dem Löwen seinen Raub.

Da hat sich ernst zum Kaiser der fromme Abt gewandt,
Das ewge Buch der Bücher, das hält er in der Hand;
Er liest mit lautem Munde der heilgen Worte Klang,
Daß es in aller Herzen wie Gottes Stimme drang:

„Und Petrus sprach zum Herren: Nicht wahr, genügt ich hab,
Wenn ich dem sündgen Bruder schon siebenmal vergab?
Doch Jesus ihm antwortet: Nicht siebenmal vergieb,
Nein siebenzig mal sieben, das ist dem Vater lieb."

Da schmilzt des Kaisers Strenge in Thränen unbewußt,
Er hebt ihn auf, den Bruder, er drückt ihn an die Brust;
Ein lauter Ruf der Freude ist jubelnd rings erwacht,
Nie schöner ward begangen die heilge Weihenacht.

H. Mühler.

Das Siegeszeichen.

Die Gründung des Erzbistums Magdeburg.

Manche Schlacht ist nun geschlagen, kühn gelungen mancher Sieg,
In der Mark bis fern zur Oder schweigt der blutge Wendenkrieg.

Da steht König Otto sinnend. Auf das Schwert gelehnt die Hand,
Blickt er froh vom hohen Hügel weit in sein erobert Land.

Schaut der Ströme blaues Glänzen und der Marken grüne Flur,
Denn es prangt im Frühlingskleide wie zum Siegsfest die Natur.

Und es beugt der hohe Streiter fromm in Demut nun das Knie
Vor dem Könige der Könige, der ihm Macht und Sieg verlieh.

„Dank dir," ruft er, „Herr der Herren, für das neue Gnadenpfand,
So zum Lehn ich nur empfange: deinem Sohn gebührt das Land.

„Christi Herrschaft zu bewahren, ihm zum ewgen Preis und Ruhm,
Prang an dieser Heidenstätte hoch das erste Bischoftum."

So geschahs. Udo, der greise, Muster aller Frömmigkeit,
Ward mit Ring und Stab als Bischof ohne Säumen eingeweiht.

Und in Petri Namen segnet ihn der Nuntius von Rom:
Daß sein Hochstift fernhin glänze, muß erstehn ein weiter Dom,

Prangend als ein Siegeszeichen, da, wo König Otto stand
Und vom grausen Opferhügel sinnend schaut ins Wendenland.

K. Seidl.

Hermann Billings Sohn.

Ein Knab am Hünensteine saß
Mit sinnender Geberde;
Behaglich irrt im jungen Gras
Die braune Rinderheerde;
Sein Auge an der Ferne hing,
Und manche Heldenmäre ging
Durch seine Feuerseele.

„Und wenn ich erst ein gutes Schwert
Statt dieses Steckens trage,
Dann thu ich wie die Väter wert,
Davon man sing und sage.
Mit Kaiser Otto zieh ich aus
Zu manchem Sieg und Ehrenstrauß
Im Welsch- und Wendenlande."

Da sieh, was für ein heller Schein
Wälzt dort sich durchs Gefilde?
Die Wolke stiebt und zwischenein
Erblitzen Speer und Schilde!
Das ist ein edler Ritterzug!
Der Knabe sprang in Windesflug,
Ihn in der Näh zu schauen.

Hei! wie der Helme Büsche wehn
So lustig in den Lüften!
Die Schwerter geben hell Getön
An schlanker Reiter Hüften!
Und näher rückt jetzt Roß und Mann,
Mit blanken Waffen angethan:
Da gab es Augenweide!

Dem Zug voran ein greiser Held
Mit Lockenhaar des Leuen;
Sein Adlerblick durchschweift das Feld,
Dann fragt er seine Treuen:
„Lugt dort nicht Hermann Billings Haus
Am grünen Buchenhag heraus?
Mich dünkt, ich kenn es wieder."

Und wie das Wort ihm wird bejaht,
„Wir sehn ihn um so bälder,"
Spricht er und wendet seinen Pfad
Geradaus durch die Felder.
Dem Führer folgt der ganze Troß,
Es stampft der Krieger stolzes Roß
Die saatengrüne Erde.

Der Knab es mit Erschrecken sah,
Trat zürnend vor die Recken;
Breit wie ein Wehrturm stand er da,
Ein Schlagbaum war sein Stecken:
„Ihr Herren, dieß ist Ackerfeld,
Mit manchem sauren Schweiß bestellt;
Dortlang zieht eure Straße!"

„Wer bist du, der du uns zum Hohn
Willst Sitt und Rechte lehren?"
„Ich bin des Hermann Billings Sohn,
Sein Erb an Amt und Ehren.
Einst sitz ich selber zu Gericht,
Drum leid ich auch kein Unrecht nicht,
Und wär es von dem Kaiser."

Da hebt im Sattel hehr und groß
Sich die Gestalt des Ritters.
Aus seiner Brauen Wolkenschooß
Flammt Leuchten des Gewitters:
„Der Kaiser ists, der mit dir spricht!
Gieb Raum dem Kaiser, kleiner Wicht,
Des Scherzens ist ein Ende!"

Der Knabe schaut erstaunt ihn an,
Und kalt griffs ihm zum Herzen;
Doch bald getrost er nun begann:
„Laß du dein frevelnd Scherzen!
Fast glaubt ichs deinem Angesicht,
Doch nein, der Kaiser bist du nicht,
Der gute Kaiser Otto.

Der schaltet für Gesetz und Recht
Bis an des Reiches Marken;
Er schirmet den geringsten Knecht
Vorm Übermut des Starken.
Der Segen tritt in seine Spur:
Du trittst auf freier Männer Flur
Mit Füßen des Verderbens."

Hervor sprang mancher Mann sogleich,
Das kühne Wort zu rächen.
Der Kaiser winkt: „Wann wehrt ich euch,
Dem Recht das Wort zu sprechen?
Er hats gethan! Ihr bliebet stumm"—
Lenkt leisen Zugs sein Roß hinum
Und reitet still von dannen.

Die Sonne sinkt am Wald hinab,
Von Nebeln dampft die Erde,
Und heimwärts zieht der Hirtenknab
Im Glockenhall der Heerde.
Was giebts? von Fackeln strahlt der Saal,
Es klirren Schüßeln und Pokal
Ihm durch den Hof entgegen!

Er tritt hinein gar wohlgemut,
Die Gäste zu begrüßen.
Wie sank dir da, du keckes Blut,
Das Herz schier zu den Füßen!
Gar majestätisch oben an
Im Hochgestühle sitzt der Mann,
Den er im Feld gescholten.

Der hat ihn alsobald ersehn,
Grüßt lächelnd hin zur Schwelle:
„Was willst du dort im Düstern stehn?
Tritt zu mir her, Geselle!"
Legt auf sein Haupt die starke Hand
Und spricht zum Vater hingewandt
Im hohen Ritterkreise:

„Harm Billing, schenk mir diesen Sohn!
Solch Edelreis der Sachsen
Ich pflanz es neben meinen Thron,
Da solls zum Baum erwachsen.
In diesem Knaben steckt ein Mann,
Wie ihn das Reich nicht missen kann:
Dem will ich ihn vererben."

Ferdinand Bäßler.

Die Königseiche des Wendlandes.

Es stand auf letztem Walle der Wenden letzte Schaar,
Die edelsten, die besten, dabei der König war;
Der ragt mit ganzem Haupte ob all der Krieger Reihn,
Wild flattern ihm im Winde die dunklen Locken fein.

Sie stehn auf letztem Walle zu trotzen letzter Not,
Auf dreizehn Wällen vorher, da liegen die Brüder tot;
Und wieder braust der Billung heran mit tapfrem Heer,
Wie blitzet Kling an Klinge, wie starret Speer an Speer!

Der Blutkampf hat begonnen, von unten stürmts empor,
Von oben stürmt es nieder; welch wilder Stimmenchor!
Ha, wie die Wunden klaffen, wie Pfeil und Bolze fliegt!
Und keiner, der da weichet, und keiner, der da siegt.

Da endlich, wie die Sonne sich abendlich geneigt,
Da hat sein letztes Stündlein das Wendenvolk erreicht.
Wohl blutig geht sie unter die Sonn am Waldeshang,
So blutig war der Wenden wehvoller Untergang.

Am Boden liegen die Tapfern, das Schwert hat sie gefällt,
Am Boden liegt der König, ein kampfesmatter Held;
Am Stamme einer Eiche lehnt er zum Tode wund
Und färbt mit seinem Herzblut den väterlichen Grund.

Und seine Augen brechen, den Lippen blutig rot
Entflieht der letzte Seufzer — der Wendenfürst war tot.
Dumpf rauschts im Eichenwipfel, das war sein Grabgesang,
Es rauscht, daß manche Eichel zum Helden niedersprang.

Am Morgen ringsum Schweigen; ein Hügel klein und kahl,
Das war des Wendenkönigs, des letzten, Ehrenmal;
Doch anders sollt es werden: zum Eichbaum hoch und hehr
Trug er den Keim im Munde von jener Stunde her.

Und wie der neue Frühling die Erde neu belebt,
Ob seinem Haupte, siehe! ein Schößling sich erhebt.
Und wer nach funfzig Jahren die Stätte wiedersah,
Der fand, es stand 'ne schlanke, frischgrüne Eiche da.

Und wieder funfzig und funfzig, da wars der schönste Baum,
Wie keiner mehr zu schauen auf weitem, weitem Raum;
Wie eine Riesensäule der Stamm emporgereckt,
Wie schirmend Dach die Krone rings weithin ausgestreckt.

Und wunderbar! alltäglich um Sonnenuntergang
Ein Rauschen dumpf da oben, wie ernster Geistersang.
Das war die Königseiche des Wendlands, allverehrt,
Aus Königs Haupt entsprungen, von Königs Mark genährt.

Th. Hansing.

Kaiser Otto II.

980.

„Ergebt euch, Ohm! bezwingt eur starkes Herz!
Allein durchhauet ihr nimmer den Wall von Erz!
Erschlagen liegt Held Udo und Ezelin,
Die Allemannen bluten, die Franken fliehn."

So ruft der Herzog dem Kaiser Otto nach,
Der, feindumzingelt, besorgt um Knechtschaftsschmach,
Bar aller Hülfe, mit seines Speers Gewicht
Auf Rossans Feldern blutige Kränze flicht.

Ja, als er endlich, sichtbar nach Gottes Rat,
Sich frei geschlagen eisernen Ehrenpfad,
Was muß er schauen? Statt dem getreuen Heer
Ringsum nur neue Feind, und vor ihm das Meer!

„Und läg Avernus grausiges Flammenthor,
Ja, Höll und Teufel hart meiner Fahrt bevor:
Eh will ich freikühn werben um jede Pein,
Als — Christenkaiser — heidnischer Dienstmann sein!"

Er sprichts, und drängend sein Roß mit großer Macht
Wirft er sich blitzschnell hinab in der Wogen Nacht:
Aufbraust die Tiefe, schlürft ihn hinab im Nu:
So deckt der Abgrund irdische Kronen zu.

Doch eh der nächste Pulsschlag vorüberwallt,
Ersteht die hohe leuchtende Siegsgestalt;
Vom Sturm verschlungen, emporgerafft vom Sturm,
Theilt er die Waßer stark wie ein Felsenthurm.

Und sieh, ein Schifflein leicht wie ein Wellenbild
Tanzt nah vorüber, kennend den Adlerschild;
Jedoch der Bootsmann, tückisch und voll Verrat,
Will scheu entrinnen, eh der Gewaltige naht.

Doch dieser zornvoll dräut mit geschwungenem Speer:
„Dein Kaiser forderts, lenke den Kiel hieher!"
Und leuchtend schwimmt er, stolz wie ein Meeresschwan,
In seinen Waffen gegen das Fahrzeug an.

Da hemmt der Schiffer zagend der Barke Lauf,
Wirft schleunig Anker, nimmt den Gesalbten auf;
Strickleitern fallen, und aus der Fluten Schooß
Vom sichren Tode reißt sich der Kühne los.

Doch kaum entronnen feindlichem Kriegesbrand,
Drängt er den Schiffer wieder zurück ans Land;
Denn eine Dirne, fliehend der Heiden Schaar,
Heischt Ritterhülfe, zagender Säumnis bar.

Die Sarazenen, denen ihr grimmer Feind,
Der meerumschlungene, hehr wie ein Gott erscheint,
Fliehn schnell entmutet; die Dame aufwärts sah:
Hilf Gott! — des Kaisers Weib Theophania!

Da sinkt der Starke bewältigt auf den Grund,
Sein strömend Auge thut sein Entzücken kund:
„Dank, Menschenhüter!“ betet er brünstig laut,
„Daß ich auch heute dir nur allein vertraut.“

Krug von Nidda.

Sanct Bernwards Kreuz.

Zu Hildesheim gen Norden, da steht ein alter Bau,
Der trägt die Riesenglieder vom Hügel hoch zur Schau,
Des Himmels Vögel singen ihm früh den Morgengruß,
Und Abends spielen Kinder um seinen Felsenfuß.

Wohl giengen viel Geschlechter durch sein ergrautes Thor,
Viel biedre Mönche sangen im schön geschnitzten Chor.
Und in den Geisterhimmel hinhorchend manche Nacht,
Hat auch der große Bischof Bernward hier zugebracht.

Dicht neben jenem Thürmchen, das, eckig auferbaut,
Gleich einer kleinen Warte hinaus nach Morgen schaut,
War ein Gemach gewölbet, wo Werkzeug mancher Art
Auf Tischen und an Wänden Bernwardus aufbewahrt.

Da fügt sich seinem Winke der spröde Edelstein,
Beleben sich Metalle und athmet Elfenbein;
Da wand er jene Säule, die, um sich selbst geführt,
Des Heilands Thaten kündet und noch den Domhof ziert.

Da hat er die Patene und auch den Kelch gebaut,
Drauf man mit zwölf Genoßen den Herrn am Tische schaut,
Wie er, sich selbst in Händen, im mondbeglänzten Saal
Der Erde Völker ladet zum ewgen Liebesmahl.

Am hohen Bogenfenster saß einst der Gottesmann
Versunken in Gedanken am Arbeitstisch und sann;
Die Sonne gieng zur Rüste und malte im Gemach
In schräg gezognen Rauten die Fensterscheiben nach.

Und draußen sah man Wölkchen mit purpurfarbnem Schein
Sich um das Rosenbette der Tagesfürstin reihn,
Die, eh sie ganz versinket, noch einen Scheideblick
Wirft in die fromme Werkstatt und auf den Tisch zurück.

Ein Kreuz lag auf der Tafel von schön gelungnem Guß,
Das flammt hoch auf, erwiedernd den hellen Lichtesgruß,
Besetzt mit hundert Steinen, darauf einst Heidenhand
Schnitt manches Götterbildnis im fernen Morgenland.

Da sieht man, wie Prometheus keck in die Sonne greift,
Und wie Achill den Hector um Trojas Mauern schleift;
Hier raubt der Adler Jovis den schönen Königssohn,
Und dort stürzt aus den Wolken der arme Phaeton.

Doch zwischen all dem Zierrat und diesen Steinen all
Stand gleich dem Silberteiche ein klarer Bergkristall;
Der herrscht in Kreuzes Mitte, wo Stang auf Stange ruht,
Geruhig wie im Hafen des Meeres Spiegelflut.

Bestimmt ist er, zu decken ein Spänlein von dem Baum,
Der am Calvarienberge wuchs in den Himmelsraum,
Der ohne Zweig und Blätter den kühlsten Schatten streut
Und allen müden Pilgern die süßste Labung beut.

So lag nun fast vollendet, in erster Neuheit Reiz,
Vor seinem edlen Meister das große goldne Kreuz,
Dabei in einer Schale der unscheinbare Span,
Den vierfach zu zerlegen vergeblich Bernward sann.

Denn wiederholen sollte der Span im schmalen Raum
Das Zeichen der Erlösung, des Kreuzes Lebensbaum.
Ihn hatte Kaiser Otto als höchster Liebe Pfand
Dem alten Freund und Lehrer Bernwardo zugesandt.

Und wie der hohe Meister so still da sitzt und sinnt,
Mit magischem Gewebe der Abend ihn umspinnt,
Verschmilzt der Dinge Formen und schließt zu kurzer Ruh
Mit losen, leisen Händen des Mannes Wimper zu.

Ein Stündchen kaum er schlummert, und als er dann erwacht,
Scheint schon der Mond ins Fenster in ruhig milder Pracht.
Grad auf der heilgen Schaale der Strahl des Mondes weilt,
Und sieh, in vier Partikel ist jetzt der Span getheilt.

Sanct Bernward schauts verwundert, und mit geheimem Graun
Beginnt er zu vollenden sein Werk, das noch zu schaun.
So ist das Kreuz entstanden, das schon achthundert Jahr
Ein Schrecken der Dämonen, der Frommen Zuflucht war.

Nach Joseph Graën.

Kaiser Otto III. und Pfalzgraf Ezzo.

Der dritte der Ottonen war erst drei Winter alt,
Da trug er schon der Kronen und Ehren mannigfalt.

Hieß König deutschen Landen, Schirmherr der Christenheit,
Viel edle Völker standen um seinen Thron gereiht.

Beim Spiel mit Pfalzgraf Ezzo, ein Knabe früh gereift,
Beim Schachspiel spricht er jetzo, eh er zum Zuge greift:

„Drei Spiele laß uns spielen, seit Monden spiel ich sie,
Und spielte schon mit Vielen und traf den Meister nie.

„Kannst du mich dreimal schlagen, gewinnen Spiel um Spiel,
Will ich dir nichts versagen, und wär es noch so viel.

„Das liebste Pfand erdenke, wonach das Herz dir ringt:
Wie gern ich dir es schenke, wenn mich dein Spiel bezwingt!"

Da schlug das Herz dem Grafen, er wußt ein liebes Pfand,
Gar selten ließ ihn schlafen, daß es so hoch ihm stand.

Herrn Otto saß zu Essen sein Schwesterlein Mathild,
Die konnt er nicht vergeßen, noch sie des Jünglings Bild.

Erwerben nimmer mocht er als ein geringer Graf
Die edle Königstochter, das scheucht ihm so den Schlaf.

Zwar darf er jetzt nicht trauern, denn Hoffnung ist genug;
Der König schiebt zwei Bauern voran im ersten Zug.

Doch nimmt vielleicht die Stunde sein Glück, sein Leben hin;
Da zog er aus dem Grunde hervor die Königin.

Er hätte gern geblutet für sie im Schlachtensturm;
Da raubt er unvermutet dem König seinen Thurm.

Für sie dem kühnsten Raufer sich in den Weg gestellt;
Da nahm er auch den Laufer und rückt ihm scharf ins Feld.

Für sie im tiefsten Zwinger erlitten Ungemach;
Da schlug er gar den Springer und bot ihm Schach auf Schach.

Doch Glück im Spiel zu hoffen, geziemt es wohl dem Mann?
Der König sieht betroffen, daß er nicht weiter kann.

„„So wär *ein* Spiel gewonnen, doch ach drei Spiele sind
Bedungen! unbesonnen ist Otto nicht, das Kind.

„„Er ließ mich eins gewinnen, und schon gewann ich zwei,
Bald aber werd ich innen, daß er der Stärkre sei.""

Da dacht er an Mathilde, das Mädchen spielte mit,
Er sah in jedem Bilde sein Lieb, um das er stritt.

Sie focht auf seiner Seite und riet ihm klug und schlau,
Bis er zuletzt im Streite gewann die schönste Frau.

„Nun hast du mich geschlagen, dreimal, und Spiel um Spiel,
Ich darf dir nichts versagen, und wär es noch so viel.

„So wähle denn und nenne, wonach das Herz dir rang,
Das liebste Pfand bekenne: wie zauderst du so lang?"

„„Ich trau es nicht zu nennen, es ist ein theurer Preis,
Die Lippen zittern, brennen, mich schauert kalt und heiß.

„„Daß ich verwegen zielte, Herr, kannst du mir verzeihn?
Das Pfand, um das ich spielte, sie wars, die Schwester dein.

„„Im Kloster dort zu Essen einst sah ich sie, Mathild,
Und ewig unvergeßen ist mir das liebe Bild.

„„Wenn nicht die Blicke trogen, die mir so viel gesagt,
So ist auch mir gewogen die kaiserliche Magd.""

Herr Otto sprach: „Ich lerne von dir, aus Spiel wird Ernst,
Drum, Ezzo, seh ich gerne, daß du von mir auch lernst.

„Es heißt: ein Wort ein Siegel, zumal aus Königsmund;
Du aller Ritter Spiegel, ist dir der Spruch nicht kund?

„Dank dir, daß du verschonet hast meine eigne Haut!
Du weißt ja, wo sie wohnet: so hole dir die Braut.""

Karl Simrock.

Klagelied Kaiser Ottos III.

† 1002.

O Erde, nimm den Müden,
Den Lebensmüden auf,
Der hier im fernen Süden
Beschließt den Pilgerlauf!
Schon steh ich an der Grenze,
Die Leib und Seele theilt,
Und meine zwanzig Lenze
Sind rasch dahin geeilt.

Voll unerfüllter Träume,
Verwaist, in Gram versenkt,
Entfallen mir die Zäume,
Die dieses Reich gelenkt.
Ein Andrer mag es zügeln
Mit Händen minder schlaff
Von diesen sieben Hügeln
Bis an des Nordens Haff.

Des deutschen Volks Berater
Umwandeln Gottes Thron:
Mir winkt der Ältervater
Mit seinem großen Sohn.
Und während voll von Milde
Die frommen Hände legt
Mir auf das Haupt Mathilde,
Steht Heinrich tief bewegt.

Nun fühl ich erst, wie eitel
Des Glücks Geschenke sind,
Wiewohl ich auf dem Scheitel
Schon Kronen trug als Kind.
Was je mir schien gewichtig,
Zerstiebt wie ein Atom:
O Welt, du bist so nichtig,
Du bist so klein, o Rom!

O Rom, wo meine Blüten
Verwelkt wie dürres Laub,
Dir ziemt es nicht, zu hüten
Den kaiserlichen Staub!
Die mir die Treue brachen,
Zerbrächen mein Gebein;
Beim großen Karl in Aachen
Will ich bestattet sein.

Die echten Palmen wehen
Nur dort um sein Panier:
Ihn hab ich liegen sehen
In seiner Kaiserzier.
Was durfte mich verführen,
Zu öffnen seinen Sarg,
Den Lorbeer anzurühren,
Der seine Schläfe barg?

O Freunde, laßt das Klagen,
Mir aber gebt Entsatz
Und macht dem Leichenwagen
Mit euren Waffen Platz.
Bedeckt das Grab mit Rosen,
Das ich so früh gewann,
Und legt den thatenlosen
Zum thatenreichsten Mann.

August Graf von Platen-Hallermund.

Kaiser Heinrich II., der Heilige.

1002—1024.

Er stieg den Herzogsstuhl herab:
„Du goldner Reif, du goldner Stab,
Du edles Hermelingewand,
Nun ist kein andrer Herr im Land!"
Und nächtens war es ihm im Schlaf,
Als ob ein Wort das Ohr ihm traf;

Ihn dünkt, als ob sich aus der Wand
Hervorhub eine Riesenhand,
Die mit dem Finger Zeichen schrieb:
„Nach sechsen"—und dann stehen blieb.
Verwirrt fuhr er vom Schlaf empor,
„Nach sechsen"—dröhnts in seinem Ohr.

„Nach sechsen"—Menschensohn, das ist
Der Tod! Sechs Tage nur sind Frist!
Da beugt er seinen stolzen Sinn,
Da warf er sich in Demut hin
Vor dem, der einzig hält Gericht,
Und als des sechsten Morgens Licht
Den Horizont begann zu färben,
War willig er, bereit zu sterben.
Der Tag gieng hin, die Nacht brach an,
Die sechste Woche kam heran,
Der sechste Mond—er blieb ergeben,
Noch fristete der Herr sein Leben.
Und als das sechste Jahr entflohn,
Ward ihm verliehn die Kaiserkron.

Franz Kugler.

Heinrichs II. Gehorsam.

1019.

Das Haupt gebeugt, das Herz voll Leid,
Statt Purpurmantels im härenen Kleid,
So trat ins Kloster statt ins Zelt
Der zweite Heinrich, müde der Welt.

Die goldne Kron und des Scepters Stab
Trug ihm sein treuester Edelknab.
Der Kaiser spricht: „Die irdische Zier,
Vor Gottes Altar ruhe sie hier!"

Da trat der Abt in der Mönche Kreis,
Sein Kleid war schwarz, sein Haupt war weiß.
Und der Kaiser beugt vor ihm das Knie:
„Mein Leben," spricht er, „beschließ ich hie."

„Mich drücket zu schwer der Krone Last,
Im Dienste des Herrn drum such ich Rast.
Mir wogt zu wild des Lebens Meer
Und treibt mich tückisch hin und her.

„Mein Schwert war tapfer früh und spat,
Doch liegts gebrochen durch Verrat;
Nach Wälschland mußt ich hinüber ziehn,
Zu bändgen den wilden Harduin.

„Und als ich dort aufs Haupt ihn traf,
Lärmt hier der Pole Boleslav.
Als diesen bezwungen kaum mein Schwert,
Da brannt aufs neue Wälschlands Herd.

„So über die Alpen jagte das Spiel
Mich hin und her, bis daß ich fiel.
Der Freund verließ mich in der Schlacht,
Das hat dem Polen den Sieg gebracht.

„Ach daß er mich, seinen Herrn, bezwang
Und in das Mark des Reiches drang!
Mich drückt zu schwer der Krone Last,
O gönnt dem müden Kämpfer Rast!

„Hier ende still einst Heinrichs Lauf,
O frommer Vater, nimm mich auf!"
Der Kaiser sprachs, tief lag er da,
Der Abt auf ihn hernieder sah.

„„Dein Schmerz hat Schmerz in mir erzeugt,
Es hat der Herr dich tief gebeugt;
Doch kennst du auch, mein Sohn, mein Sohn,
Des Ordens Last und Mühen schon?

„„Wirst du sie tragen sonder Scheu,
Und schwörst du Gehorsam mir und Treu?""
„Ich will sie tragen treu und gern
Und widme mich ganz dem Dienst des Herrn.

„Auf lege mir die schwerste Last,
Die du dem Geringsten zu bieten hast —
Ich trage willig jede Not
Und schwöre dir Treue bis zum Tod."

„„Wohlan denn,"" tönte gebieterisch
Des Greises Stimme jugendfrisch,
„„Schwörst du Gehorsam sonder Hehl,
So höre meinen ernsten Befehl:

„„Nicht länger weigere dich der Last,
Die du von Gott zu tragen hast;
Setz auf dein Haupt die Krone dort
Und pflege deines Amts hinfort!““

Anstaunte der Kaiser den frommen Greis,
Ihm stockte der Odem, die Stirn ward heiß,
Mit den Händen bedeckt er der Wangen Rot,
Und stumm befolgt er des Herrn Gebot.

L. von Lepel.

Kaiser Lothar, der Sachse.

1125—1138.

Nu weren van Kristi gebôrt,
In einem boke ek dat hôrd',
Dusent unde hundert jâr
Ses unde twintig vorswonden gâr,
Elven jâr na deme groten stride.
Do de krone was worden kwide
Van deme vîvden kaisere Henrik,
De to Spire starf na deme wîk,
Wârt de vorste ût Sassenlant,
An deme de truwe volge fant,
Luder, uppe den se hadden gesworen,
To Menze to koninge gekoren
Van den vorsten algelîk,
De dâr hôrden to deme rîk,
Mit willen unde mit leve gâr;
Wente he was en vorste klâr,
Des de werlde ere hedde unde fromen.
Ek hevve ôk vor wâr vornomen,
Wo öme sîn frowe, gâr vorsunnen,
Rikse, hedde gewunnen
Eine dochter sunder hone;
Gerdrût heit de maget shone,
An lîv, an dögeden gâr gemeit.
Mit leve unde mit wôrdicheit
Gaf se ör vader herlik
Van Beigeren hertogen Henrik
To Mersborg to deme hove,
Eineme vorsten van hogem love,

5. stride: es ist die heiße Schlacht am Welfesholze gemeint, in welcher die Sachsen am 11. Februar 1115 dem die Politik seines Vaters fortsetzenden Heinrich V., dem letzten fränkischen Kaiser, eine blutige Niederlage (wîk V. 8) bereiteten. Die Angabe „elf Jahr später“ führt scheinbar zu dem Jahre 1126 (V. 4). Indessen wurde Lothar schon 1125 zum Kaiser gewählt. Die Zahl seiner Regierungsjahre ist Vers 47 richtig angegeben. 6. kwide, quit, erledigt. 10. volge, Folge, Geneigtheit. (Vergl. V. 144.) 19. vorsunnen, besonnen, bedächtig. 20. Rikse, Richenza, die Erbtochter des Grafen Heinrich von Nordheim. 23. gemeit, munter, aufgeweckt. 27. To Mersborg: hier erschienen am kaiserlichen Hofe die prächtig geschmückten Abgesandten des Herzogs Heinrich, welche die jugendliche Gertrud nach Augsburg geleiteten, wo der Bräutigam sie empfing, um in dem nahen Gunzinlech (concio legum) am 29. Mai 1127 die Vermählung mit ihr zu feiern.

Unde makede öne to Sassen
Hertoge; wente he was gewassen
Unde geboren van hoger ârt.
Ok makede de konink sine vârt
To Rome vil herlik,
Luder, der dogenden rîk,
Dat he entfenk dâr den segen
Unde de krone, der he solde plegen,
Den argen to einer wrake,
Wedewen unde weisen to overdake,
Van deme pawese, den he do fant:
De andere Innocentius was he genant,
De öne wigede unde krönede,
Dat he an dogenden grönede,
In sunte Johannes kerken to Laterân.
Wo herliken dat wârt gedân,
Dat solde ek ôk wol sagen,
Men dat mot ek vôrbat jagen.
Twelf jâr he der krone plag,
Sîn doget öme ok jâch
Truwe, vredes unde ôk leve.
Martinianus ön in sinem breve
Einen waren kristen ertuget
Unde der kristenheit einen vuget.
An öme was anderweide geboren
Augustus, de hîrtovoren
So groten vrede hadde erworven.
De was doch vôr öme gestorven
Negentein jâr unde elven hundert.
Luder, mit deme Got also gewundert
Hadde, dat he van Rome ein kaiser heit,
Vorwâr he des nü en leit,
He vorvollede mit der dât,
Wat uns sîn namen bedüdet hat,
Dat he an dogeden luder skein:
Luder unde luter is vilna ein.
Do he des rikes ere achte,
Dat he Lumbardien brachte
In vrede unde in stedicheit,
Do fôr he weder, alse men sait,
Vil herlik in Dudeshe lant;
Wente et do was gewant,
Dat he ein deil bedrovet fant.
In Danemarken bi den dagen
Was beseten, hôrde ek sagen,
Ein konink vôr dogeden wol behût,
De dorch sinen overmût
Den Düdeshen tô dreif shande,

30. wente, denn. 37. wrake, Rache. 38. overdake, Schutz, Schirm. 41. wigede, weihete. 43. to Laterân: die Krönung fand 1133 auf dem Lateran statt, weil die Leostadt mit dem Petersdom sich in den Händen des schismatischen Gegenpabstes Anaclet II. befand. 46. vôrbat, fürbaß, ferner, weiter. 48. jen, jein, sagen, zugestehn (hochd. jehen, z. B. „dem man vil der êren giht," Walter v. d. Vogelweide). Seine Herrschertugend erwirkte ihm Treue, Frieden und Liebe. 50. Martinianus? 51. ertuget, erklärt, von ertugen, erzeigen, erklären. 52. vuget, Vogt. 53. anderweide, anderweit, nochmals. In Lothar erblickt der Chronist einen zweiten Augustus, weil er wie dieser ein Mann des Friedens war. 58. gewundert: Gott hatte mit ihm gewundert, d. h. ihn wunderbar geführt, sich an ihm verherrlicht. 59. heit, hieß. 60. nü, niemals; en, die Negation, wegen des vorangehenden nü; leit: er ließ das nicht, nämlich was sein Name bedeutete; des weist auf Vers 62 hin. 64. vilna, beinah. 70. Wente, denn es stand damals so, daß er einen Theil des deutschen Landes, nämlich den Norden, betrübt fand. Lothar hatte den Übermut der Dänen zu zügeln. 74. vôr dogeden wol behût, vor Tugenden wohl behütet, ironisch für tugendlos. Es ist König Magnus von Dänemark gemeint.

Wôr he se fant in sinem lande.
Dat meigede deme kaiser sere
Dorch der Düdeshen ere,
Wente he ein Düdeshe was geboren.
Dorch dat was gesworen
Deme kaiser ein grot herfârt
Hen to Denemarken wart
Van den sinen kräftiglike,
Also dat et deme rike
Redde to eren unde to love.
Snel to des koninges hove
Van Denemarken kemen de märe,
Dat de kaiser komen were
Mit so overgroter herfârt,
Des ward de konink gar vorfârt;
He dede, alse et do was gewant,
He kam drade, dâr he fant
Den kaiser, he bat öne dorch Got
Unde dorch dat kaiserlike gebot,
Darmede Got hadde sîn heil
Geduret, dat sîn gnaden-heil
Over öne dede milden shin;
Wente he mit den kräften sîn
Ome nicht gestriden mochte.

De kaiser sine gnade rochte:
He lechde einen hof
To Halverstat, dâr he grôt lof
Erwarf unde wordicheit,
Dâr mannich vorste gâr gemeit
Sine reise henne nam.
Van Dennemarken ôk dâr kam
De konink mit veler riddershap,
Alda he sek up gnade gaf
Deme kaiser unde dem rike.
De kaiser weder vil herlike
Lêt öm sîn rike unde de kronen.
He swôr öne ôk to sonen
Mit den vorsten sines rikes,
Dat he alles gelikes
Unde sîn koninkrike solde entfân
Van deme kaiser unde kronen hân
Van deme Romeshen rike
Ummerme sekerlike.
Darna kârde he to Pulle
Mit grotes heres vulle
Weder den konink Rogere,
De dat lant hadde wente an dat mere
Mit gewalt beseten.

78. meigede, mühete, kränkte den Kaiſer, machte ihm Mühe. 79. Dorch, um — willen. 81. Dorch dat, deswegen, nämlich wegen der däniſchen Übergriffe. 83. wart, wärts. 86. Redde, gereichte. 91. vorfârt, erſchrocken, verzagt. 93. drade, ſchnell. 95. Unde dorch dat kaiserlike gebot, bei ſeiner kaiſerlichen Macht, Herrſchaft. 96. heil, Glück. 97. geduret von duren, theuer machen, erhöhen; gnaden-heil, Begnadigungsrecht. 101. rochte von reken oder räken, reichen, darreichen. 102. lechde, legte. 111. weder, wieder, andrerſeits. 113. sonen, ſühnen. 115. alles gelikes, in gebührlicher Weiſe. 116. Unde — unde, das lateiniſche et — et. 119. Ummerme, immerfort für alle Zukunft. Das he in Vers 115 iſt nicht perſönlich, ſondern generell von dem däniſchen Könige zu verſtehn. 120. Darna: Darauf kehrte er, nämlich der Kaiſer, nach Apulien zurück. Seine zweite Romfahrt, auf der ihn Heinrich der Stolze begleitete, hatte den Zweck, den ſchismatiſchen Pabſt Anaclet aus Rom zu vertreiben und deſſen Beſchützer, den Normannenherzog Roger II., der von Anaclet zum Könige von Neapel gekrönt war, nach Sicilien zurückzujagen. 121. vulle, Fülle, Menge. 122. Weder, wider, gegen; wente, bis; beseten, beſetzt, eingenommen.

De was so gar vormeten
Deme pawese ein wedersate,
De öme ôk to hate
Vil ungefuges dede mit stride.
De kaiser unde de pawes mide
Kemen mit groter riddershap
To Pulle unde wonnen öme af
Dat lant wente an Bare.
Men secht ôk vor ware,
Wo he mit endeliker dât
Ok wonnen Bare de stat
Unde vordreif öne in Sicilienlant,
Rogere, den ek êr hevve genant.
Alsus wolde Got sîn heil meren.
Dâr bleif he mit groten eren
Eine pingisten vil vro
Mit deme pawese Innocentio,
Wente se weren beide versonet.
Luder so hoge gekronet,
An deme de truwe raste vant,
De fôr do ôk in Kalabrilant,
Des gewan he ein mighel deil.
Glucke unde salde drôch sîn heil,
Alse et in allen dingen shein;
Wente he dorch hât noch gût drôch ein,
Was den vigenden kwât, den vrunden
Desse doget is uns allen kunt [vrunt.
Van deme kaiser Lutario
Deme dridden, de so ho
Dat rike hadde gemeret,
Dat he was geeret
Van mangerhande luden,
De ek jik wil duden:
Van den Walen unde van den Russen
Unde van Ungeren, Greken un Prussen.
Van der koninge gave rîk
Was he geeret algelîk;
Wente he was wol eren wêrt,
Also hadde öme Got ere beshêrt,
Dat vrolik weren sine dage.
He satte ôk dicke in de wage
Sines sulves lîv to pande,
Dat he vrede shôp in deme lande.
Des nande men öne sunder kere
Des landes vader unde here.
De landlude vrochten ôk do nicht
To unrechte örer hershap ticht;
Mär de stede unde ok de wike

126. Deme pawese, nämlich Innocenz II.; wedersate, Widerſacher. 129. mide, mit. 132. wente an Bare, bis zur Stadt Bari. 134. endelik, raſch. 137. êr, zuvor. 142. versonet, verſöhnt, befreundet. Lothar hatte nach Vertreibung des Herzogs Roger II. aus Neapel den Pabſt Innocentius II. in Rom eingeſetzt, wo er nun in Frieden mit ihm Pfingſten feierte. 146. mighel, groß. 147. salde, Seligkeit; glucke unde salde, wie unſer Glückſeligkeit; drôch, trug. 148. shein, ſchien. 149. drôch iſt hier nicht, wie Vers 147, von dragen, tragen, ſondern von drêgen, betrügen, abzuleiten. Er betrog weder aus Haß, noch um Gutes willen auch nur ein einziges Mal. 150. vigenden, Feinden; kwât, böſe, hinderlich. 153. deme dridden: wie der Chroniſt dazu kommt, Kaiſer Lothar II. als den Dritten zu bezeichnen, iſt Seite 43 Vers 132 zu erſehen; ho, hoch, abgekürzte Form, wie me ſt. mêr. 157. jik, euch. 161. algelîk, allgemein. 165. dicke, oft; satte, ſetzte, imperf. von setten; in de wagen setten oder to wage setten, aufs Spiel ſetzen, wagen. So in Reineke de Vos: „dat sette ik to wage.“ Ebenſo to pande setten, in der Bedeutung von wetten und wagen. Beide Redensarten ſind hier in eins gezogen. 167. shôp, ſchuf. 168. kere, Widerſpruch. 170. vrochten, fürchteten. 171. to unrecht, unrechtmäßig; ticht, Forderung. 172. Mär, aber, ſondern; wike, Flecken,

Beseten dat öre vredelike.
Ek wil to wege weder:
De kaiser kârde seder
Hen to Düdeshen landen wart.
Bi Norenberg up der sulven fârt
Vîl he mit groter unmacht;
Dâr starf he unde wârt gebracht
To Lutter in sîn egen.
Sine gravt nicht werd' verswegen:
He wârt gegraven herlik,
Alse et wol tämede deme kaiser rîk.
Vil hôrde man den edelen, duren klagen.
Wolde et Got sulven sachte dragen,
Ek wolde öne shulden unde spreken,
Dat he et ju rochte breken,
Dat he so hoge hat ûterwält.
Mek is doch dat wol vormelt,
He dede 't, dorch dat he öne krônde
In deme himmelrike unde shônde,
Alse he hîr kronen hadde gedragen.
Wat mach ek mêr van öme sagen?
He was ein telge unde ein twîg
Der edelen vorsten van Brunswîg.
Laten dat de jungen gart,
Se slachten na der sulven ârt;
Wente et is naturlik,
Dat des bomes junge twîg
Shoner lôf dragen,
Wen de alden, hore ek sagen,
Do ek des begunde to fragen.

De Kronika van Sassen.

Weichbilder, von dem lateinischen vicus, womit auch die Städtenamen Brunswîk, Bardewîk, Sleswîk u. s. w. zusammengesetzt sind. 174. to wege: ich will zur Sache zurückkehren. 175. seder, seitdem, nachher. 178. Vil, fiel; unmacht, Ohnmacht, Schwäche, Krankheit. 181. gravt, Begräbnis. 184. klagen, beklagen. 185. sachte dragen, ruhig ertragen. 186. shulden, beschuldigen, schelten. 187. ju, jemals; rochte, begehrte. 190. Dorch dat, damit. 191. shônde, zierte. 195. Seine Mutter Gertrud war die Schwester des letzten Brunonen, des Markgrafen Eckbrecht III. 197. slachten, arten; „ek hope, dat he na mi slachten shal," Reineke de Vos.

Der Stammbaum der Welfen.

Einen bôm han ek ersein,
Den mach men wonderliken spein,
Van Brunswîk der edelen stam,
Wente he söte wortelen nam,
Dat is her ût van Sassen.
He is wonderliken gewassen,
Van twên wortelen ûtgesproten,
Unde het sek midden togesloten,

2. wonderliken, wunderbar; spein oder spên, erspähen, schauen. 3. stam ist Apposition zu bôm: nämlich den Stamm der Edlen von Braunschweig. 4. Wente, denn; söte, süße. 5. Dat is, das heißt, nämlich; her ût van: ein Adverb und zwei Präpositionen zur Bezeichnung der Abstammung; ût dient zur Verstärkung des van. Ähnlich in Reineke de Vos: „he gink ût to em unde sprak." 7. Van twên wortelen: unter den beiden Wurzeln, welche sich zu einem Baume vereinigten, sind die beiden uralten sächsischen Herzogshäuser der Billunge und Ludolfinger zu verstehn. Heinrich II. stammte durch seine Mutter Wulfhilde von dem Herzogsgeschlechte der

Dat he is worden weder ein.
An sinen telgen ôk ershein
Mannich vorste hochgeboren,
Unde mannich konink ûterkoren,
De Beigeren, Sassen unde Swaven,
Mit örer vrucht ervolled haven.
Hirbevoren ek entwak
Einer rede, do ek sprak
Vane deme ersten kaiser Otten, deme
Af ji et hevven besloten, [groten,
Wo de hertoge Magnus van Sassen,
De here was gewassen
Van Hermannen Billinges sone,
Hadde gewunnen shone
Twe jungfrowen reine.
Wolfhilt heit de eine.
De nam ôk vil herlik
To manne hertogen Henrik,
Einen vorsten ût Beigerlant,
De ôk de swarte was genant,
Alse ek hirbevoren sprak.
De vorste, alse men jach,
Gewan to erve vil herlik
Eine Jütten unde hertogen Henrik,
Des to Beigern was de hershap
Unde to Sassen, de öme gaf
De kaiser, de sîn here was,
De wêrde Lüder, alse ek las,
Mit Gertrude sinem Kinde.
Van dissem vorsten ik ôk vinde,
Dat he besat algelîk
De hershap in Brunswîk,
De was siner frowen egen.
Nu werd' ôk nicht vorswegen
Van Swaven hertoge Frederîk:
Deme gaf de swarte hertoge Henrîk
Jütten, sine Dochter hochgeboren,
Dat is wâr. He was hîrbevoren
Van einem hogen geslechte.
Skolde ek et nömen to rechte,

Billunge ab, das besonders im Lüneburgschen seinen Sitz hatte, und Gertrud, seine Gemahlin, gehörte dem Ludolfingischen Herzogshause an, dessen Name sich besonders an die Stiftung von Gandersheim knüpft. (Vergl. V. 98—107.) So waren es also die Sprößlinge aus zwei alten berühmten Häusern, die sich in der Ehe Heinrichs II. mit Gertrud zu einem sächsischen Fürstenhause, zu einem Baume zusammenschloßen, dessen erster Zweig Heinrich der Löwe war, und der seitdem in ununterbrochener Reihenfolge bis zu dem Kronprinzen Ernst August von Hannover seine Sprößlinge getrieben hat. 9. weder, wieder. 10. telgen, Zweigen; ershein, erschien, imperfectum von ershinen. 14. ervollet, erfüllet; haven, Wechselform für hevven. 15. entwak: ich unterwand mich einer Rede. 18. Af: wenn ihr es beschloßen, behalten habt. 19. Wo, wie. 20. here, hehr, hoch. 30. jach, sagte, von jên oder jein, sagen, angeben. 32. Jütten: Heinrich der Schwarze hatte eine Tochter, Jutta, und einen Sohn, der jetzt gewöhnlich Heinrich der Stolze genannt wird. Sein rechter Beiname wird weiter unten angegeben. 36. Lüder: es ist Kaiser Lothar, der Sachse, gemeint, der nach einer Sage zu Lutterloh in der Gemeinde Hermannsburg geboren sein soll. Er regierte von 1125 bis 1138 und belehnte den Herzog Heinrich II. von Bayern, dem er seine Tochter Gertrud vermählte, auch mit dem Herzogthum Sachsen. 39. algelîk, zugleich. 41. egen, eigen. 46. hirbevoren: schon ehe Heinrich I. durch seine Gemahlin Wulfhilde, die Erbtochter des Herzogs Magnus, dem Billungischen Stammbaume eingefügt wurde, war er ein hochgeborner Fürst, weil einem uralten Geschlecht entsprossen. Diesem Gedanken giebt der Chronist Ausdruck, indem er

Et was bi koninge Karles dagen
Ein gewaldig vorste, hôrde ek sagen,
De was geheiten also:
Mit dem guldenen wagen Etiko.
He wolde dorch gave noch dorch lôn
Nememe minshen manheit dôn,
Ok deme kaiser, so men sait,
Dorch sine groten edelicheit.
He hadde einen sone Henrik,
Deme gaf de kaiser Lodewig,
De sîn swager was genant,
Dat hertogdôm in Beigerlant.
Jutta was van deme sulven kunne;
Men secht ôk, dat se gewunne
Bi hertogen Frederike shone
Van Swaven twe sone,
Van Greken den kaiser rîk
Unde den êrsten kaiser Frederik.
Hîr wil ek et nu laten bliven,
Ek en kan nicht al geskriven,
Wat hoger vorsten van öme kamen.
Doch skolle ji ör namen
An einem anderen bleke sên,
Wo van frowen Eliken,
De frowen Wolfhilde suster was,
Kam markgreve Albrecht, alse ek las,
Des sone was hertoge Bernhârt,
Alse jik hirna wert vorklârt.

Heinrichs Geschlecht rückwärts bis zu Etiko II. verfolgt, um dann Vers 61 wieder zu seiner Tochter Jutta zurückzukehren. 52. Etiko: der Beiname „mit dem goldenen Wagen" (cum curru sive aratro aureo), welchen Etichos Sohn, Heinrich, führte, wird hier irrthümlich dem Vater beigelegt. Ebenso irrthümlich wird Etichos Schwester Judith hier, wie auch Seite 40, zu einer Schwester Heinrichs gemacht, dessen Tante sie war. Ihr Gemahl, Kaiser Ludwig der Fromme, war also nicht Heinrichs Schwager, sondern sein Oheim. 53. dorch, um — willen. Keinem Menschen, auch dem Kaiser, wollte er weder für Gaben noch für Lohn dienen. 54. manheit, gewöhnlich Tapferkeit, hier in dem Sinne von Mannendienst, Kriegsdienst. 55. sait, sagte, imperf. von sagen oder segen, abgekürzte Form statt sechde oder sede. 56. Dorch: um seiner großen Adligkeit, d. h. um seiner hohen Geburt willen. 61. Der Chronist kehrt nun zu Jutta zurück, welche, als Gemahlin des Herzogs Friedrich von Schwaben, Mutter von zwei Kaisern werden sollte. Der eine war Friedrich I. Barbarossa, um dessen Hervorhebung es dem Chronisten besonders zu thun ist. Als Sohn Juttas war Kaiser Friedrich I. der leibliche Vetter Heinrichs des Löwen. Er stand zu diesem in demselben verwandtschaftlichen Verhältnisse, wie Kaiser Wilhelm I. zu König Georg V. kunne, Geschlecht. 67. Der Chronist will die Nachkommen Heinrichs I. nach dieser Seite hin nicht weiter verfolgen. Nachdem er unter den Schwäbischen Seitenverwandten den Rotbart hervorgehoben hat, bricht er ab. Ehe er aber zu Juttas Bruder, Heinrich II., übergeht, wirft er noch einen kurzen Seitenblick auf Wulfhildens Schwester Eilike, die zweite Tochter des Herzogs Magnus, die mit dem Grafen Otto von Ballenstedt vermählt war. 69. öme ist auf den Baum zu beziehn, von dem der Dichter schon Vers 10 gesagt hat, daß viele Fürsten und Könige zu seinen Zweigen gehören. Vergleiche unten Vers 106—109. 70. skolle ji, hier futurisch: ihr werdet ihre Namen sehn. So in Reineke de Vos: „wat schole we eten?" 71. bleke, Platze. Es scheint, als habe der Chronist die Absicht gehabt, in einem andern Werke eine ausführliche Geschichte der alten sächsischen Fürstenhäuser zu geben. 76. jik, euch; vorklârt, erklärt.

Van Sassen unde ût Beigerlant
Hertoge Henrik, de genant
Ok was vorste in Brunswîk,
Des vader hertoge Henrik
De swarte hadde gewesen,
Alse ek hevve gelesen,
Deme hadde des kaisers dochter gût,
De hertoginne Gertrût,
Gewunnen ein kindelîn,
Dat heit men na deme vater sîn.
Doch was under ön beiden
De name undersheiden:
De vader heit Henrik dat Welp,
De sone heit Henrik Gelp.
He erwarf, dat he wârt genant
Henrik de Louwe ût Sassenlant.
Hîr hat sek de bôm gesloten,
Dâr he is ûtgesproten
Van twe wortelen, alse ek sprak
To dem ersten. Ör idweder lange plach
Des hertogdomes to Sassen.
Henrik dat Welp was gewassen
Van hertogen Hermannes kunne.
So secht men, dat gewunne
De hertoginne ör geshlechte
Van hertogen Ludolfe, de to rechte
Van Brunswik Brunos vader was,
De beseten hadde, alse ek las,
Dat hertogdôm in Sassen.
Alsus was de bôm gewassen
Van twe wortelen ûterkoren.
Wat vorsten sint van öme geboren,
De ek nicht alle kan nennen!
Doch skolle ji se erkennen
In eineme anderen speigelglanz,
Ein islik wortele besunder ganz.
Ör kunne unde ör geslechte,
Skolde ek et rekenen rechte,
Wiste ek, wente ek des al bedechte.

77. Der Chroniſt geht nun zu Juttas Bruder, Heinrich II., über, welcher durch ſeine Gemahlin Gertrud dem Ludolfingiſchen Herzogshauſe eingefügt war. 89. dat Welp: hiernach war der eigentliche Beiname Heinrichs II. „dat Welp", d. h. Heinrich der Jüngere, Heinrich junior, zum Unterſchiede von ſeinem Vater Heinrich I. Denn dat Welp bedeutet, ganz wie das lateiniſche catulus, das Junge und wird von jedem jungen Thiere gebraucht, nicht etwa bloß von Wölfen und Hunden, ſondern auch von Hirſchen, Bären und Löwen. 90. Heinrich III. wird hier Gelp genannt. Man könnte dabei an die gelbe Mähne des Löwen denken; doch iſt es bekannt, daß auch Heinrich der Löwe, wie ſein Großvater, ſchwarzes Haar hatte. Der Name „Heinrich Gelp" iſt deshalb wohl von der Hautfarbe herzuleiten, welche nicht das helle Weiß des Nordländers, ſondern das dunklere Gelb des Südländers war. 96. to dem ersten, zuerſt, vorhin. Ör, ihrer, genit. plur. Ihrer ein jeder, jeder derſelben, nämlich der zwei Wurzeln, pflegte lange des Herzogthums Sachſen. 110. skolde, imperf. von sholen oder shullen, drückt auch hier das futurum aus, wie Vers 70. Auch hier weiſt der Chroniſt wieder auf einen anderen Geſchichtsſpiegel hin, in welchem die Leſer das Bild der Fürſten, die er jetzt übergeht, kennen lernen werden. 112. islik, jede. 114. rekenen, rechnen, erzählen; rechte, Adverb, richtig, genau. 115. wiste, ſtatt wüste, imperf. von weten, wißen; des ſteht oft demonſtrativ in der Bedeutung von es, z. B. „des is vele jâr" oder „ik wêt des nicht." Reineke de Vos.

Heinrich und Wulfhilde.

29. Mai 1127.

Eilfhundertsiebenundzwanzig, das war ein glorreich Jahr!
Es bot dem Vaterlande den reichsten Segen dar:
Es gab dem Sachsenlande ein ritterlich Geschlecht,
Großmütig, fromm und tapfer, barmherzig und gerecht.

Rings prangten Wald und Felder im frischen saftgen Grün,
In ihrem höchsten Schmucke sah man die Bäume blühn.
Ein Festtag wars. Es mischten sich in der Lerche Sang
Vom nahen Gotteshause der Kirchenglocken Klang.

Zu Gunzinlech bei Augsburg im Wonnemond es war,
Da führt ein stolzer Ritter die Braut zum Traualtar.
Erst athemlose Stille, dann Jubel überlaut,
Zum Gruß dem hohen Fürsten und seiner holden Braut.

Zu Gunzinlech bei Augsburg aus seines Kaisers Hand
Empfieng der Held die Tochter, mit ihr ein neues Land.
Der Welfe, tapfer, bieder, der Fürst auf Baierns Thron,
Ward heut des edlen Kaisers Lothar von Sachsen Sohn.

Wie wurden Sachsens Gauen von hoher Freud beseelt,
Daß heute sich die Welfen dem Kaiserhaus vermählt!
Heinrich der Stolze war es, der sächsischen Wulfhild Sohn,
Der sich Gertruden wählte, zu schmücken seinen Thron.

O Jahr voll Heil und Segen! o Mai so wundermild!
Was unsre Väter hofften, hat herrlich sich erfüllt.
Es blieb durch acht Jahrhundert bis auf die neuste Zeit
Dem edlen Stamm der Welfen des Volkes Herz geweiht.

Drum wer dem Lande Braunschweig und Lüneburg entstammt,
Der sage Lob dem Höchsten, von heißem Dank entflammt,
Daß er in unsre Gauen ein solch Geschlecht geführt,
Das schon so manch Jahrhundert uns väterlich regiert.

Arnold von Weyhe.

Hohenzollern und Welfen.

Ein Handel hat die Mark errungen
Dem Zollernhaus um schnödes Geld;
Und sagt, wie wurde das erzwungen,
Was man ihr später zugesellt?

Auf schönrem Pfad die Welfen lenkte
Der Herr ins Lüneburger Land,
Da einst Wulfhilde Billing schenkte
Dem ersten Heinrich Herz und Hand.

So gab auch Gertrud, die Brunone,
Des Wittekindes Enkelin,
Dem zweiten Heinrich ihre Krone
Als Pfand der Lieb und Treue hin.

Und wie die Liebe hat gerufen
Die Welfen in das Land herein,
Hat mild von ihres Thrones Stufen
Das Land erquickt der Liebe Schein.

Lieb hat achthundert Jahr gepfleget
Mit emsger Hand des Landes Gut;
Treu hat achthundert Jahr geheget
Des Landes Recht in sichrer Hut.

Und all die Treue, all die Liebe,
Sie wäre nun auf einmal aus?
O nein, uns binden heilge Triebe
Für immer an das Welfenhaus!

?

Die Weiber von Weinsberg.

1140.

Der erste Hohenstaufe, der König Konrad, lag
Mit Heeresmacht vor Weinsberg seit manchem langen Tag;
Der Welfe war geschlagen, noch wehrte sich das Nest,
Die unverzagten Städter, die hielten es noch fest.

Der Hunger kam, der Hunger! Das ist ein scharfer Dorn.
Nun suchten sie die Gnade, doch fanden sie den Zorn:
„Ihr habt mir hier erschlagen gar manchen Degen wert,
Und öffnet ihr die Thore, so trifft euch doch das Schwert."

Da sind die Weiber kommen: „„Und muß es also sein,
Gewährt uns freien Abzug, wir sind vom Blute rein.""
Da hat sich vor den Armen des Helden Zorn gekühlt,
Da hat ein sanft Erbarmen im Herzen er gefühlt.

„Die Weiber mögen abziehn und jede habe frei,
Was sie vermag zu tragen und ihr das Liebste sei;
Laßt ziehn mit ihrer Bürde sie ungehindert fort,
Das ist des Königs Meinung, das ist des Königs Wort."

Und als der frühe Morgen im Osten kaum gegraut,
Da hat ein seltnes Schauspiel vom Lager man geschaut;
Es öffnet leise, leise sich das bedrängte Thor,
Es schwankt ein Zug von Weibern mit schwerem Tritt hervor.

Tief beugt die Last sie nieder, die auf dem Nacken ruht,
Sie tragen ihre Männer, das ist ihr liebstes Gut.
„Halt an die argen Weiber!" ruft drohend mancher Wicht;
Der Kanzler spricht bedeutsam: „Das war die Meinung nicht."

Da hat, wie ers vernommen, der fromme Herr gelacht:
„Und war es nicht die Meinung, sie habens gut gemacht;
Gesprochen ist gesprochen, das Königswort besteht,
Und zwar von keinem Kanzler zerdeutelt und zerdreht."

So war das Gold der Krone wohl rein und unentweiht,
Die Sage schallt herüber aus halbvergeßner Zeit.
Im Jahr elfhundert vierzig, wie ichs verzeichnet fand,
Galt Königswort noch heilig im deutschen Vaterland.

Adalbert von Chamisso.

Lob Heinrichs des Löwen.

Westevâl und Sahsen
Dienden beide sîner hant;
Sîn nam so wîte was bekant,
Daz man ihm hôher êren jach.
Des ouge ihn doch nie gesach,
Den hôrte man ihn prîsen.
Des zuchterîchen, wîsen
Lob hât alle lant durchflogen.
Man nant denselben herzogen
Reinfrit von Brunswîg.
Sîn fûz ab rechter êren stîg
Nie verrückte umb ein hâr,
Sîn lîp uf vier und zwanzig jâr

Westfalen und Sachsenland
Dienten beide seiner Hand;
Sein Name war so weit bekannt,
Daß er mit hoher Ehre geschmückt.
Wes Auge ihn doch nie erblickt,
Den hörte man ihn preisen,
Den Sittenreinen, Weisen.
Sein Lob hat alle Lande durchflogen;
Man nannte denselben Herzogen
Reinfrit von Braunschweig;
Sein Fuß von rechter Ehre Steig
Niemals abwich um ein Haar.
Seines Alters vierundzwanzig Jahr

4. jach, imperf. von jên, jein, sagen, zugestehn. 10. An einer andern Stelle wird er „von Brunswîg der Sahsen vogt" genannt.

An alter hât die zît vertriben;
Durch mutgelust was er beliben
Wirdeklich sunder êwîp;
Er pînte leben unde lîp
Durch êre in werder ritterschaft.
Sîn lîp der hât wol ritters kraft,
Mit der sîn herze spilte.
Ze swerte, sper und schilte
Stunt sîn sin und der gedank,
Wan er na ritterschaft je rank
Und hât doch sunder lougen
Dâ mite Got vor ougen.

Waren bereits dahingetrieben,
Aus freiem Willen war er geblieben
Würdiglich sonder Eheweib;
Er wagte Leben und Leib
Für Ehr in werter Ritterschaft,
Es blühte sein Leib in Heldenkraft,
Mit der sein Herze spielte.
Zu Schwert, Speer und Schilde
Stand all sein Sinnen ohne Wank,
Denn stets nach Ritterschaft er rang
Und hatte doch, ich sags ohn Scherzen,
Gott vor Augen und im Herzen.

Reinfrid von Braunschweig.

15. An einer andern Stelle: „Durch frigen mut gelust", d. h. freiwillig, aus freien Stücken. 17. Er pînte, er peinigte, kasteiete, härtete ab, von pîn, Pein. 18. Durch, um — willen, ganz in dem Sinne, wie es noch am Schluße der kirchlichen Collecten gebraucht wird: „Durch Jesum Christum." 23. Wan, denn; niederdeutsch: wente. 25. Dâ mite, damit, dabei.

Lob Mathildens.

Voll Huld und Reiz, erlauchter Königssproß,
Der die Treue nie verletzt,
Vertrieben habt Ihr mich aus meinem Schloß,
Nach Anjou mich hinversetzt.
Und da Ihr als erhabne Zier und Blume
Aller Frauen seid geschätzt,
Dient es der römschen Krone selbst zum Ruhme,
Wird sie Euch aufs Haupt gesetzt.

Ihr sanfter Blick, der Mienen Huld, erschien
Wie ein Pfad zum Liebesziel,
Indem mein Herr mich setzte zu ihr hin
Auf den kaiserlichen Pfühl.
Liebreich und sanft war jedes Wort der Süßen,
Ihre Sprache voll Gefühl,
Und Catalanin schien sie mir im Grüßen
Und im leichten Redespiel.

Als ich die Zähne sah krystallenrein,
Da sie lieblich sprach und lacht',
Und einen Körper zart und weiß und fein
In des Überkleides Pracht,
Und jener Farbe frische Rosenröte,
Die mich um mein Herz gebracht —
Nicht tauscht ich, wenn man Korassan mir böte:
So hat sie mich reich gemacht.

Nach Bertram de Born, übersetzt von Diez.

Heinrichs des Löwen Jugend und Blütezeit.

De junge louwe Henrik,
De wârt gebracht to Brunswîk
Vil junk in sine eigenschap,
Dâr öme van moder-halven gaf.
Sîn erve was ôk to Stade
De hershap, to der tît de kwade.
Do weren vorswunden dusent jâr
Hundert unde ein un vêrtich gâr,
Erstarf sîn vader ût Beigerlant
Unde van Sassen, de was genant
Ok vorste in Brunswîk
Unde „dat Welp" hertoge Henrik.
He wârt begraven mit groten eren
To Luttere bi sinem heren.
Hertoge Henrik, sîn erste kint,
De grote louwe, wos up sint
In tucht unde in wêrdicheit,
Also dat men sîn lof breit
Wît in allen landen vant.
He besat ôk in Sassenlant

1. De junge louwe: da Heinrich der Löwe 1195 in einem Alter von 66 Jahren starb, so muß er 1129 geboren sein, vermutlich zu Ravensberg in Schwaben; denn hier war um jene Zeit die Residenz seines Vaters, Heinrichs des Stolzen. Da dieser am 20. October 1139 zu Quedlinburg starb, so war Heinrich damals bereits 10 Jahre alt. Über seine erste Jugend wißen wir nur, daß er der Sitte jener Zeit gemäß erst spät, um Pfingsten 1135, also im sechsten Lebensjahre, getauft wurde. 2. De wârt gebracht to Brunswîk vil junk: da Heinrich der Stolze in Angelegenheiten des Reiches meist von seiner Residenz abwesend war, so wurde der Sohn vielleicht schon vor des Vaters Tode nach Braunschweig zu seiner Großmutter Wulfhilde gebracht, die als eine Frau kühnen und männlichen Geistes sich zur Erzieherin des jungen Erben besonders eignete. Jedenfalls wurde Heinrich nach dem Tode seines Vaters der Obhut und Fürsorge seiner Großmutter Wulfhilde und seiner eben so ausgezeichneten Mutter Gertrud anvertraut. 3. in sine eigenschap, in sein Eigenthum. 6. kwade, böse, schlecht. 7. Die Zeitangabe ist ungenau. Statt 1141 muß es 1139 heißen. 14. To Luttere bi sinem heren. Zu Lutter am Barenberge, bei seinem kaiserlichen Herrn und Schwiegervater, wurde Heinrich der Stolze begraben. 16. wos up sint, wuchs auf seitdem. 18. breit, breit, ausgebreitet.

Vil shone dat hertogdôm.
Sint lait to Regensborch sîn ôm,
De erste kaiser Frederik,
Einen hof vil herlik,
Alse ek hirna spreke,
Uppe dat ek de rede nicht tobreke.
Dâr behêlt Henrik in Beigerlant
Dat hertogdôm, do was he genant
Van Beigeren unde van Sassen Henrik,
Hertoge unde vorste van Brunswîk.
De was ein vil shone lode,
De in so shonem un gewaldigem gebode
Alsodaner shonen hershap plach.
Mit vlîte he ôk anesach
Sine gebôrt, den hogen stam,
Dâr he sine wortelen nam,
Dat he vruchtbar were, alse men sait.
He tôg ôk de söticheit
An sek angeborner döget
Van kinde an der jöget
Wente an sines endes tît.
Dissem vorsten men des gît,
Dat he mit groter ere
Shone fôr over mere.
Men secht ôk, dat in der share
Mit öme ôk andere heren waren,
Van sunte Egidien in Brunswîk
De wêrde abbet Henrik,
Den he dârna in dat gestichte,
Dat he sulven shone uprichte,
To Lubeke makede bishop,
De ôk dârna stichte dorch dat lof
Goddes unde dorch sîn ere
Dat kloster to Sisemere.
Van dissem vorsten gâr gemeit
Wârt gemeret unde gebreit
De veste to Brunswîk;
Wente he utgaf dat blêk,
Dat geheiten is de Hagen,
Unde heit dat ûthouwen unde ûtslagen
Unde et buwen unde vesten,
Dat et vôr argen gästen
Seker were ôsten unde westen.

Kronika van Sassen.

22. Sint lait: Seitdem, nachher, legte zu Regensburg sein Oheim (hier für Vetter), Kaiser Friedrich I., einen Hof, nämlich im Jahre 1156; lait, imp. von legen statt lechde. 25. hirna, hiernach, später. 26. tobreke, unterbreche. 28. do, damals. 31. lode, Sprößling. 34. anesach, ansah. 38. he tog, er erzeigte, bewies, von togen oder tögen. 41. Wente, bis. 42. gît von gein oder gên, sagen, angeben, gestehn. Also: diesem Fürsten gesteht man zu, räumt man ein. 44. Shone fôr over mere, Schön fuhr über Meer. 47. sunte, Sanct. 49. gestichte, Stift. 51. To Lübeke makede bishop: der schon bejahrte Abt Heinrich zu Sanct Egidien in Braunschweig, welcher die Betfahrt nach dem gelobten Lande mitgemacht und an allen heiligen Orten die Messe gelesen hatte, wurde gleich nach der Rückkehr zum Bischof von Lübeck befördert. Von ihm, als einem Augenzeugen, stammen ohne Zweifel die genauen und interessanten Nachrichten über die Betfahrt des Löwen, welche Arnold von Lübeck, Abt des dortigen Johanniskloſters († 1212), uns in seiner Chronica Slavorum aufbehalten hat. 52. dorch: um des Lobes Gottes und um seiner Ehre willen. 54. Sisemere, ohne Zweifel Cismar im Herzogthum Holstein, wo Graf Adolf IV. im J. 1237 ein Benedictinerkloster stiftete, dem vielleicht jenes ältere Stift zu Grunde lag. 55. gemeit, beherzt, munter, aufgeweckt. 58. Wente, denn; dat blêk, den Platz, das Revier. 61. vesten, befestigen. 63. Seker, sicher.

Heinrichs des Löwen Lebenslauf.

Ich bin genannt Heinrich der Leu,
Ein kühner Held, gerecht und treu.
Mein liebes Gemahl aus Engelland
Die schöne Frau Mechtild war genannt.
Kaiser Friedrich hab ich erlöst
Durch meine ritterliche Faust:
Als er in Rom litt große Not,
Dem Feind ich da die Stirne bot.
Die heilige Stadt Jerusalem,
Dazu das Städtchen Bethlehem
Hab ich besucht und brachte da
Einen Löwen mit aus Asia.
Vom Sultan ich empfangen ward
Sehr ehrlich auf derselben Fahrt.
Fein freundlich er sich zu mir wandte,
Mich seinen lieben Vetter nannte,
Schenkte mir auch ein güldnes Kleid,
Von Edelsteinen und Perlen bereit.
Einen ehernen Löwen richtet ich traun
In Braunschweig auf, der noch zu schaun.
Den Erzbischof von Köln hab ich
Aufs Haupt geschlagen gewaltiglich;
Auch Bischof Ulrich von Halberstadt,
Der wider mich aufgelehnt sich hat,
Mußte den Handel bezahlen theuer:
Halberstadt gieng auf in Feuer.
Den Kaiser Friedrich mußt ich verlan,
Weil ihn der Pabst that in den Bann.
Darum er mich verfolgte hart,
Meiner Länder ich beraubet ward.
Von der Elbe bis an den Rhein,
Vom Harz bis an die See war mein;
Zum Glauben hab ich die Wenden gebracht,
Bayern und Sachsen besaß ich mit Macht.
Der Ehren mich der Kaiser entsetzt,
Braunschweig-Lüneburg blieb mir zuletzt.
Ich wurde verbannt, doch rächt ich mich
An meinen Feinden kräftiglich;
Auch gab mir Gott zu seiner Zeit
Wieder zurücke Land und Leut.
Bardewik, das mir ungetreu,
Hab ich zerstört als ein grimmiger Leu;
Doch Lüneburg, die schöne Stadt,
Gar viel mir zu verdanken hat;
Hannover auch gebaut ich hab,
Der Holsten Land sich mir ergab;
Auch Lübeck nahm ich wieder ein,
Das vorhin war gewesen mein.
Zu Braunschweig wählt ich mir mein Grab
Im Dom, den ich erbauet hab,
Und neben mir ist auch im Bilde
Zu schaun mein treu Gemahl, Mathilde.

Nach Bünting.

Heinrich der Löwe.

† 1195.

Die Waffenbrüder.

Es zog der junge König zur Stadt am Tiberstrome,
Die Kaiserkrone zu holen sich aus Sanct Peters Dome.
Einhellig haben die Fürsten des Reiches ihn gekürt:
Wer will ihm weigern die Krone, die Kaiserkrone, die ihm gebürt?

Doch den das Reich erkoren, Friedrich von Hohenstaufen,
Der soll die Kaiserkrone vom Senat sich erst erkaufen;
So künden es Roms Gesandte, im Prahlen und Fordern stark:
Das Haupt der Welt begehret, Herr König, fünfzehntausend Mark.

Geht, sagt der hohen Versammlung von Königen und Helden,
Ich werde selber kommen, die Antwort ihr zu melden.
So spottet Friedrich der Römer, und ehe sie sichs versehn,
Als sie noch eifrig beraten, da ist die Krönung schon geschehn.

Wie? König, du wagtest zu weigern, was Volk und Senat von dir fodern?
Als das die Römer vernehmen, in hellem Zorne sie lodern.
Auf gegen den Kronenräuber! Es drängt sich die Menge zum Thor,
Und mit wildem Gebrülle stürzet sie gegen Friedrichs Lager vor.

Doch wo die stürmenden Rotten des Kaisers Lager erreichen,
Da stehet im Vordertreffen ein Held, der nicht lernte zu weichen;
Da stehet der Löwenherzog, der Vogt aus Sachsenland:
Ihm hat zum Schutze des Lagers der Kaiser vertraut den schwersten Stand.

Herr Heinrich greifet zum Schwerte, treibt schnell die Feinde zu Paaren
Und hemmt in ihrem Laufe die wütenden Römerschaaren,
Bis auch der Kaiser gerüstet den blutigen Tanz beginnt:
Da werden die Römer inne, was deutsche Schwerteshiebe sind.

Dem Kaiser dicht zur Seite auf prächtigem Berberrosse
Hält sich der Löwenherzog, sein treuster Schwertgenoße.
Es kämpfen die beiden Fürsten, wie Brüder so fest vereint,
Und bis zur Tiberbrücke verfolgen sie kühn den fliehenden Feind.

Gemach, ihr Helden, ihr kennet noch keine Römertücke!
Ein neuer Schwarm von Empörern ergießet sich über die Brücke.
Es hat euch nur verlocket der hinterlistige Feind,
Der Kampf beginnt aufs neue wohl heißer, als die Sonne scheint.

Doch die zwei, die treulich verbündet, die fürstlichen Waffenbrüder,
Sie strecken wie Adler und Löwe die feindlichen Schaaren darnieder.
Die Wellen der Tiber, sie färben sich rot von Römerblut,
Viel hundert Leichen schwimmen hinab zur salzgen Meeresflut.

Da trifft den Hengst des Kaisers ein Schlag wie Wetterflammen,
Er bäumt sich im Todesschmerze und bricht dann jäh zusammen.
Und als am Boden sich windet der kaiserliche Held,
Ein lauter Schrei der Freude durch der Empörer Reihen gellt.

Der gesunkene Mut aufs neue den Feinden beginnt zu schwellen,
Sie fluten heran so grimmig, so dicht wie Meereswellen.
Nun edler Löwenherzog, nun zeige dich als Leu,
Den Adler gilts zu decken mit deinem Schilde gut und treu.

Der Herzog springt vom Rosse und wirft sich den Feinden entgegen;
Wie Schafe treibt sie der Kühne zurück mit wuchtigen Schlägen.
Zurück, Rebellen! so wettert des Löwenherzogs Schwert,
Das blitzend zu Boden schmettert den Feind, in den es grimmig fährt.

Der Kaiser ist gerettet, und traun, des Tages Ehre
Gebüret dem Löwenherzog: im ganzen deutschen Heere
Auf allen Lippen schwebet sein Name sonder Neid,
Und jedermann erhebet des Löwenherzogs Tapferkeit.

Da nahet sich auch der Kaiser dem Waffenbruder, dem Welfen,
Und spricht: du halfst mir treulich, nun laß auch mich dir helfen!
Dann nimmt er ihm vom Haupte den schweren Eisenhut
Und wischt ihm von der Stirne den Schweiß gemischt mit Heldenblut.

O wäret ihr nie geworden unseliger Zwietracht Beute,
Ihr beiden Fürsten, es käme der Welt zu gute noch heute!
Den stärksten Feind bezwinget vereinte Heldenkraft,
So lieblich und gesegnet ist treue Waffenbrüderschaft.

Ludwig Grote.

Heinrichs des Löwen Betfahrt.

1.

„Nun hör mich an, mein süß Gemahl,
Nun hör mich ruhig an;
Und schafft mein Wort dir bittre Qual,
Sei standhaft wie ein Mann.

„Ich will mit tausend Lanzen ziehn
Fernhin zur heilgen Stadt;
An Christi Grabe will ich knien,
Drin Er geruhet hat.

„Zum Beten hatt ich wenig Zeit,
Da ich vorm Feinde stand;
Nun ist zu End der blutge Streit,
Das Schwert hängt an der Wand.

„Nun will ich beten auch einmal,
Da Gott mir Ruhe schenkt;
Ich sorge nur, daß mein Gemahl
Kein Feind indessen kränkt.

„Doch laß ich dich in guter Hut,
In treuer Bürger Mitt;
Will sehen, wer dir Leides thut,
Wenn ich von dannen ritt.

„Darum bezwinge Gram und Schmerz,
Sei standhaft wie ein Mann,
Und trag geduldig, liebes Herz,
Was ich nicht ändern kann."

Es schnitt das Wort durch Mark und Bein
Der Herzogin Mathild;
Sie war so zart, sie war so fein,
Ein süßes Frauenbild.

Die Thränen hemmt sie mit Gewalt,
Mag zittern Seel und Leib;
Sie war erst fünfzehn Sommer alt
Und doch ein Heldenweib.

Den Lilienarm zur selben Stund
Sie um den Herzog schlang,
Bis sich aus ihrem Rosenmund
Hervor die Antwort rang.

„„Zieh hin, mein Held, und Gott mit dir,
Seis Leben oder Tod!
Du betest dort, ich bete hier,
Was hat es denn für Not?""

2.

Der Herzog sprach: „Ade, mein Kind!
Sei gutes Muts, mein Schatz!
Denn eh ein volles Jahr verrinnt,
Bin wieder ich am Platz."

Er riß sich los in bittrem Weh,
Sich in den Sattel schwang,
Gehüllt vom Kopfe bis zur Zeh
In Stahlgewand so blank.

Er ritt davon auf seinem Hengst
In voller Heldenkraft,
Zwölfhundert Lanzen warten längst,
Die Blüte der Ritterschaft.

Sie kamen an die Donau bald,
Sie schifften hinab den Strom,
Sie schlugen sich durch den Bulgerwald
Bis zum Sophiendom.

Sie saßen oftmals in der Klemm
Zu Waßer und zu Land,
Doch führte sie nach Jerusalem
Des gnädigen Gottes Hand.

Der Herzog besuchte den heiligen Ort,
Beschenkte die Clerisei,
Und schmückte die Kirchen und stiftete dort
Der ewigen Lampen drei.

Das war ein Glaubens- und Dankeszoll:
Die eine für sein Gemahl,
Die andre für sich, jedoch was soll
Der dritten Lampe Strahl?

Der Herzog war ein besonderer Held,
Bot allen Feinden Trutz;
Er schlug wohl Drachen aus dem Feld,
Und Löwen nahm er in Schutz.

Wer weiß, was er im Sinne trug
Mit der dritten Lampe Schein?
Es fand sich Keiner, der ihn frug,
Er behielts für sich allein.

Und als das Jahr zu Ende just,
Er wieder zu Lande kam;
Was war es, das mit seliger Lust
Mathild aus der Wiege nahm?

„Du brachtest mir einen Löwen mit,
Du hast den Drachen gedämpft;
Nun sollst du sehen, wie ich hier stritt
Und was ich für dich erkämpft.

„Schau her: ein junges Töchterlein,
Das mir der Herr beschert!"
Und wie der drei ewigen Lampen Schein,
So leuchtet ihr Blick verklärt.

Ludwig Grote.

Heinrichs des Löwen Heimkehr.

Harfen und Schalmeien hallen
Hell zu Braunschweig in dem Schloß;
Bunte Fähnlein müßen wallen,
Wimmeln muß ein Dienertroß;
Thronet doch beim Hochzeitsmahle
Heinrichs Wittwe dort im Saale.

An der Thüre gar gewaltig
Still ein hoher Pilger steht,
Dem der Mantel weit und faltig,
Dem das reiche Haupthaar weht,
Dem zu Füßen hingeschmieget
Zahm ein starker Löwe lieget.

Doch ein Diener kommt gegangen,
Weist den ernsten Pilger fort;
Aber der spricht ohne Bangen:
Knabe, mir gefällt der Ort.
Hüt dich! Nebenan die Katze
Kämmt mit einer guten Tatze.

Und der Jüngling schrickt zusammen,
Als er jetzt in grünem Licht
Sieht des Löwen Auge flammen;
Doch der Pilger freundlich spricht:
Fürcht dich nicht, doch gieb mir Kunde
Drinnen von der Tafelrunde.

Und der kluge Diener flüstert:
Unsre Herrin zart und bleich
Sitzt dort oben gramumdüstert,
Da dem Grafen stolz und reich,
Der wohl munter sitzt daneben,
Muß sie endlich sich ergeben.

Seit der Welfe fern gestorben
Auf dem Zug zum heilgen Land,
Wurde mild und hart geworben
Um der edlen Wittwe Hand.
Endlich vor dem Drohn der Degen
Scheint ihr stolzer Sinn erlegen.

Doch der Pilger forschet wieder:
Wer ist jenes Frauenbild —
Traurig sieht sie vor sich nieder —
Bei der Braut so schön und mild?
Ihr schien einst der Graf treueigen,
Sprach der Knabe, laß mich schweigen!

Eile, spricht der Pilger weiter,
Flugs zur Grafenbraut hinein,
Sage ihr: ein Gottesstreiter
Heischet einen Becher Wein,
Heischet ihn um Christi willen,
Sich des Durstes Qual zu stillen.

Und der Diener geht in Eile,
Kündet seiner Frau die Mähr,
Bringt dem Mann nach einer Weile
Einen Kelch von Golde schwer.
Und der Pilger leert die Schaale,
Und der Jüngling kehrt zum Mahle.

Doch die schöne Braut erschricket,
Wie sie in den Becher sieht,
Drin sie Heinrichs Ring erblicket,
Der in Gold und Steinen glüht.
Hat ihn bald herausgenommen,
Heimlich bebend, herzbeklommen.

Ach, sie schluchzet und sie weinet,
Und sie stürzet nach dem Thor,
Wo der Pilger jetzt erscheinet,
Mit dem Löwen tritt hervor.
Und schon hält er voll Erbarmen
Seine Gattin in den Armen.

Heinrich spricht im Zorn und Grimme
Den erschrocknen Grafen an:
Kennst du noch des Löwen Stimme,
Der du schlimm an mir gethan?
Graf, inmitten deiner Sünden
Muß dich so der Welfe finden?

Und ein Fräulein rang die Hände,
Das zu seinen Füßen lag,
Und der Herzog gar behende
Zu der frommen Jungfrau sprach:
Dir stell heim ich seine Sache,
Nimm nur nicht zu schwere Rache!

Rings ein Danken, Jauchzen, Freuen,
Und des Volkes Freudendrang,
Geigen tönen und Schalmeien,
Jubelnd die Trompete klang.
Und des Löwen dumpfes Brüllen
Wollte Stadt und Land erfüllen.

Julius Mosen.

Die Schlacht bei Weißensee.

14. Mai 1180.

De wêrde hertoge Henrik,
De sinem namen toglîk
Drôch eines louwen herte,
De hadde grote smerte
Siner vorlust unde shaden.
Des begunde he aver laden
Beide, vrunde unde mage,
De he aver in de wage
Weder den kaiser wolde legen,
De de louwe hadde utgewegen,
Alse vrunt bi vrunde dôt.
De hertoge hochgemôt,
Mit der sulven share
Fôr he shone unde openbare
Mit upgerichten vanen
Na Goslar de negesten banen,
Dâr de vorsten legen alle.
He treckede mit grotem shalle
Mit vil taburen, de men dâr rôrde,
Mit pipen, basunen, de men dâr hôrde,
Dârvan dat velt erskal,
Alsus treckede he berg unde dâl
Dorch den wôlt in Doringenlant,
Da van den sinen wârt gebrant
Des rikes stat Nordhusen
In Doringen unde Molhusen.
De vorsten, de dâr lagen
Unde des landes hude plagen,
Na des kaiseres gebode
Mit einer kräftigen rodde,
De wide gesammet wârt,
Treckeden se de sulven vârt
Deme vorsten na in Doringenlant.
Se hadden boden vôrgesant
An lantgreven Lodewike,
De sek ôk kräftiglike
Reide an des rikes herfârt,
Also dat he to hulpe wârt
Des kaisers vorsten alle —
Dat kam öm to valle.

2. toglîk: übereinstimmend mit seinem Namen. 6. Des, deshalb; aver, abermals. 7. mage, Blutsverwandte von Seiten des Vaters. 9. Weder, wider. 10. utgewegen, ausgewogen, erwählt, erprobt. 14. Fôr, fuhr. 17. de vorsten: es sind die Kaiserlichen gemeint, welche Goslar besetzt hielten. Heinrich zog von Braunschweig zunächst gegen Goslar heran und suchte sich dieses Schlüssels von Niedersachsen zu bemächtigen. Da es ihm aber nicht gelang, die starken Mauern im Sturmlauf zu gewinnen, so wandte er sich Anfangs Mai über die Höhen des Harzwaldes (dorch den wôlt) nach Thüringen. 19. taburen, Taburinen, Trommeln; rôrde, rührte. 20. basunen, Posaunen. 21. De vorsten, de dâr lagen: die Fürsten, welche da, nämlich in Goslar, als Besatzung (hude) lagen, zogen auf des Kaisers Befehl Heinrich dem Löwen nach. Auch eilten zur Verstärkung viele Edle herbei, welche sich um den Landgrafen Hermann von Thüringen sammelten. 31. wide gesammet, weit gesammelt. 34. boden, Boten. 35. Landgraf Ludwig, Bruder des Landgrafen Hermann von Thüringen, war eben erst nach dem Tode des kinderlosen Albrecht von Sommerschenburg Pfalzgraf von Sachsen geworden. Er wurde zu Hülfe gerufen und nahm kräftigen Antheil am Kriege. 37. reide für reidede, rüstete, von reiden, rüsten. Er rüstete zur (an) Heerfahrt. 39. alle wird nie flectirt. Vergl. Seite 11, V. 5.

Dit was allent uppe den van Beigerlant,
Dorch den wârt manich helt ûtgesant,
De darheime leit vil herteleif,
Des sheiden öme van herten dreif
Vil mangen trân ût ogen,
De sek vil vil trurig togen,
An roselichten wangen fîn,
Dorch den leven vrunt sîn.
Wat mach de van Beigerlant
Nu dôn, de dâr hat angerant
Doringen so waldiglike?
Wat, oft öme dat rike
In Sassen den sege aveslôch,
De jü sîn herte hoge drôch,
Skolde he dorch dat nu vorzagen?
Nein! he skal et aver wagen,
Lichte of sek sîn gefälle
Dorch des gluckes lôp also snelle
An ein ander grât hat gewant.
De landgreve ût Doringenlant,
De mit kräften was gekomen
Deme rike: dat wârt vornomen
Van deme hertogen Henrike.
Wo söte unde wo vruntlike
He to den sinen alle sprak:
„Islik here, vrunt unde mâch,
De hîr dorch den willen mîn
So verne hergekomen sîn,
Denket, wo dorch wêrdicheit
Ummer prîs si bereit
In Beigeren unde in Sassenlant.
Denket juwer vôrfarne hant,
De et dorch ören elendhaftigen mût
In manger riddershap so gût
Unde in stride han gedân,
Unde wo et dicke is ergân
Vil unde in mangen dingen;
Unde wo et ôk erginge
Markgreven Ekebrechte,
De vôr neinem dinge vrochte rechte,
Unde wo he prîs bejagede
Bi sinem levedagede,

42. Dorch den, um dessentwillen. 43. leit, ließ; vil härteleiv, viel Herzlieb, d. h. ein sehr geliebtes Gemahl. 44. Des bezieht sich eben so, wie der vorhergehende Satz, auf helt: dessen Abschied ihm, nämlich dem Vielliebchen, viele Thränen über die rosigen Wangen trieb. 48. Dorch den leven vrunt, um des lieben Freundes willen. 52. Wat: Was? obschon ihm das Reich in Sachsen den Sieg abschlug, sollte er deshalb nun verzagen? 53. sege, Sieg. 54. jü: je, jemals, immer. 57. Lichte of: ob sich vielleicht sein Geschick gewandt und eine andere Stufe (grât) eingenommen hat. 66. vrunt unde mâch, Freund und Blutsverwandter. Vergleiche Vers 7. 70. ummer, immer. 73. elendhaftig, mühevoll, anstrengend, tapfer, opferwillig. 76. dicke, oft. 79. Markgreven Ekebrechte: es ist der Brunone Eckbrecht I. gemeint, der nach dem Tode seines Vaters, des Grafen Ludolf († 1038), zur Zeit Kaisers Heinrich III. im Besitze der Landschaft an der Ocker war. Wie der Chronist früher erzählt hat, wurden der Markgraf Eckbrecht und sein Bruder Bruno, als sie nach Merseburg zum kaiserlichen Hoflager zogen, im Selkethale (uppe de Selke) von zwei Thüringschen „Herren", Otto und Wilhelm, überfallen (1057). Sie setzten sich tapfer zur Wehre. „Da erhob sich ein großer Streit, in großem Gedränge, Da ward die Durchfahrt enge, Als Ross gegen Ross kam gedrungen; Da ward der Streit durchschlungen Von Sachsen und Thüringern hier und dar, Der Anger wurde bestreuet gar Mit manchem auserwählten Leibe." Passend wird gerade an diesen Kampf der Sachsen gegen Thüringsche Herrn erinnert. 80. vrochte, fürchtete.

Do islik was beseten
Van deme kaiser Henrike gâr vormeten!
Unde wo hertoge Luder de rike,
Unse vader, streit vil manlike
To deme Welpesholte in dem wike
Weder den vîvden kaiser Henrike!
Seit, wo mangerleige riddershap!
We ör eine skollen houwen af
Darsulven mit deme swerte!
Isen twank jü sülveres herde!
Sît elendhaftig alle hude!
Et sagen wise lude,
Dat he weder sek sulven ist,
We vigenden givvet lives frist,
Dat he et sek sulven neme!
Is hîr ôk jimand, deme et täme,
De et hevve to herten genomen,
Wen de shar tosamen komen,
Dat he denne wil geven den rucke,
De do dat nu, unde hevve glucke,
Êr denne men 't öme vorkere!
Ein jowilk ridder unde here
De spreke sine wêrden man!"

De rede en was nicht al gedân
Van deme vorsten ût Beigerlant,
Ein bode kam snel hergerant.
Sîn ros al van swete vlôt,
Dat blôt öme dorch de siden gôt,
He sprâk: „„Herre, wettet dat vorwâr,
Dat de vorsten mit örer shar
Den barg komen upgedrungen,
Unde ör banner boven ön geswungen.
Disser tal is so vil,
Sek hevet hîr ein ander spil!""
Do sprak Henrik de hoge vorste:
„If ek nu nicht striden dorste,
So were wîvlik mîn manheit!
Givt jemanen herteleit
Leves wêrder grôt,
Dat he sek van öme sheiden mot,
He skal et laten faren hin:
Dorch wîv skolle we alle manliken sîn!"
De shar weren bereide an beider sît:
De sunne hadde den ersten strît
Anne deme wederglaste
An mangem wêrden gaste,

85. hertoge Luder: als Lothar von Supplingenburg nach dem Erlöschen des Billungschen Mannsstammes mit dem Herzogthume Sachsen belehnt war und dann auch die Nordheimschen und Brunonischen Güter erworben hatte, geriet er in Streit mit Kaiser Heinrich V. Am 11. Februar 1115 wurde eine heiße Schlacht am Welfesholze in der Grafschaft Mansfeld geschlagen, wo die Sachsen einen glänzenden Sieg errangen. 86. vader: Lothar war der Großvater Heinrichs des Löwen. 87. an deme wike: in der Niederlage. 89. Seit, seht. 92. Eisen zwang noch immer Silbers Härte. 93. Seid opferwillig alle heute! 96. Wer Feinden Leibesfrist giebt, sie verschont. 98. täme, gezieme. 99. to herten genomen, vorgenommen. 100. Wenn die Schaaren (de shar ist pluralis) zusammenkommen, d. h. erst handgemein werden. 101. denne, dann; rucke, Rücken. 102. Der thue es nun, und habe Glück, ehe denn man ihm die Flucht abschneidet. Eine ironische Aufforderung an die Feiglinge, vor der Schlacht ihr Heil in der Flucht zu suchen. 105. man, plur., Mannen, Vasallen. 116. Sek hevet, es erhebt sich. 118. If, wenn; dorste, wagte. 124. Dorch wîv, um des Weibes willen. Wir sollen uns als Männer zeigen, damit wir uns nicht vor den Weibern zu schämen brauchen. 127. Anne deme wederglaste, in dem Wiederschein.

Des shilt tegen de sunnen braste.
Wat taburen men dâr hôrde!
Wo jowilk sine shar fôrde!
Basunen unde skalhoren,
De ör stimme gâr vorloren,
Wôr sek de storinge rôrde!
Grote krige men dâr hôrde,
Dat alle dat gefilde erskal.
Mannes houw unde rosses fal
Gaf dâr so overgroten dôs,
Alse of et in den luften grôs,
Ein wedder tegen dat ander gan.
Men skolde 't wol vor shimp entfân:
Alsus was dâr ein wederriden
Unde ein manlik striden.
De melm en wolde des nicht miden,
Dede sek erhôf van allen siden
Unde dovede in der sunnen.
De blomen unde de klever wunnen
Van blôt ein nüwe overdâk.
Jünt de man, unde hîr dat ros erlach.
Alsus wârt de plân gestrouwet,
Unde dat gröne gras dorchdouwet
Mit manges düren heldes blode.
Henrikes shâr, de hochgemode,
Des kriges ôk nicht vorgat.
Dat was des rikes vorsten hât!
Al dat gefilde: hei, jo hei!
Vil lude: Beigerlant! erskrei.
Henrike do van blomen glanz
Sette up sîn hovet einen kranz.
Frowe Victoria, de dâr pleget
Des seges, weme dat se neget,
De is segehaft in der stunt.
Dat was Henrike worden kunt.

Kronika van Sassen.

129. braste für brassede, von brassen, eigentlich tönte, lärmte, bildlich in der Bedeutung: gegen die Sonne anschien, ankämpfte. 134. storinge, Zerstörung, Kampf. 137. houw, Hieb. 138. dôs, Getöse. 139. grôs? 140. wedder, Wetter, Ungewitter; gan, begann. 144. melm, Staub. 145. dede statt de dar, der da. 146. dovede, tobte. 147. wunnen, gewonnen. 148. overdâk, Überdach, Überzug. 149. Jünt, dort. 155. hât, Haß, Leid. 157. vil lude, sehr laut. 161. neget, nahet.

Heinrich der Löwe in England.

1184.

Der Löwe zog aus Braunschweig fort,
Er stand am Meeresstrand;
Das Schiff verließ den sichren Port:
„Ade, mein Vaterland!

„Mein Vaterland, ich bleib dir treu,
Mich stürzt der Feinde Neid!
Sie fürchteten den mächtgen Leu,
Mein Glück war ihnen leid."

Der Löwe sprichts, still schauet er
Und sieht die Wolken ziehn,
Bis aus dem nebelgrauen Meer
Ein Eiland ihm erschien.

Das Schiff lief ein zum sichren Port,
Er stand an Englands Strand;
Das bot ihm festen Schutz und Hort
So fern vom Vaterland.

Als seiner Tochter Ehgemahl
Hielt ihn der König wert;
Er ward in Englands Fürstensaal
Als Sohn und Held geehrt.

Doch keine Freud empfand sein Herz,
Nicht heiter war sein Blick;
Er sehnte nur sich heimatwärts
Ins Vaterland zurück.

Da wandt er sich mit heißem Flehn
Zu Gott dem Herrn allein,
Und seine Schmerzen still vergehn,
Sein Herz kann ruhig sein.

So lag versunken im Gebet
Er einst auf seinen Knien,
Da ward ihm Trost ins Herz gesät,
Ein Engel ihm erschien.

Der sprach: „Der Herr hat dich erhört,
Es drang zu ihm dein Flehn;
Es wird dir bald aufs neu gewährt,
Dein Vaterland zu sehn.

„Und wiße, noch ein Glück wird dir
Und deinem Hause sein:
Einst ziehen deine Söhne hier
Als Englands Könge ein.

„In England ihre Stirne ziert
Das königliche Band;
Als Könge dann ihr Stamm regiert
Im alten Heimatland.

„Horch! Hörst du nicht ein Stimmlein dort?
Jetzt wirst dein Glück du sehn!"
Verklungen war des Engels Wort,
Er schwand zu lichten Höhn.

Da öffnet plötzlich sich die Thür,
Es treten Diener ein:
„Mathilde hat geboren dir
Ein Knäblein hold und fein."

Da ruft der fromme Welfe laut:
„Ja, groß ist Gottes Macht!
Wohl dem, der auf den Herrn vertraut!
Der Herr hat seiner Acht."

Und was der Engel wunderbar
Dem Heinrich offenbart,
Das ward erfüllt nach manchem Jahr:
Gott hat den Stamm bewahrt.

Jahrhunderte in raschem Lauf,
Sie waren längst entflohn:
Altenglands Königsschloß flog auf,
Georg bestieg den Thron.

Noch hundert Jahr, da ward gesandt
Ein Fürst, Hannovers Lust:
Laut klangs im alten Welfenland:
„Heil König Ernst August!"

Nach Arnold von Weyhe.

Heinrichs des Löwen Verbannung.

1182—1185.

Zu Braunschweig weilt der Herzog
In seiner treuen Stadt,
Er ist des ewigen Fehdens
Von Herzen müd und satt.

Er zog mit Barbarossa
Zum Kampf ins Römerland,
Zog hin als wackrer Ritter
Und focht mit tapfrer Hand.

Doch will der Kaiser nimmer
Ihm recht gewogen sein;
Der Welfe merkt bei Zeiten
Des Rotbarts Heuchelschein.

In seine Heimat ziehet
Der Löwenherzog fort,
Und Barbarossa wütet
Und spricht das Kaiserwort:

„Ich will den Löwen zähmen,
Bei meinem Kaiserthron!
Er mag nach Hause kehren,
Mir ist er nicht entflohn!"

Jedoch den Löwenherzog
Schreckt nicht des Kaisers Dräun;
Er denkt getrosten Mutes
Der Heimat sich zu freun.

Er ruht in seinen Landen
Von langen Kämpfen aus,
Und neue Kräfte sammelt
Er für den kommenden Strauß.

Auch Friedrich Barbarossa
Schärft schon sein Kaiserschwert
Und fällt in Heinrichs Lande:
Der Leu sich grimmig wehrt.

Doch zu des Kaisers Füßen
Liegt endlich zahm der Leu,
Gelobt für Mild und Gnade
Dem Sieger ewge Treu.

Dennoch ist nicht gestillet
Des Kaisers Zorn, er spricht:
Drei Jahre sollst du büßen
Die mir verletzte Pflicht.

Die Acht ist ausgesprochen:
An seiner Gattin Hand
Zieht fort der Löwenherzog
Zum britischen Inselland.

Robert Zohn.

Heinrichs des Löwen Rückkehr.

Am Strand des wogenden Meeres
Sinnend der Herzog stand;
Er blickte über die Wellen
Nach seinem Heimatland.

Er schaute sehnend hinüber
Nach seinen Landen hin,
Und immer düstrer wurde
Sein tiefgebeugter Sinn.

Da treibt es ihn nach Hause
An seiner Gattin Herz,
Ob dort er mag genesen
Von seiner Sehnsucht Schmerz.

Und wie er heimgekommen,
Da ist die Freude groß:
Ein neugebornes Knäblein
Ruht auf Mathildens Schooß.

Doch traurig spricht der Herzog:
„O du, mein armer Sohn,
Nicht kann ich dich beschenken
Mit meinem Herzogsthron."

Plötzlich aufs neu dem Leuen
Die alte Kraft erwacht:
Die Feßeln will er brechen,
Verachtend Bann und Acht.

Und schwörend ruft der Herzog:
„Eh noch ein Jahr verrinnt,
Will ich zur Heimat führen
Mein neugebornes Kind!"

Und ob die Mutter bittend
Mit heißen Thränen fleht:
Der Leu mit kühnem Mute
Auf seinem Schwur besteht.

Robert Zohn.

Vestigia Leonis.

Der Löwe ist gelandet
Mit wenigen Mannen nur:
Er baut auf seine Völker,
Auf ihrer Treue Schwur.

Es zieht zuerst der Herzog
Zur großen Handelsstadt,
Die über die Meere des Nordens
Weit zu gebieten hat.

Da schließen die Bürger die Thore,
Vom Wall ein Herold spricht:
„Wir wollen den Tyrannen
Aufs neue zum Herzog nicht!"

Und wie zum dritten Male
Dieselbe Antwort wird,
Der erste Pfeil des Herzogs
Hin über die Mauern schwirrt.

Und wütend brüllt der Löwe:
„Bei meiner Väter Gebein!
Es soll von dieser Feste
Nicht bleiben Stein auf Stein!"

Und stürmend dringt er vorwärts
Mit seinen Mannen; es flieht
Der Feind, da er erschrocken
Das Wüten des Löwen sieht.

Und immer näher toben
Die Stürmenden heran,
Und von den Bürgern stürzet
Im Kampfe Mann auf Mann.

Und sieh, schon fallen die Mauern,
Und alles dröhnt und kracht,
Die Feste stürzt, die Stürmer
Hemmt nicht die nahende Nacht.

Die brennenden Häuser lodern,
Ein schauriges Totenlicht,
Und selbst der Heiligtümer
Schont die Verwüstung nicht.

Da sieht, wie eben die Trümmer
Das Frührot golden umkränzt,
Der Herzog das letzte Kirchlein:
Eine Thrän im Aug ihm glänzt.

„Laßt ab, ihr wackren Mannen,
Laßt jetzt genug es sein!
Die Trümmer mögen bleiben
Als ewiger Leichenstein!"

Man sieht in Deutschlands Norden
Noch heute, wie allbekannt,
Vestigia leonis,
Sonst Bardewik genannt.

Robert John.

Die beiden Löwen.

1.

Herzog Heinrich wars, der Leue,
Der mit vielen seiner Mannen
Zog ins heilge Land von dannen,
Daß er Christi Dienst sich weihe.

Als er einstens wie verloren
Ritt allein im Abendscheine,
Drang aus einem nahen Haine
Welch Geräusch zu seinen Ohren!

Welch Gestöhne, welch Gezische!
Seiner Ritterpflicht gedenkend,
Schnell sein Roß zur Seite lenkend,
Dringt der Herzog durchs Gebüsche.

Ha, was hat er da geschauet!
Schwarzes Gift und grünes Feuer
Sprüht ein Drachenungeheuer,
Das ein Löwe grimmig hauet.

Doch den hält der Wurm umschlungen,
Hackt sich ein mit spitzen Zähnen,
Löwe stöhnt und sträubt die Mähnen,
Seine Kraft ist fast bezwungen.

Heinrich springt zu Hülf dem Schwachen,
Und von starkem Schwerteshiebe
Wird das Flammenauge trübe
Dem von Gift geschwollnen Drachen.

Doch der Löwe schmiegt behende
Sich zu Heinrichs Füßen nieder,
Springt empor vor Freude wieder,
Küßt ihm dankbar Füß und Hände.

Wieder steigt der Held zu Rosse,
Reitet fort bei Sterngeflimmer,
Und der Löwe folgt ihm immer
Lammesfromm, als sein Genoße.

Mancher sahs mit tiefem Schauern,
Als zwei Löwen Morgens zogen
Durch der Pilger dichte Wogen
In die heilgen Gottesmauern.

2.

Durch die Straßen Braunschweigs wallen
Alt und Jung mit Wehklagen,
Eine Bahre wird getragen
Aus den herzoglichen Hallen.

An dem Grabe steht die Menge,
Nieder wird der Sarg gelaßen,
Sieh, da bahnt sich weite Gassen
Schnell ein Löwe durchs Gedränge.

Edle Ritter, schöne Frauen
Folgen ernst und schwarz verhüllet,
Jedes Herz ist gramerfüllet,
Aller Augen schmerzlich thauen.

Und mit kläglichem Gebrülle
Stürzt er in die Grube nieder,
Seinen Herrn hat er nun wieder,
Stöhnt noch einmal und — wird stille.

Feierliche Sterbelieder
Dumpfen Lauts die Priester singen,
Bürger wund die Hände ringen:
„Ach, der Löwe kommt nicht wieder!"

Und so ruhen denn in Frieden
Beide Löwen im Vereine
Unter einem Leichensteine,
Auch im Tode nicht geschieden.

Nach K. E. Ebert.

Der Löwe.

Im Dom zu Braunschweig ruhet
Der alte Welfe aus,
Heinrich der Löwe ruhet
Nach manchem harten Strauß.

Der Löwe konnt nicht weichen
Von seines Herzogs Seit',
Von ihm, der aus den Krallen
Des Lindwurms ihn befreit.

Es liegt auf Heinrichs Grabe,
Gleichwie auf einem Schild,
Ein treuer Totenwächter,
Des Löwen ehrnes Bild.

Sie zogen mit einander
Durch Syriens öden Sand,
Sie zogen miteinander
Nach Braunschweig in das Land.

Wo auch der Welfe wandelt,
Der Löwe ziehet mit,
Zieht mit ihm, wie sein Schatten,
Auf jedem Tritt und Schritt.

Doch als des Herzogs Auge
In Todesnöten brach,
Der Löwe still und traurig
Bei seinem Freunde lag.

Vergebens fieng den Löwen
Man in den Käfig ein;
Er brach die Eisenstäbe,
Beim Herren muß er sein.

Beim Herzog ruht der Löwe,
Hält jeden andern fern;
Doch nach drei Tagen fand man
Tot ihn beim toten Herrn.

Drum mit des Herzogs Namen
Geht stolz Jahrhundert lang
Der Löwe, wie beim Leben,
Noch immer seinen Gang.

Julius Mosen.

Klage über Heinrichs des Löwen Tod.

O we der missewende!
Hedde ek dusent hende,
Ek en kunde nicht geskriven al
Sassenlandes ungefal,
De up einen sundach
An sunte Sixtus dage geschach,
Dat de dôt der werlde nam
Den, de so wêrdigliken kam
Dicke in solker riddershap
Mit den sinen, den he gaf
Shone ros, kleider unde solt.
Ach dôt, dat du nicht weten wult,
Dat du de werlt hast berovet!
Mek dünket wol, dîn kraft de dovet:
Du en prövest, noch en sêst,
Dat du ût deme gârden getêst
Beide de distel unde ôk de dôrn
Unde latest de wêrden hochgebôrn
Shone leven unde ân ende.
Dâr men dek gêrne erkende,
Dâr hestu vroide gâr to vil.
Eines ek di wonshen wil:
Dôt, dat du werest dôt!
Du hest uns disse nôt
Gebracht unde allem Sassenlande.
Ach dôt, dat dîn kraft jü torande
So manlikes Louwen herte!
Des heve ek ruwe unde smerte.

1. missewende, Misgeschick. 3. en — nicht, die Negation, wie das französische ne-pas. 6. sunte, Sanct. 9. Dicke, oft. 10. den, denen. 11. ros, plur., Rosse. 14. dovet, tobt. 15. Du prüfst nicht, noch siehst du zu; sên, hier in der Bedeutung von Acht geben, zusehn. 16. getêst, das verstärkte têst, ziehst, wie shên und geshên. 19. ân, ohne. 20. erkende: wo man dir gern erkenntlich wäre, dir gern dankte, nämlich für dein Verschonen (?). 26. jü, jemals; torande, zerstieß, imperf. von torennen, zerrennen, zerstoßen, für torennede. 27. manlik, tapfer. 28. ruwe (Reue), Herzeleid, Betrübnis.

Dat weistu, wen du hast genomen,
De was van koninges ârt gekomen
Alher, ein vorste gâr gemeît,
De in so groter wêrdicheit
An older brachte, dat is wâr,
Siner tît ses unde sestig jâr.
We maket dek nu, here Got,
Na siner dögeden gebot,
Dek unde der moder dîn,
Shone stichte, dat dar sîn
Bishopdôm unde kanonie?
Hoge here, missedât-vrie,
Goddes döpere Johan,
Dit was de wêrde man,
De so shone unde so herlik
Makede dek to Brunswîk
Dat gebuwe unde dat goddeshûs,
Dat du unde sunte Blasius
Unde de gude sunte Thomas,
De to Kantelenberge bishop was,
Dat örer dre dâr wêrt waren!
Nu sholn ji des nicht en sparen:
Sunte Johannes sal voregân,
Also sal bi siner siden stân
Thomas unde Blasius.
Ji dre heren stât alsus,
Unde biddet den hochgeloveden Got,
Dat he dorch sinen hilgen dôt,
Den he an deme kruze leit,
Unde dorch des sulven wêrdicheit
Rôghe vorgetten an Henrike,
Wes he uppe dem êrtrike
Mit sunden oder mit shulden
Jü dede weder sine hulden.
Nu uns de genomen ist,
Got geve, dat in korter frist
He uns sine gnade gunne,
Dat uns van deme sulven kunne
Noch ein sulk mote komen,
Der werlde to eren unde to vromen.
Ein edel vrucht van Brunswîk,
Dit was de wêrde Henrik,
Van deme ji her entsproten sît,
De so wêrdiglîk sîn tît
Went an ende kunde leven,
Alse ek tom deil hevve geskreven.
De hoge vorste wârt begraven
In dat monster, dat he erhaven
Het in der borch to Brunswîk
Mit groten eren vorstlik,
Bi hertoginnen Mechtild genant,
Des koninges suster ût Engelant,
Bi sine echte-frowen.
De dâr beide rowen —
Ör sele Got möte ervrowen.

Kronika van Sassen.

31. Alher, Verstärkung von her; gemeît, beherzt. 35. We, wer. 40. Der Dichter wendet sich nun an die drei Heiligen, denen der Dom in Braunschweig geweiht, Johannes Baptista, St. Blasius und St. Thomas, um sie zur Fürbitte für den entschlafenen Helden aufzufordern; missedât-vrie, so viel als Heiliger. 47. leit, litt, imperf. von liden. 48. Kantelenberge, Canterbury in England. 49. örer: der Dichter fällt aus der zweiten Person in die dritte, kehrt aber gleich im folgenden Verse zur Anrede zurück. 56. dorch, um — willen. 59. Rôghe, geruhe zu vergeßen. 62. Jü, jemals; weder, wider, gegen. 66. kunne, Geschlecht. 71. ji, ihr, seine Nachkommen. Der Dichter wendet sich an alle Sprößlinge des Welfenhauses, um sie ihrer Abkunft von dem hohen Ahn zu gemahnen. 73. Wente, bis. 80. suster, Schwester. 81. echte-frowe, Ehefrau.

Am Grabmale Heinrichs des Löwen.

Mutig hat er gestritten, noch mutiger hat er geduldet:
Ein hochherziger Fürst, war er im Falle noch groß.
Neidisch schaute der Staufe des Welfen würdige Größe,
Selbst den heiligen Zug ehrte der Gierige nicht.
Während der Löw in Jerusalems Stadt zum Himmel sich wandte,
Stahl ihm der Kaiser daheim kleinlich das irdische Glück.
Barbarossa wußt es nicht mehr, doch wußtens die Wälschen,
Daß nur das welfische Schwert ihm die Lombarden gezähmt.
Trotz der schmachvollen Acht von Kaiser und Fürsten geachtet,
Schreckte der mutige Leu siegreich den tückischen Bär.
Wie für den Glauben er focht, die Polaben bezeugens und Slaven:
In den heidnischen Gaun strahlte verklärter das Kreuz.
Wo jüngst Menschen als Opfer den gräulichen Götzen geblutet,
Stiegen nun Münster empor, wölbten die Dome sich hoch.
Was ihm Emanuel bot, der Gewänder schönstes und reichstes,
Gab der gläubige Held willig den Priestern zur Zier.
Vielfach vom Schicksal bedrängt, vertrieben von freundlicher Heimat,
Sah Britannia ihn, achtend den herrlichen Gast.
Ruhig schlummert er nun im heiteren Schatten des Ruhmes,
Denn die Gerechtigkeit reicht neidlos den Lorbeer ihm dar.

Dr. Karl Baldamus.

Die alte Linde.

Es grünt eine alte Linde
Zu Braunschweig in der Stadt,
Die einst mit eignen Händen
Gepflanzt der Löwe hat.

Ob ihr der Sturm der Zeiten
Auch manchen Ast geraubt,
Sie hat mit jedem Frühling
Aufs neue sich belaubt.

So hat sie fortgegrünet
Achthundert Sommer lang,
Auf den, der sie gepflanzet,
Ein blühender Preisgesang.

Doch endlich muß sie werden,
O weh, der Zeiten Raub!
In heißen Junitagen
Verlieret sie ihr Laub.

Der Stamm scheint abgestorben,
Verwelket ist die Kron;
Indessen der Wald noch grünet,
Ist sie entblättert schon.

Doch siehe, tief im Marke
Der alten Linde glüht
Ein unversiegbar Leben,
Daß wieder sie erblüht.

Wenn all die andern Bäume
Im Herbst stehn kahl und fahl,
Ergrünt die alte Linde
Mit Macht zum zweiten Mal.

Hei, welch ein fröhlich Grünen!
Ich weiß wohl, was ich weiß!
Auf tausendjährigem Stamme
Ein junges Hoffnungsreis!

Neu grünt die alte Linde
Zu Braunschweig in der Stadt,
Die einst mit eignen Händen
Gepflanzt der Löwe hat.

Ludwig Grote.

Brunswiks Schwert.

Böhmische Sage.

Heinrich, du kühner Löwe, Heinrich, du hoher Held,
Der wie ein Stern geleuchtet hin durch die weite Welt,
Du Braunschweigs schönste Zierde, ein Heldendiamant,
Dich nennt mit steter Wonne das ganze deutsche Land!

Wie flammte doch so prächtig das Schwert der Löwenhand,
Das Asien gesehen, Italien gekannt!
Das Schwert, das funkelnd glühte, wie roter Blitze Glut,
Wenn es der Leu geschwungen mit edlem Heldenmut!

Ha, Schwert, als du geschlagen zu Rom die wälsche Schaar,
Als du den Kaiser schirmtest, den mit dem roten Haar,
Was war das für ein Klingen an jenem heilgen Tag,
Als dir der Kaiser dankte, in Thränen zu dir sprach!

Wie hast du da geschimmert im hellsten Siegesschein,
Wie flammten deine Strahlen zur Engelsburg hinein!
Das war ein herrlich Leuchten! So strahlet kein Komet,
Wenn er mit goldnem Schweife am blauen Himmel steht.

Wo ist das Schwert geblieben, das einst der Löwe trug?
Der Löwe ist vermodert in seinem Leichentuch;
Sein Schwert ist nicht verrostet, es weilt im Böhmenland:
Tief in der Prager Brücke, da liegts vom Stein umspannt.

Da ist es eingemauert, wie Gold im Felsenschacht,
Da glänzt es herrlich leuchtend in seiner alten Pracht;
Und blitzt die Moldau glühend, so kommt das wohl vom Schwert,
Wenn durch die Riesenmauern sein heller Schimmer fährt!

Wirds denn nicht wieder flammen im hellen Morgenrot?
O ja, wenn Böhmen seufzet einst in der höchsten Not,
Wenn es der Feind verwüstet von Anfang bis zu End,
Dann öffnet sich der Brücke geheimstes Fundament.

Das Schwert wird hell dann blitzen, und seht, wie wunderbar!
Ein Ritter, der wird kommen, so stark, wie Heinrich war,
Der wird das Schwert dann nehmen in seine markge Hand,
Und Heinrichs Schwert errettet das schöne Böhmenland.

Es lebt in allen Sagen ein tiefer, schöner Sinn,
Nimm denn auch diese Sage zu ernster Deutung hin:
Das Schwert des deutschen Löwen — es klingt gar wunderbar —
Soll Böhmen einst erretten aus Leid und aus Gefahr.

Nach Günther Nikol.

Hie Welf!

Fürwahr, ihr Longobarden, das war ein schwerer Tritt,
Den Friedrich Barbarossa durch Mailands Bresche ritt.
Licht war das Roß des Kaisers, ein Schimmel von Geburt,
Das war mit welschem Blute gescheckt bis über den Sattelgurt.

Er saß, der Hohenstaufe, in Stahl von Fuß zu Kopf,
Er stemmte wider die Hüfte den schweren Schwertesknopf,
Das Haupt zurückgeworfen, die Lippe kniff sich schlimm,
Sein Bart stob all zu Berge, und jedes Haar war Grimm.

Wie lagest du, o Mailand, du sonst so hoch und frei,
Zertreten im blutigen Staube, du Perle der Lombardei!
Der Schutt im Winde wirbelte, wo Säulen geragt unlängst,
Und über den Marmor stampfte der schwerhufige Friesenhengst.

Und Stille über den Trümmern, und Stille in dem Troß;
Da zügelte der Rächer sein kaiserliches Roß.
Und tiefer ward die Stille, denn alles stand zur Stell,
Quer auf des Siegers Wege lag ein sterbender Rebell.

Der bäumte sich gewaltig mit halbem Leib hochauf,
Und sah mit unauslöschlichem, tödlichem Grimm herauf.
Er wimmerte nicht: Erbarmen! Er winselte nicht: Gott helf!
Er knirschte unter dem Helme vor sein trotziges: Hie Welf!

Das packte den Vertilger, wie fest er sich geglaubt,
Ihm schlug ein schwarzer Gedanke die schweren Flügel ums Haupt:
Er sah am südlichen Meere ein dunkelrot Schaffot,
Drauf kniete der letzte Staufe das letzte Mal vor Gott.

Graf Strachwitz.

Der junge Welfe Heinrich und Agnes, die Hohenstaufin.

1194.

Und als im alten Weinsberg nur Not und trüber Mut,
Kam Frauenlist und -Liebe und machte alles gut;
Und wieder, als das Haßen zu giftgem Gähren schwoll,
Kam Frauenlist und -Liebe und tilgte Haß und Groll.

Das waren böse Dinge: Agnes, die schöne Magd,
Vom kaiserlichen Vetter dem Franken zugesagt;
Fügsam der Vater Konrad, und sonder Hort und Heer
Der traute Welfenjüngling, kein Leu der Alte mehr.

„Und so, du meine Tochter, verkauft um schnödes Gold!"
„„Und so die Treu verraten, die mir in Minne hold!""
„Schön Ingeborg verstoßen, ihr Aug noch thränenrot!"
„„Und ich an ihrer Stelle! O Mutter, lieber tot!""

Pfalzgraf Heinrich.

† 1227.

Da galt es rasch zu handeln, so lang rheinaufwärts hoch
Am Kaiserhof zu Speier der Vater noch verzog.
Und sieh! im Wamms verborgen der Frauen kluges Wort,
Sprengt schon auf leichtem Rappen der kecke Knappe fort.

Hei, das war seltne Botschaft, darob dem Welfensproß
Das Blut gar wunderbarlich in beide Wangen schoß.
Wie ward da flink im Stalle das schnellste Roß gezäumt!
Wie gings im scharfen Trabe gen Stahleck ungesäumt!

Und nieder sank die Brücke, das Eisenthor flog auf;
Halt an, du wackrer Renner, halt an den heißen Lauf!
Schon harren offne Arme, schon harrt ein roter Mund,
Schon harrt ein frommer Priester zum süßen, ewgen Bund.

„Nimm hin," so sprach Frau Irmgard, „nimm hin mein theures Kind,
Und mög es Gott gewalten! Seid beid ja treu gesinnt.
Der Vater kann nicht zürnen, im tiefsten Herzen sein
Wiegt König doch und Kaiser nicht auf sein Töchterlein.

Das war am andern Morgen, als hell das Horn erklang,
Als bald der alte Pfalzgraf sich aus dem Sattel schwang.
Das war die treue Gattin, die ihm am Halse lag,
Die ihm vom seltnen Falken, den sie gefangen, sprach.

Und sieh, vor seinen Augen, da stand das schönste Paar,
Da stand sein herrlich Mädchen, den Brautschmuck noch im Haar,
Da stand ihr hold zur Seiten der schmuckste Rittersmann,
Und knieten beide nieder und sahn ihn bittend an.

Wer hätte schelten mögen, obs erst im Herzen grollt?
„So möge Gott mir zeugen, das hab ich nicht gewollt!
Doch ist der Bund geschloßen: geschehn sei, was geschehn!
Mag nach dem Königseidam der Kaiser selber sehn!"

Und schlang ums Paar die Arme und pries sein kluges Weib.
„So haltet fest zusammen, seid eins mit Seel und Leib!"
Und mit dem schönsten Becher ward reich das Fest gekrönt;
Die Welfen und die Staufen, die waren nun versöhnt.

Theodor Hansing.

Folef von Knyphauſen.

Wer reitet dort im Walde ſo eilig, ſo geſchwind?
Wer iſt der hohe Ritter? Wie wallt ſein Haar im Wind!
In ſeinen braunen Locken erglänzt der Silberreif,
Er führt in ſeinem Wappen den Löwen und den Greif.

Von ſeines Roſſes Tritten ertönt ſo dumpf der Schnee,
Es fliehn bei ſeinem Nahen erſchrocken Hirſch und Reh;
Was eilt ſo ſcheu und bange ihr fort ins Waldgeſträuch?
O fürchtet nicht den Ritter: er denket nicht an euch!

Wohl ſtarrt in ſeinen Locken des rauhen Winters Eis,
Doch in dem ſtarken Buſen, da glüht es wunderheiß;
Ihn kümmern nicht die Hirſche, ihn locket nicht das Reh,
Er eilt zu ſeiner Trauten wohl über Eis und Schnee.

Er achtet nicht der Kälte, er ſcheut nicht Sturm und Wind,
Er denkt nur der Geliebten, die ihm ſo treugeſinnt;
Als ſie ihm gab, die Holde, von ihrer Hand den Reif,
Da iſt ſo zahm geworden der Löwe ſammt dem Greif.

Er zog mit ſeinem Fürſten zum heilgen Lande hin,
Er ſchlug ſo manchen Moslem voll Mut und Heldenſinn;
Sprecht, kennt ihr dieſen Ritter? Er iſt ja allbekannt:
Herr Folef von Knyphauſen im ganzen Reich genannt.

Seht, wie ſein Auge glänzet: er hat an ſie gedacht,
Die Liebe hat den Helden zum Träumer gar gemacht;
Was keinem je gelungen, was keiner je gedacht,
Die Lieb hat ihn bezwungen, die Liebe hats vollbracht.

Nach Arnold von Weyhe.

Der junge Welf Otto und König Philipp August von Frankreich.

Miner rede ôrt unde zîl
Ek hîr an Otten keren wil.
Uns sagen also de märe:
Wo sîn shone lîf were
Dennoch in kindliken jaren,
An sinen ôm kam he gevaren,
Deme wêrden ût Engelant,
Konink Richart was he genant.
Bi deme lange tît he dâr bleif,
De ön hadde utermate leif;
Wente he öme dorch leve gaf
To Poitowe de graveshap.
De sulve konink öne anewiset
Vil mange doget, darane priset
Otte de stolte jungelink.
Eines dages vîl, dat de konink
Van Engelant skolde komen
Uppe einen dach, de was genomen
Weder den van Frankrike,
Dâr shone unde vil herlike
Ör islik mit groten eren kam,
Alse et den koningen beide wol tam,
Unde manich man mit ön gereden.
Nu hadde ein ros bestreden
Van Poitowe Otte de jungelink,
Dat in mangen sprungen gink
Unde lêp in sporen fluchten.
Dat rande he wol mit tuchten,
Dat et alle den moste behagen,
De dat mit ogen sagen.
Do de van Frankrike dat gesach,
To deme van Engelant he sprak:
We is de shone jungelink,
De hîr alsus rinnet dorch den rink?
Do antwôrde öme de van Engelant,
He sprak: dat is mek wol bekant!
He is, de noch in korten dagen
Skal des rikes kronen dragen,
Skal he leven unde ok ik.
Do sprak de van Frankrîk:

1. ôrt, Spitze. 4. Wo dennoch, obwohl. 6. An, zu. Schon in frühster Jugend begleitete Otto seinen Vater, Heinrich den Löwen, in die Verbannung nach England und blieb hier bei den Verwandten seiner Mutter Mathilde auch dann, als sein Vater aus der zweiten Verbannung heimkehrte. 11. Wente, denn; dorch leve, aus Liebe. 13. anewiset, anweist, unterrichtet. 14. darane priset, darin glänzte; priset, statt prisede, ist hier intransitiv gebraucht. 16. vîl, es geschah, es ereignete sich, von vallen. 18. Uppe einen dach, zu einer Zusammenkunft. 19. Weder, wider. Die Zusammenkunft, zu der der König von England kommen sollte, nämlich auf den Continent herüber, war gegen den König von Frankreich in Aussicht genommen. 20. dâr, relativ, wo, wohin. 21. Ör islik, Ihrer, jeder von beiden. 22. tam, geziemte. 24. bestreden, beschritten, bestiegen. 28. rande, zügelte, imp. von rinnen oder rennen, laufen, hier mit activer Bedeutung. 30. sagen, sahen, imp. von sên. 31. gesach, sah, von gesên, dem verstärkten sên, ähnlich wie shên und geshên. 33. We, wer. 34. rinnet, läuft, reitet. 37. He, demonstrativ: der ist es, der bald des Reiches Krone tragen wird. 39. Skal, futurisch: wird er und ich anders am Leben bleiben.

He geve her dat ros, dat he rant;
So werd' dat also gewant:
Ek geve öme Paris,
Mine städe Orligens unde Schamfis!
Dat skal sîn! sprak de van Engelant.
Dat ros heit he öme tohant

Geven, unde wârt upgeslagen
Ein gelövede, dat noch summelike
De düvel begunde sagen, [klagen.
Dat he ôk wolde magen
Over mangem jare dârna,
Alse et allent dârna gesha.

41. rant, abgekürzt für rande; siehe Vers 28. 44. Orligens unde Schamfis: Orleans und Estampes. Der König von Frankreich verspricht diese drei Städte zu geben, nämlich für den Fall, daß König Richards Prophezeiung eintrifft. 49. Ein gelövede, ein Gelöbnis, eine Wette; summelike, etliche, manche. 50. sagen, sähen, eine Wechselform für saien, säen. 51. magen, mähen. 53. dârna, später. Anspielung auf die Schlacht von Bouvines, welche am 24. Juli 1214 zwischen dem nachherigen Kaiser Otto IV. und König Philipp August von Frankreich geschlagen wurde.

Kaiser Ottos Wahl und Weihe.

1198 und 1209.

To Kolne Adolf de bishop,
To maidagen lechde he einen hof,
Dâr de vorsten vorgenant
Kemen alle shire gerant.
Den hof hadde ôk vornomen
Otte unde was herûtgekomen
Mit vil dürer riddershap,
De öme Poitowe, sîn graveshap,
Unde sîn ôm ût Engelant
Mit öme hadde herûtgesant.
Alsus treckede vil herlik
De junge dögendenrîk
To Kolne na, up twe dageweide,
Vrolik sunder leide.

Zu Köln Adolf der Bischof
Ausschrieb auf Maitag einen Hof,
Wo die Fürsten, die genannten,
Alle sich zusammen fanden.
Den Hof hatte auch vernommen
Otto und war herausgekommen
Mit edlen Rittern aus Poitou
Seiner Grafschaft, und dazu
Mit Mannen, die aus Engeland
Ihm sein Ohm herausgesandt.
Also zog er blühend an Jugend,
Ehrenreich und reich an Tugend
Gen Köln bis auf zwei Tage weit,
Fröhlichen Sinns und sonder Leid.

2. To maidagen: die Hoftage wurden besonders am Pfingstfeste gehalten, da man dann nicht nur Gottesdienste feierte und der Freude pflegte, sondern auch Reichsgeschäfte erledigte. 3. de vorsten vorgenant: es sind die rheinisch-niederländischen Fürsten gemeint, welche im Bunde mit England der staufischen Partei entgegentraten. 7. Mit vil dürer, mit sehr edler. 13. Nach Köln zu, bis auf zwei Tagereisen. Der Erzbischof Adolf zog ihm bis Lüttich entgegen.

Do de vorsten dat vornamen,
Mit eren se alle kamen
Öme entegen unde to mote.
Mit mangem wêrden grote
Wârt he van öne entfangen;
Mit groter ere wârt begangen
Jegen öme van der pâpheit alle;
Mit lovesange unde mit shalle
Wârt he gebracht in sunte Peters dôm.
Alsus bloigede siner vroide bôm.
Dâr koren se to der kronen
Otten, hertogen Henrikes sonen
Van Beigern unde ût Sassenlant,
De ôk van Brunswîk was genant,
Dat he Romeshe konink were.
Dat wârt gedân in groter ere.
Dâr swôr he den vorsten al ör recht
To haldene stede unde slecht.
Se sworen öme ok weder hulde,
Dat se dorch neine shulde
Nummer skolden siner avegân
Unde skolden bi öme stedes stân.
Darna in groter ere shone
Up konink Karles trone
Wigede öne Adolf, de Kolnere,
To koninge in vîl groter ere.
Men secht ôk sulke märe,
Dat he ein shone vorste were,
Gut to sprekende unde overmilde,
Ein düre ridder under shilde;
Söte unde gude sede
Unde goddesvrochte wânde öme mede.

Als die Fürsten das vernahmen,
Mit Ehren sie zusammen kamen;
Sie zogen ihm entgegen
Mit Glückwunsch und Segen,
Ihn festlich zu empfangen.
Auch haben diesen Tag begangen
Mit Lobgesang und Schalle
Zu Köln die Geistlichen alle.
Sie führten ihn zum Dom hinein:
Aufblühte seiner Freude Schein.
Sie kürten da zu Reich und Kron
Otto, Herzog Heinrichs Sohn
Von Bayern und von Sachsenland,
Der auch von Braunschweig ward genannt,
Daß er Römischer König wäre,
Das geschah ihm zu großer Ehre.
Da schwur er den Fürsten all ihr Recht
Zu halten stetig, recht und schlecht.
Dagegen sie mit ihrem Munde
Schwuren ihm, aus keinem Grunde
Jemals von ihm abzugehn,
Sondern stets zu ihm zu stehn.
Darnach im Schmuck der Königskron
Zu Aachen auf König Karols Thron
Weihte der Erzbischof, der hehre,
Zum König ihn in großer Ehre.
Man sagt auch solche Märe,
Daß er ein schöner Fürste wäre,
Leutselig und übermilde,
Ein edler Ritter unter Schilde.
Gottesfurcht und gute Sitte
Lenkten alle seine Schritte.

17. to mote, synonym mit entgegen. 24. bloigede, blühte. 30. ere, Ehre, in der Bedeutung von königlicher Würde. 32. stede, stet, fest; slecht, schlecht, schlicht. 34. dorch neine shulde, aus keinerlei Ursache, unter keinem Vorwande. Ähnlich „dorch de sulven shulden," aus demselben Grunde. 35. avegân mit dem Genitiv siner, von ihm abgehn. 39. Wigede, weihte. 45. sede, Sitte. 46. mede, mit, bei.

Sîn joget hadde ôk wisheit,
Dat des rîkes wêrdicheit
An öme nicht were vorloren,
Af he einlike were gekoren ....

Dat was up einen sundach,
Shone men mit öme komen sach
Vil gewapender riddershap,
Islikem here sine stat gaf,
Dâr he skolde huden de wigunge.
Van Rome beide alt unde junge
Gink öme entegen de pâpheit.
In love unde in wêrdicheit
Fôrden se öne up to den greden
Sunte Peters: dâr herneder treden
Dre bishope, alse se plegen;
Ein islik gaf öme sinen segen.
Se leiden öne herliken alsus
Vôr den Pawes Innocentius,
De sîn up den greden wachte.
Lêvlik men ön deme brachte.
He küsde öne lêvlik vôr sinen munt,
He greip ôk in der sulven stunt
Bi der hant den konink hêr
Unde leide öne in dat monster.

Seine Jugend hatte auch Weisheit,
Daß des Reiches Würdigkeit
An ihm nicht wäre verloren,
Wenn er einstimmig wäre erkoren...

Auf einen Sonntag es geschah,
Daß man zu Rom einreiten sah
Den König mit gewappneter Hand.
Da hatte jeder seinen Stand,
Wo er sollte halten Wacht,
Bis daß die Weihung wär vollbracht.
Die Geistlichkeit, die ihn empfieng
Und ihm von Rom entgegengieng,
Sie führt ihn zu Sanct Peters Stiegen;
Die Stufen da herniederstiegen
Drei Bischöfe, wie sis pflegen:
Ein jeder gab ihm seinen Segen.
Den König leiten sie also
Zum Pabste Innocentio,
Der seiner auf den Stiegen harrt,
Wo er von ihm empfangen ward.
Der Pabst küsste zur selben Stund
Den König zärtlich auf den Mund;
Darauf er seine Hand ergriff
Und führt ihn in Sanct Peters Schiff.

50. Wenn er einstimmig wäre erkoren. Die staufische Partei hatte bereits am 6. März 1198 zu Arnstadt Philipp von Schwaben gewählt. 51. Erst im Jahre 1209, am Sonntage nach Michaelis, wurde Otto in Rom zum Kaiser gekrönt, nachdem Philipp von Schwaben ermordet und Otto auch von den Fürsten der staufischen Partei anerkannt war. 54. Jedem Herrn (Ritter) sagte (gaf) sein Platz, wo er hüten, auf Wache stehn sollte, um während der Weihung die Römer im Zaume zu halten. Diese stellten sich nämlich, wie gewöhnlich, sehr ungeberdig, weil ihre Erlaubnis zur Krönung nicht eingeholt war, und drohten mit shimperture (Schimpf, Verhöhnung). Otto ließ daher alle Wege und Stege bis zum Petersdom besetzen. Dennoch kam es zum blutigem Zusammenstoß, und es wurde drei Stunden lang, selbst während der Krönung, gefochten, bis die Römer, deren viele umkamen, die Flucht ergriffen. 55. wigunge, Weihung. 59. greden, (gradus) sind die Stufen am Eingange des Domes. 63. leiden, statt leideden, leiteten. 66. Lêvlik, liebreich, zärtlich; brachte: Otto wurde dem Papste feierlich zugeführt oder, wie es Vers 79 heißt, überantwortet zur Krönung. 70. monster (monasterium), Münster, Dom.

Van kardinalen un bishopen was dâr drank
Unde van der pâpheit, de so shone sank,
Dat de lucht wedershal;
Grôt vroide was dâr overal.
Otte, de vorste hochgeboren,
De to der kronunge was gekoren
Van den vorsten algelike,
De dâr hôrden to deme rike,
Unde dem pawese geantwêrdet so,
Deme dridden Innocentio,
De wigede öne innechlike
In aller ere. Wonnerike
Was de hochtît overshone.
Seit, also gaf de pawes de krone.

De Kronika van Sassen.

Von Cardinälen und Bischöfen welch Gedränge!
Und was für liebliche Gesänge,
Von denen rings die Luft erscholl!
Großer Freude war alles voll.
Otto, der Herzog hochgeboren,
Der zur Krönung war erkoren
Einmütig von den Fürsten allen,
Die da sind des Reichs Vasallen,
Und zum Pabst geführt also,
Dem dritten Innocentio,
Er ward geweihet nun sogleich
In allen Ehren. Wonnereich
Die Hochzeit war, da Heinrichs Sohne
Setzte der Papst aufs Haupt die Krone.

Die Sachsenchronik.

71. drank, Gedränge. 81. wigede, weihte. 83. hochtît, die Hochzeit (Festlichkeit) war überschön. 84. Seit, seht.

Kaiser Otto der IV. und das Löwenbild.

1209.

Ein ungebeugter Heldensohn
Saß König Otto auf dem Thron;
Es schwanden der Jahre zehen
In heißen Kämpfen und Wehen.

Herr Otto hatte schweren Stand,
Dieweil Philipp von Schwabenland,
Der mächtige Hohenstaufe,
Nicht ließ vom Schwertesknaufe.

Die Städte sanken in Feuersglut,
Geplündert wurde des Bauern Gut,
Der Acker mit Blut getränket,
Viel Ritter ins Grab gesenket.

Verwüstet waren Deutschlands Gaun,
Nichts heiles am ganzen Reich zu schaun;
Es sehnten die Kampfesmüden
Sich lange schon nach Frieden.

Da kam der Frieden über Nacht,
Doch wars keine Taube, die ihn gebracht,
Es war, entstiegen der Hölle,
Ein blutiger Mordgeselle.

Herrn Philipp traf des Mörders Stahl,
Nun haben die Fürsten nicht länger Wahl:
Der Staufe liegt erschlagen,
Kann nicht mehr Kronen tragen.

Kaiser Otto IV.

† 1218.

Dem Welfen fällt nun alles zu,
Und wiederkehren Glück und Ruh;
Ganz unbestritten regierte
Mit Glanz Otto der Vierte.

Da kamen zum königlichen Herrn
Viel Fürsten zusammen von nah und fern;
Zu Braunschweig in der Feste
Versammeln sich hohe Gäste.

Viel edle Ritter und schöne Fraun,
Und auch viel Volks ist da zu schaun;
Es freuen sich die Geringsten
Mit Fürsten und Herrn zu Pfingsten.

Denn der goldne Friede ist wiedergekehrt,
Der segnend Bürger und Bauer nährt;
Es preist ihn der Sänger im Liede,
Und das Volk ruft: Friede, Friede!

So rauscht ein Meer von Lust und Lenz
Dicht vor des Königs Residenz;
Doch mitten im Wogengeheule
Steht ernst die Löwensäule.

Von seinem Postamente wild
Herniederdräut das Löwenbild,
Wie aus dem Stein gewachsen —
Das sieht Bernhard von Sachsen.

Da reißt ihn Laune fort und Scherz,
Hin tritt er vor das Bild von Erz
Mit dem aufgesperrten Rachen
Und spricht zu ihm mit Lachen:

Was stehst du da so kampfbereit
Und sperrst den Rachen auf so weit,
Als gäb es Krieg noch immer,
Und nichts, als Brand und Trümmer?

Laß ab, du ehrnes Löwenbild!
Was du gewollt hast, ist erfüllt:
Nicht länger schaue nach Osten,
Wo Schwert und Schild nun rosten.

Dort ist kein Feind mehr zu erspähn,
Im Norden nur der freche Dän
Läßt nicht von Plündern und Morden,
Drum schwing dich herum gen Norden.

Das Volk vernahm des Herzogs Wort,
Und Beifall jauchzt es ihm sofort.
Der Leu jedoch war klüger,
Denn gar bedenklich schwieg er.

Auch dreht er keineswegs sich um,
Er sah, und wußte wohl warum,
Mit Blicken, die unsäglich,
Nach Osten unbeweglich.

Ludwig Grote.

An Kaiser Otto IV.

1212.

Herr Kaiser, seid uns willkommen!
Der Königsnam ist Euch benommen,
Und Eure Krone glänzt vor allen Kronen.

Eure Hand ist stark und reich an Gut,
Und ob man recht, ob übel thut,
So mag sie beides, rächen oder lohnen.

Auch bring ich Euch die Märe:
Die Fürsten sind Euch unterthan,
Sie harrten Eurer Wiederkunft geduldig.

Und Meißens Fürst, der hehre,
Ist Euch ergeben sonder Wahn,
Eh blieb ein Engel Gott die Treue schuldig.

Walter von der Vogelweide.

Herzog Wilhelm.

1195—1213.

Die Erbauung von Blekede, 1209.

Es war gestürzt der Löwe, erschüttert seine Macht,
Um seine größten Staaten hatt ihn der Neid gebracht:
Zwei Herzogtümer raubte ihm seiner Feinde Hand,
Von allem blieb dem Helden allein sein Heimatland.

Doch ob auch viel genommen dem ritterlichen Herrn,
Noch strahlt im lichten Glanze des Welfenhauses Stern;
Drei edle Heldensöhne, die ihm Mathild gebar,
Ließ er dem Reich zur Stütze in jeglicher Gefahr.

Der erste war Herr Heinrich wohl unter diesen Drein,
Ihn ehrt als ihren Herren die grüne Pfalz am Rhein;
Agnes, des Konrad Tochter, bracht ihm gar reiches Gut,
Es rollt in ihren Adern der Hohenstaufen Blut.

Den zweiten seiner Söhne hob Deutschland hoch empor:
Auf seinem Kaiserthrone zum Herrn es ihn erkor;
Otto der Welf beherrschte mit Glanz das deutsche Reich,
An Tapferkeit und Tugend dem hohen Vater gleich.

Der dritte Sohn des Löwen Herr Wilhelm war genannt,
Ihm ward zu seinem Erbe das lüneburger Land;
Ein Herrscher, welcher nimmer an Rat und Hülfe karg,
Ein Vater seinem Lande, ein wahrer Patriarch.

Die Felder, die verwüstet der Kriegesrosse Huf,
Die milde Hand des Fürsten zu reichem Segen schuf;
Die Elbe führte Schiffe bis in das weite Meer,
Die Schiffe brachten Schätze aus fernen Landen her.

Und was der Krieg zerstöret, er hat es auferbaut,
Er strebt nur, daß beim Volke man wieder Wohlstand schaut;
In seinem milden Herzen erwacht ein großer Plan,
Ihn glorreich zu vollenden, dünkt ihm kein leerer Wahn.

Als Bardowik zerstöret des Löwenherzogs Zorn,
Des nordschen Handels Stütze und allerreichsten Born,
Sandt Lübeck seine Schiffe hin übers ferne Meer,
Begann in Lübecks Mauern der regeste Verkehr.

Da sprach der edle Welfe: „Das sollte anders sein!
Ist Bardowik gebrochen, ist doch die Elbe mein;
Drum bau an ihren Ufern ich einen festen Ort,
Zu gründen einen Stapel für fremde Lande dort."

Bald aus der ganzen Gegend erschien der Maurer Schwarm,
Es schwangen Zimmerleute die Axt mit starkem Arm;
Schon hoben sich die Bauten, schon schaut man sie von fern,
Da rief der Todesengel den ritterlichen Herrn.

Und unter seinem Sohne, dem Kinde zart und klein,
Konnt Wilhelms große Absicht zum Ende nicht gedeihn.
Doch liegt noch an der Elbe, jetzt Blekede genannt,
Der Ort, den hier gegründet des edlen Welfen Hand.

Nach Arnold von Weyhe.

Herzog Otto, das Kind genannt.

1213—1252.

Der Tag zu Mainz, 21. August 1235.

Der mächtge Hohenstaufe, der Kaiser Friederich,
Vermählt mit Isabella, Altenglands Tochter, sich.
Zum goldnen Mainz entbeut er der deutschen Fürsten Schaar,
Um würdig zu geleiten die Braut zum Traualtar.

Als nun das Fest geendet, da saß im Kaiserzelt,
Umgeben von seinen Treuen, der kaiserliche Held.
Von Magdeburg und Salzburg, von Köln und Mainz und Trier
Sah man die Erzbischöfe, der deutschen Kirche Zier.

Es blieben nicht die Häupter vom Stift zu Osnabrück,
Von Bamberg, Verden, Münster, von Hildesheim zurück;
Es sandten ihre Fürsten die Elbe wie der Rhein,
Die Oder und die Saale, die Donau und der Main.

Herzog Otto das Kind.

† 1252.

Vor Kaiser Friedrich kniete Otto, das Kind genannt,
Der Braunschweigs Fluren nannte sein theures Heimatland;
Er kam, Verzicht zu leisten auf Sachsens Herzogsamt,
Das dem erlauchten Hause der Welfen angestammt.

Er, dem der Pabst verheißen den deutschen Kaiserthron,
Verwarf aus Lieb zum Frieden so hohen irdischen Lohn;
Er wollte Hohenstaufen und Welfen sehn versöhnt:
Heut hat der Welfensproße sein edles Werk gekrönt.

Er schwur dem Kaiser Treue, schwur ihm den Lehenseid,
Gab sich dem Reich zu eigen für jetzt und alle Zeit;
Das heilge Kreuz berührend, beugt vor dem Kaiserthron
Sein Knie der tapfre Herzog, der Welfen edler Sohn.

Und freudig lieh der Kaiser dem milden Wort sein Ohr
Und zog mit starken Armen den Heldensohn empor,
Küßt ihn auf beide Wangen und sprach mit naßem Blick:
„Nimm deine Länder, Welfe, aus meiner Hand zurück!

„Du hast den Sieg errungen, dein edles Herz hat mir
Aus freier Wahl gehuldigt, deß dankt dein Kaiser dir!
Dein Haus wird fortbestehen durch aller Zeiten Not,
Es wird noch Blüten treiben, wenn meins schon lange tot."

Also der Hohenstaufe; die Fürsten schaun sich an,
Drauf tönt ihr Ruf so mächtig, er dringet himmelan,
Er dringt bis in die Ferne, die langen Gassen durch:
Hoch lebe Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg!

Nach Arnold von Weyhe.

Albrecht der Große.

1252—1279.

Die Eroberung der Asseburg, 1258.

Das war der große Albrecht, der Unterdrückten Schild,
Heinrichs des Löwenherzogs getreues Ebenbild,
Der in des Faustrechts Zeiten fürs Recht nur zog das Schwert
Und keinen ließ im Stiche, der seiner hat begehrt.

Drum haben auch die Ritter, die seiner Sache feind,
Sich gegen ihn zum Kampfe gar freventlich vereint;
Vor allen Andern Busso, Herr von der Asseburg,
Ein Schänder des Gesetzes, ein Frevler durch und durch.

Zu höhnen und zu schmähen der Welfen edlen Sohn,
Ließ er in seinem Wappen, zu bittrem Spott und Hohn,
Von seines Wolfes Pranken umschlingen Braunschweigs Leun,
Zu zeigen, daß er brauche den Herzog nicht zu scheun.

Und ihn zu unterstützen gar mancher war bereit,
So auch der Herr von Peina, trotz Lehn und Lehenseid;
Der übertrug die Güter, die Albrecht ihm verlieh,
Dem hildesheimer Bischof in schwerer Felonie.

Der Herr von Wolfenbüttel, dem Busso anverwandt,
Reicht beiden trotzigen Rittern zum Beistand seine Hand;
Der hildesheimer Bischof blieb nicht zurück im Bund:
Wohl dachten sie zu stürzen des Welfenhauses Grund.

Drob zürnt der edle Albrecht, dem man die Märe bringt:
„Will zeigen es dem Wolfe, wie ihn der Leu verschlingt!"
Mit seinen treuen Mannen zog er ins Okerthal,
Erstürmte Wolfenbüttel: wie Wetter traf sein Stahl.

Dann eilt im Flug er weiter zum hildesheimer Stift,
Wohl manche stolze Feste dort seine Rache trifft;
Die Schlösser Sarstedt, Reden, die Burg zu Rosenthal
Ersteigt er, macht Gefangne, macht Beute sonder Zahl.

Nicht ferne, wo die Oker die Wiesen fließt hindurch,
Lag hoch auf steiler Höhe die Festung Asseburg.
Ihr nahte sich der Herzog mit seinen Mannen gut,
Denn dort vor allem herrschte des Feindes Übermut.

Zwei Thürme baut der Welfe entgegen jenem Schloß,
Drin lagen seine Ritter, drin lag der reisige Troß;
Der Rockesberg hieß einer, der andre Luremberg,
Aus ihnen flogen Steine, aus ihnen brennender Werg.

Albrecht der Große.

† 1279.

So schloß von allen Seiten mit seiner Mannen Reihn
Der edle Welfenherzog die stolze Festung ein;
Doch auch Herr Busso hatte, nicht müßig, mit Gold und Mund
Gar manchen Freund geworben, der jetzo zu ihm stund.

Der eine war Herr Gerhard, von Eppingen genannt,
Des mainzer Erzstifts Herrscher, dem Busso anverwandt;
Ein andrer hieß sich Konrad, ein Graf von Everstein;
Vasall des Welfenhauses, sollt er bei Albrecht sein.

Doch fürchtet er vor allen des Herzogs Übermacht,
Drum hatt er seines Eides und seiner Pflicht nicht Acht;
Graf Beichlingen, ein Jüngling, war neben ihm zu schaun:
So zogen sie verwüstend durch Albrechts blühende Gaun.

Bis Göttingen erstreckte sich schon des Feindes Zug,
Den Landmann und den Städter sein Schwert zu Boden schlug;
In Flecken und in Dörfer warf er den hellen Brand,
Beraubte Kirch und Kloster, verheerte rings das Land.

Und wie des Feindes Horde durch Flur und Wälder wogt,
Sieht es mit tiefem Schmerze von Göttingen der Vogt,
Herr Willike, ein Ritter gar edel von Geschlecht,
Stockhausen war sein Name, dem dünkt der Spaß gar schlecht.

Und ob nur wenig Mannen der Schirmvogt um sich sieht,
Nicht kümmerts ihn! von dannen mutig der Tapfre zieht.
In mäßiger Entfernung zieht er dem Feinde nach,
Bis Erfurt ist erreichet, da wagt er erst den Schlag.

Er wirft sich auf das Eichsfeld, macht große Beute dort
Und führet reiche Schätze aus Stadt und Dörfern fort.
Doch kaum, daß davon Kunde der Erzbischof gewann,
Verließ er Erfurts Mauern, gar sorglos war der Mann.

Es liegt bei Volkerode ein Ort, heißt Ballenstädt,
Dort schlug er auf sein Lager an einem Abend spät.
Er setzte sich zur Tafel, vergaß des Krieges Last;
Das Mahl ward ihm gesegnet, daß Grausen ihn erfaßt.

Denn aus dem nahen Walde rückt Willike heran,
So schnell und unvermutet, daß keiner ihm entrann.
Er nahm die Herrn gefangen und eilte sonder Ruh
Mit seiner reichen Beute dem Lager Albrechts zu.

In seinem Lagerzelte der Herzog Albrecht saß,
Mit ernsten, strengen Blicken er die Gefangnen maß;
Das Haupt der mainzer Kirche und Konrad Everstein,
Sie sahn mit Angst sein Zürnen: wie konnt es anders sein?

„Ihr seid," begann der Herzog zum Erzbischof gewandt,
„Wie Räuber eingebrochen in mein arglosses Land,
Habt ohne Fehdehandschuh gekämpft mit blanker Wehr:
Habt ihr also vergeßen, Herr Bischof, Pflicht und Ehr?

„Ihr seid ein Fürst der Kirche, ihr solltet Frieden sän,
Ihr solltet nur auf Seiten des wahren Rechtes stehn.
Ihr habt des Landes Frieden verletzt in Übermut,
Das sollt ihr jetzt mir büßen, bei Gott! mit Hab und Gut.

„Zehntausend Mark verlang ich in Silber wohlgezählt
Und dazu Giselwerder, das ich mir auserwählt,
Daß Stadt und Schloß den Welfen hinfort sein unterthan,
Die sonst die mainzer Kirche als ihre Herrin sahn.

„Und bis ihr dieß gelöset, bis alles ihr geschafft,
Verbleiben eure Gnaden in ritterlicher Haft.
In Braunschweigs Feste mögt ihr darüber denken nach,
Was einem Kirchenfürsten, wie ihr, geziemen mag."

„Doch du," so spricht er weiter zu Konrad Everstein,
„Du, der du solltst den Welfen hold und gewärtig sein,
An dir, der du gebrochen die Treue deinem Herrn,
Zeig ich ein recht Exempel für alle nah und fern.

„Hier vor dem Wald, gesehen von jener Feste dort,
Wirst du alsbald gehangen für dein gebrochnes Wort;
So will der Welfe zeigen, wie viel ihm der ist wert,
Der gegen seinen Herren treulos entblößt das Schwert."

Also der Herzog Albrecht, und sieh, auf seinen Wink
Herrn Konrad naht der Henker, um abzuthun ihn flink;
Herr Gerhard aber wurde nach Braunschweig hingeführt,
Bis er in allen Stücken gethan, wie ihm gebührt.

Als nun also die Größten der Feinde sind besiegt,
Herr Albrecht wieder eifrig die Asseburg bekriegt;
Doch wills ihm seltsam dünken: glaubt er besetzt das Schloß,
So trifft ihn in den Rücken des Feindes Wurfgeschoß.

Und meint er leer die Feste und rückt dagegen an,
So zeigt sich auf den Mauern urplötzlich Mann an Mann.
Das scheint ihm unerklärlich, bis endlich er entdeckt,
Wie ihn seit Jahr und Monden der schlaue Feind geneckt.

Wenn dieser aus der Feste in dunkler, stürmscher Nacht,
Um Zufuhr einzusammeln, sich still hinaus gemacht,
Schlug listig er den Rossen verkehrt die Hufen auf,
So glaubte man gezogen zur Burg den reisigen Hauf.

Und giengs nach Hause wieder, so schloß man umgekehrt,
Die Feste sei verlaßen, und griff darauf zum Schwert.
So trieben es die Feinde verschlagen manches Jahr,
Bis daß der Herzog alles ergründet sonnenklar.

Da hielt er eng umschloßen das feste, hohe Schloß,
Nicht konnte sich mehr halten darin der Feinde Troß;
Und als der Herzog endlich das Zeichen gab zum Sturm,
Da ward ein weißes Fähnlein gesteckt auf hohen Thurm.

Das sah der edle Welfe, und wie er es erkannt,
Hat sich sein Herz versöhnlich der Milde zugewandt;
Frei läßt der Herzog ziehen der Feste stolzen Herrn
Hin zu Westfalens Fluren, dem Welfenlande fern.

Doch mußt aus seinem Schilde fortlaßen er den Leun,
Der Wolf nicht durfte fürder dem edlen Thiere dräun;
Gebeugt den stolzen Nacken, demütig durch und durch,
Stand er allein im Schilde des Hauses Asseburg.

Nach Arnold von Weyhe.

Albrecht II., der Fette genannt.

1279—1318.

Der Tag zu Erfurt, 1289.

Beim Tode Herzog Albrechts sprach Sachsens Reimchronist
Zu dessen Söhnen: „Sehet, daß nimmermehr vermißt
Den theuren Hingeschiednen, den Vater, dieses Land,
Bei dem der Unterdrückte stets Schutz und Hülfe fand.

„Du blühnde Frucht von Braunschweig, gedenke fort und fort,
Wie er als strenger Richter stets sprach das rechte Wort,
Wie er so fürstlich herrschte, dem Lande brachte Ehr,
Und wie er Recht gewährte, der Welfe hoch und hehr.

„Du Heinrich," sprach er weiter, „beschütz auch du das Recht,
Bedenk zu allen Zeiten, wie edel dein Geschlecht;
Du Albrecht und du Wilhelm, die ihr so jung noch seid,
Seid treu, wenn nun gekommen wird sein auch eure Zeit."

Was der Chronist gesprochen in väterlichem Ton,
Ist dem Gedächtnis Albrechts des zweiten nie entflohn.
Sein hoher Sinn hat immer das Rechte nur erkannt,
Es war sein ganzes Streben dem Frieden zugewandt.

„Wenn Frieden meinem Lande, wird mir der schönste Lohn,"
So sprach Albrecht der zweite, des großen Albrecht Sohn.
„Es hat mein edler Vater die Friedenssaat gesät,
Dem Sohne bleibt die Sorge, daß sie in Blüte steht.

„Bleibt nur mein Land verschonet von Krieg und Kriegesnot,
So will ich ohne Bangen entgegengehn dem Tod."
So sprach der edle Welfe und sorgte früh und spät
Für seines Volkes Wohlfahrt mit Mühen und Gebet.

Es hatte Deutschlands Fürsten nach Erfurt allesammt
Entboten Kaiser Rudolf, aus Habsburgs Haus entstammt.
Von Thüringen und Sachsen, von nahe wie von fern
War alles dort erschienen auf das Gebot des Herrn.

Dort nahten ihrem Kaiser drei edle Brüder sich,
Die stolzen Welfen Wilhelm, Albrecht und Heinerich;
Von Lüneburg Herr Otto schloß sich den Vettern an:
Es zählte das Gefolge wohl manchen tapfren Mann.

Und in der Kirche kniete der Fürsten großer Kreis,
Laut schallte das Te Deum dem höchsten Herrn zum Preis;
So wollts die alte Sitte: erst gab man Gott die Ehr,
Drauf nannte dann der Kaiser den Fürsten sein Begehr.

Es sprach der Herrscher Rudolf: „Ihr Herren, eure Macht,
Nicht hab ich sie gerufen zu wilder, blutger Schlacht;
Es ist des Landes Frieden, der mir am Herzen liegt,
Wenn den wir aufrecht halten, so haben wir gesiegt.

„Drum laßt uns Richter wählen aus unsrer Fürsten Chor,
Vor allen Andern schlag ich Herrn Albrecht dazu vor,
Göttingens edlen Herzog; so jung er immer ist,
So ist er doch ein Herrscher, der nur das Recht ermißt."

Herr Albrecht drauf bescheiden zum Sohne Habsburgs spricht:
„Was ich gethan, Herr Kaiser, das war nur meine Pflicht;
Wenn jetzt mein Land in Frieden und reicher Blüte steht,
So ists die Frucht des Vaters, der hat die Saat gesät.

„Und seinem Wort zu folgen bin immer ich bereit,
Gott selber ists, der Hülfe und Beistand mir verleiht.
In seinem Namen nehme das Richteramt ich an,
Ich wills getreu verwalten, so gut ich immer kann."

Wie Albrecht so gesprochen, gab sich viel Freude kund,
Es einten sich die Fürsten zum schönsten Friedensbund.
Noch mehr der Richter wählte das hohe Fürstenchor,
Doch allen Andern leuchtet Albrecht der Zweite vor.

Nach Arnold von Weyhe.

Magnus I., der Fromme genannt.

1318—1369.

Das Urtheil zu Helmstedt, 19. November 1340.

In Sangerhausens Schloße Magnus der Fromme saß,
Mit Kummer in den Mienen er eine Botschaft las,
Die aus Ludgeri Kloster zu Helmstedt war gesandt,
Geschrieben von des Abtes Johannes eigner Hand.

„Es sind die Wollenweber entbrannt in Rebellion,
Sie treiben mit den Rechten des Rates Spott und Hohn,
Verlangen Sitz und Stimme im hochwohlweisen Rat
Und trotzen mit der Zunge und freveln mit der That.

„Der Stadt getreue Knechte gefallen sind im Streit,
Das Rathaus nahm die Rotte mit Sturm in kurzer Zeit,
Dictirte dann Gesetze dem hohen Magistrat
Und höhnte ganz ohn Maßen den hochwohlweisen Rat.

„Nicht beugten sich die Väter der Stadt dem bösen Trutz,
Beriefen ohne Zögern sich gleich auf Euren Schutz,
Ihr wäret Helmstedts Schirmherr und sein erlauchter Vogt;
Vergebens! — immer wilder des Aufruhrs Welle wogt.

„Drum bitt ich Euer Gnaden, schickt Helfer uns sofort
Und reinigt von Rebellen den hartbedrängten Ort.
Ihr seid der Stadt Beschützer nach altem guten Recht:
O kommt in unsre Mauern, daß Ihr das Urtheil sprecht!"

So schrieb der Abt; Herr Magnus erhob vom Sitze sich
Und sprach zu seinen Rittern: „Begleitet schleunigst mich!
Ich will in Gottes Namen noch heut gen Helmstedt ziehn,
Das Amt dort auszuüben, das mir der Herr verliehn!"

Und auf die schnellen Rosse wirft sich der Ritter Schaar,
Voran der Herzog Magnus, der stets der Erste war.
Wenn es den Unterdrückten, wenn es dem Rechte galt,
Dann zeigt er, daß verliehen von Gott ihm die Gewalt.

Und an Ludgeri Kloster hält jetzt der reisige Troſs,
Es schwingt mit raschem Sprunge der Herzog sich vom Roſs;
Auf springt die weite Pforte, es naht sich Abt Johann,
Den Herzog zu geleiten die Stufen selbst hinan.

„Ich grüße euer Gnaden, der ihr zu jeder Zeit
Den Unterthan zu schützen großmütig seid bereit;
Verschmäht nicht, zu betreten dieß arme Klosterhaus,
Und ruht euch von den Mühen des weiten Rittes aus."

Also Johann. Doch Magnus mit Lächeln also spricht:
„Nicht so, Herr Abt! Das später! Erst thun wir unsre Pflicht!
Schließt euch nur meinem Zuge schnell mit den Euren an,
Dann hin zur Stadt, damit ich mein Amt verwalten kann!"

Schon zieht die Schaar von dannen, hält auf dem Markte schon:
Der Herzog läßt entbieten die Bürger durch den Frohn.
Sie nahn in langen Reihen; ein peinliches Gericht
Bestellt darauf der Herzog, daß es das Urtheil spricht.

Vor diesem klagt er selber drauf die Rebellen an,
Sie nach Gebühr zu richten, sie alle, Mann für Mann.
Und auf dem Markt zu Helmstedt, wird, wie das Recht gebeut,
Und wie's der Herzog fordert, der Spruch gefällt noch heut.

Die Führer mußten büßen ihr Unrecht durch das Schwert,
Die Andern wurden milder bestraft, wie's jeder wert;
Die aber bei dem Nahen des Herzogs schnell entflohn,
Verloren ihr Vermögen: das war des Aufruhrs Lohn.

Und als nun so gerichtet die Frevler noch vor Nacht,
Da sprach der fromme Herzog zum Abte mit Bedacht:
„Herr Abt, jetzt kehr ich willig in eurem Kloster ein,
Auf solche Arbeit mundet ein guter Becher Wein."

Nach Arnold von Wenhe.

Magnus II., genannt Torquatus.

1369—1373.

Der erste lüneburger Erbfolgekrieg.

Zum Kloster Michaelis, zur Kirche Hochaltar
Von Frauen und Jungfrauen zieht eine große Schaar.
Heran naht Lichtmeß morgen, Vorfeier hält man heut,
Es ladet ein zur Vesper der Glocken fromm Geläut.

Doch seht, die Frauen schreiten so stolz, welch seltner Gang!
Wie sind so rauh die Stimmen! ist das wohl Weibersang?
Viel kühne Männer sind es, in Fraungewand versteckt,
Das blanke Eisenpanzer und scharfe Schwerter deckt.

Und als die Vesper endet, da eilen aus dem Troß
Zwei Fraun zum nahen Kalkberg, hinauf aufs feste Schloß.
„Schließt auf das Thor, wir wünschen Herrn Segeband zu sehn —
So sprechen sie, der Pförtner läßt sie nicht lange stehn.

Kaum hat er aufgeschloßen, da trifft ihn Schwertesschlag;
Getötet sinkt er nieder, der ganze Troß dringt nach.
„Welch unerhörtes Lärmen! Wer wagt es, so zu schrein?"
Ruft Segeband vom Berge, der trotzige Schloßvogt, drein.

„Herr Gott, die Lüneburger! Sie dringen auf uns zu!
Auf, auf, ihr tapfren Knechte, aus eurer trägen Ruh!
Auf, sterbt für euren Herzog!" Er rufts, daß laut es schallt,
Da trifft ihn mit dem Beile der Fleischer Rodewald.

Und als der Vogt gefallen, erstirbt die Gegenwehr,
Die feigen Knechte werfen zu Boden Schild und Speer.
Die Lüneburger nehmen die stolze Festung ein,
Das wird dem Herzog Magnus gar bittre Botschaft sein.

Nachts um die zwölfte Stunde hielt an des Berges Fuß
Ein Knecht und sprach: „Der Herzog entbeut euch seinen Gruß
Und warnet euch, Herr Burgwart, vor List und vor Verrat;
Denn wißt, die Bürger sinnen auf nichts, als blutge That."

Herzog Magnus II.

† 1373.

„„Und hat er so gesprochen,"" versetzt ein Bürger drauf,
„„So eile nur gen Celle zurück in schnellem Lauf;
Nimm diesen Stein und zeige daheim ihn deinem Herrn"" —
Und aus der Blide saust er vorbei dem Knecht nicht fern.

Der merket, was geschehen, am feindlichen Geschoß;
Ihn faßt ein jäher Schrecken, er wendet rasch sein Roß.
„Verloren ist die Krone vom lüneburger Haus!"
So rief der Knecht und sprengte zurück durch Nacht und Graus.

Das Schloß mitsammt dem Kloster ward drauf zerstört im Sturm,
Es hieben Karst und Äxte auf Mauer, Wall und Thurm;
Des Hermann Billung Feste, des Landes Schmuck und Zier,
Gebrochen ward sie eilig in Stunden drei bis vier.

Und als die stolze Feste zerstört am Boden lag,
Kam der Askanier Albrecht zur Stadt den andern Tag;
Denn dieser war vom Kaiser — so ward das Recht verhöhnt! —
Mit Herzog Wilhelms Erbe, mit Welfenland, belehnt.

Verlaßen hatt den Welfen der lüneburger Rat,
Geschehn war dem Askanier zu Gut die blutge That;
Jetzt trug man ihn die Stufen zum Rathaus froh hinauf,
Da huldigte dem Fremden die Schaar der Bürger drauf.

Drob zürnte Herzog Magnus, daß so verletzt das Recht,
Daß so man wollt berauben das welfische Geschlecht:
„Erst soll der Mannsstamm herrschen, der Kaiser es versprach,
Dann setzt er ein die Frauen; nicht duld ich solche Schmach!"

Doch weiter, immer weiter drang vor von Lüneburg
Albrecht mit seinen Mannen, das Welfenland hindurch;
Man leistet dem Askanier geringen Widerstand,
Bald ward ihm ganz zu eigen das lüneburger Land.

Bis gen Hannover wandte er sich mit reisigem Zug,
Und drauf in Lauenrode er die Besatzung schlug.
Er hat Hannovers Rate geschenkt dieß feste Schloß,
Dess Stärke schon die Bürger seit langer Zeit verdroß.

Auch dieses riß man nieder, jedoch Hannovers Stadt
Zum Schutz mit Wall und Mauern man rings umgeben hat.
Doch was den Herzog Magnus am bittersten verdroß,
War, daß man ihm zerstörte das lüneburger Schloß.

Drum siebenhundert Ritter entbot sein fürstlich Wort,
Die sollten still versammeln sich an verborgnem Ort.
In kleinen Häuflein zogen gar heimlich sie heran,
Gehüllt in Erz und Eisen war Roß und Reitersmann.

Und von den Siebenhundert nicht Einer blieb zurück,
Es führt sie Sievert Saldern, der Ritter mit der Krück,
Es führt sie Heinrich Homburg und Dirks von Alten an;
Es war des Adels Blüte erschienen Mann für Mann.

So zog die Schaar der Ritter nach Lüneburg hinzu,
Man scheute keine Mühe, man ließ sich keine Ruh,
Bis man die Stadt erreichte in dunkler Mitternacht,
Still lagert vor den Thoren die ritterliche Macht.

Zur Ruhe hat begeben, nicht ahnend die Gefahr,
Sich heut zum ersten Male der wackren Bürger Schaar;
Nicht ängstlich braucht man fürder des Feindes Macht zu scheun,
Drum will nach langem Wachen man sich des Schlafes freun.

So war den Rittern günstig Zeit und Gelegenheit,
Auch hielten hohe Leitern die Knappen schon bereit;
Man legt sie an die Mauern, und ohne Widerstand,
Als just der Morgen graute, man sich am Ziele fand.

Schon war der Markt genommen beim ersten Morgenrot,
Wer ihnen trat entgegen, den schlugen die Ritter tot;
Schon glaubten sie errungen den Sieg in kurzer Frist,
Da ward die Stadt gerettet durch Eines Mannes List.

Der Stadt Feldhauptmann, Ulrich von Weißenburg genannt,
Der nahte sich den Rittern und sprach: „In eure Hand
Ist unsre Stadt gegeben; darum nicht ohne Not
Laßt uns noch Blut vergießen: was nützt euch unser Tod?

„Ich werd zum Guten reden, damit euch gleich der Rat
Die Schlüßel übergebe, die er in Händen hat.
Laßt immer eure Mannen zu unsren Thoren ein,
Nur bitt ich, stellt das Morden und stellt das Plündern ein."

Wohl dünkt den kühnen Rittern des Hauptmanns Rede gut,
Nicht ahnte böse Listen ihr ritterlicher Mut,
Kein Argwohn durch die Seelen der edlen Kämpen zog,
Und keiner die Gefahren der Zögerung erwog.

Drum sprachen sie mit Freuden: „So mag es darum sein!"
Der Hauptmann gieng zum Keller des Rats und sandte Wein,
Damit die durstgen Kehlen der Herrn sich tränken satt
Am Edelsten und Besten, was man zu bieten hatt.

Dann eilt er zu den Bürgern und sprach: „Nun ist es Zeit!
Nun macht euch schnell und heimlich zum Widerstand bereit!
Nicht braucht ihr zu befürchten viel Kampf und Kampfesnot:
Es trinken jetzt die Ritter sich ihren sichren Tod."

Und als die tapfren Edlen, von langem Ritte müd,
Getrunken, daß die Adern des Weines Glut durchglüht,
Da drangen wohlgeordnet beim jungen Tagesschein
Auf sie von allen Seiten der Bürger Schaaren ein.

Voran den Andern stürmte in Rüstung hoch zu Ross
Der Stadt Feldhauptmann Ulrich; die Ritter dieß verdroß.
„Hast du uns überlistet mit Trug und falschem Schein,
So sollst du," riefen jene, „nun auch der Erste sein!"

Schnell hat das Schwert der Edlen ihm jähen Tod gebracht,
Kühn stellen sie entgegen sich dann der Übermacht.
Es floß von allen Seiten stromweis das rote Blut,
Es kämpften beide Theile mit heldenhaftem Mut.

Ein lüneburger Bäcker, der Dietrich Eggert hieß,
Wohl mehr als zwanzig Ritter allein zu Boden stieß;
Dort an der Bäckerstraße steht heut noch unversehrt
Sein Bild, in Stein gehauen, mit Lanze und mit Schwert.

So fanden viel der Edlen im Kampfe jähen Tod,
Von ihrem Blut sich färbte die „rote Straße“ rot.
So furchtbar war das Morden, daß bis zum dritten Tag
Der Leichen große Menge noch in den Gassen lag.

Doch hatten auch errungen die Städter blutgen Sieg,
Im Land nur immer ärger tobte der wilde Krieg.
Es führte Herzog Magnus noch lange Schild und Speer:
Sein Erbe zu erkämpfen, war einzig sein Begehr.

Doch sollt ers nicht erringen, was ihm mit Recht gebührt,
Zu früh sein junges Leben der blasse Tod entführt.
Bei Leveste am Deister den Untergang er fand,
Von Feindes Hand getötet in seinem eignen Land.

Es stand ihm gegenüber ein ritterlicher Held,
Herr Otto, Graf von Schaumburg, der eben sich vermählt
Mit Lüneburgs Mathilde am heilgen Traualtar,
Die nachgelaßne Wittib Ludwigs von Braunschweig war.

Und als der Graf vernommen, es habe vor dem Streit
Der Herzog sich verschworen mit einem theuren Eid,
In Schaumburgs Land zu rasten noch in der nächsten Nacht,
Da sprach der edle Ritter: „Gelobt sei Gottes Macht!

„Nur sie allein vermochte den Sieg mir zu verleihn,
Doch soll mein edler Schwager meineidig nimmer sein;
Die Leiche soll drum rasten heut Nacht in meinem Land,
Dann werd sie in der Frühe nach Braunschweig hingesandt.“

So starb der Herzog Magnus, des frommen Magnus Sohn,
Doch gieng ihm auch verloren der lüneburger Thron,
Nicht war darum erloschen des Welfenhauses Stern:
In seinen Söhnen ehrte das Land die rechten Herrn.

Nach Arnold von Weyhe.

Magnus II. Söhne.

Herzog Friedrich. 1373—1400. **Herzog Bernhard.** 1373—1434. **Herzog Heinrich.** 1388—1416.

Der zweite lüneburger Erbfolgekrieg.

Als Magnus war gefallen im ritterlichen Streit,
War Sachsen zur Versöhnung mit Hand und Mund bereit;
Wohl fühlten die Askanier, daß ihrer Ehr genügt,
Daß Kaiser Karl den Welfen viel Unrecht zugefügt.

Man reichte zu Hannover sich ausgesöhnt die Hand,
Gemeinsam wollt man herrschen im lüneburger Land;
Die Stände sollten huldgen Braunschweigs und Sachsens Herrn,
Damit jedwede Zwietracht dem Lande bliebe fern.

Und so geschahs. Um fester zu knüpfen noch dieß Band,
Gab Herzog Magnus Wittwe Herrn Albrecht Herz und Hand,
Verlobten Magnus Söhne, Bernhard und Friederich,
Mit Wenzeslaus von Sachsen geliebten Töchtern sich.

Nicht mocht der Kaiser fürder noch feind den Welfen sein,
Er sah das schwere Unrecht, das er begangen, ein.
Drum ohne Widerstreben bestätigte sein Mund
Den von den beiden Häusern geschloßnen Friedensbund.

So herrschte wieder Eintracht und Ruhe rings umher,
Nur gegen Wegelagrer griff Albrecht jetzt zur Wehr;
Wer auf den Straßen raubte, den Landesfrieden brach,
Den traf sein Schwert, den schlug er, bis er am Boden lag.

Schon waren zwölf der Jahre im raschen Lauf entflohn,
Seit Sachsen theilt mit Braunschweig den lüneburger Thron,
Als auf Ricklingens Schloße Herr Dietrich Mandelsloh
Die Gegend so bedrohte, daß jedermann sie floh.

Selbst auf dem Leinefluße dem armen Schiffer graut,
Sobald des Schloßes Mauern er nur von ferne schaut;
Nicht glaubt er überwunden Gefahr und Müh, er spricht:
„Vor Ricklingen vorüber sind leider wir noch nicht!“

Das hörte Herzog Albrecht, und weil er gern bereit,
Des Landes Ruh zu schützen, so zog er in den Streit.
Schloß Ricklingen zu nehmen gedacht er rasch im Sturm,
Da traf ein Stein den Helden, geschleudert hoch vom Thurm.

Herrn Dietrichs Tochter meinte: „Ich heiße Mandelsloh,
Bin meines Namens würdig; nicht soll des Sieges froh
Der Herzog Albrecht werden, der unser Fürstenhaus
Beraubte seines Landes; sein Licht — ich lösch es aus!"

Aus einer Blide sandte darauf sie jenen Stein,
Der den Belagrer sollte dem Untergange weihn.
Zu gut nur traf die Jungfrau, sie sandte sichren Tod;
Es färbte sich die Erde von Albrechts Blute rot.

Doch als er fiel, der Herzog, da war sein letztes Wort:
„Setzt rüstig die Belagrung, ihr meine Treuen, fort!
Zieht eher nicht von dannen, als bis eur Schwert gesiegt,
Als bis das trotzige Raubnest zerstört am Boden liegt."

Was Albrecht so begehrte, erfüllet ward es bald,
Nicht länger fand Herr Dietrich im Schloße sichren Halt;
Zum Unterhandeln zeigte der Ritter sich geneigt,
Da hat er freien Abzug aus seiner Burg erreicht.

Und in der nächsten Woche bei hellem Sonnenschein
Zog Sachsens Herzog Wenzel in Ülzens Mauern ein,
Mit ihm der Herzog Bernhard, sein junger Schwiegersohn,
Dem mit den Brüdern zukam der väterliche Thron.

Und auf dem Markte bildet, gehorsam seinem Wink,
Von Rittern und Prälaten sich bald ein großer Ring,
Die warten da nicht lange, und sieh, in ihre Reihn
Tritt mit dem jungen Welfen der alte Wenzel ein.

Dann spricht er: „Treue Mannen, erschienen bin ich hier,
Daß ihr gemeinsam huldigt Herrn Bernhard und auch mir.
Damit fortan wir beide beherrschen dieses Land,
Werd es von euch uns beiden rechtmäßig zuerkannt."

Und als er so geredet, trat Wunstorfs Graf hervor
Und sprach: „„Herr Herzog, leihet mir gnädig euer Ohr!
Ich sprech im Namen aller, die diesem Land entstammt,
Der Geistlichkeit, der Ritter, der Städter allesammt.

„„Wir haben uns beraten und dieß für Recht erkannt,
Daß euch gemeinsam huldigt das lüneburger Land,
Wenn ihr uns unsre Rechte verleiht nach altem Brauch,
Wie sie uns einst verliehen die edlen Welfen auch.““

Darauf entgegnet wieder der Herzog Wenzeslaus:
„Was einstens euch gegeben der Welfen hohes Haus,
Das zu gewähren dünket fürwahr auch mir nicht schlecht:
Bei Gott, ich will bestätgen eur altes, gutes Recht.“

So huldigte den Beiden fortan das ganze Land,
Um beide Fürsten schlang sich ein festes Freundschaftsband;
In Braunschweigs Gauen herrschte der Herzog Friederich,
Um Lüneburg vertrugen Bernhard und Wenzel sich.

Doch zürnte darob Heinrich, der jüngste Bruder, sehr,
Er glaubte sich gekränket in seinen Rechten schwer;
Ihm schien der Väter Erbe wohl eines Kampfes wert:
Sein Theil sich zu erobern, griff er alsbald zum Schwert.

Zwei hildesheimsche Ritter, im Lande wohlbekannt, —
Von Schwiechelt und von Steinberg, so wurden sie genannt —
Verbündeten gar treulich mit Herzog Heinrich sich,
Und keiner von den Beiden ließ jemals ihn im Stich.

So stürmten sie im Fluge auf Herzog Bernhard ein;
Wie tapfer er auch kämpfte, bedrängt von jenen Zwein,
Erlag der edle Welfe zuletzt der Übermacht
Und ward, ein Kriegsgefangner, nach Bodenburg gebracht.

Als Bernhard war gefangen, zog Herzog Wenzeslaus
Mit seinen Lüneburgern zu neuen Kämpfen aus.
Bei Winsen an der Aller baut er ein festes Schloß
Zum Schutze gegen Heinrich, den dieses sehr verdroß.

Doch kaum hob sich die Feste auf seines Worts Gebot,
Da raffte den Askanier dahin der bittre Tod.
Im Michaeliskloster die letzte Ruh er fand:
Das war der Sachsen Ende im lüneburger Land.

Als plötzlich war erloschen Askaniens heller Stern,
Erkannte man Herrn Heinrich auch als den rechten Herrn.
Mit Braunschweigs treuen Bürgern und Herzog Friederich
Vereinte jetzt Herr Heinrich zu Schutz und Trutze sich.

Noch standen Wenzels Mannen zum Kampf im offnen Feld,
Auch unter ihren Fahnen stritt manch ein tapfrer Held,
So Mindens Bischof Otto, der Schauenburger Graf,
Und auch die Herrn von Hoya, die Ritter kühn und brav.

Bei Winsen an der Aller entbrannte jetzt der Streit,
Dort trafen sich die Feinde wohl auf der offnen Haid,
Dort kämpften tapfre Mannen mit tadellosem Mut,
Bis endlich floh von dannnen Herr Dietrich Springintgut.

Das war der Bürgermeister vom stolzen Lüneburg,
Ihm folgten bald die Seinen gar eilig hinterdurch;
Gefangen ward der Bischof, gefangen Schaumburgs Graf,
Und auch ein Graf von Hoya, der Tod gar viele traf.

Wohl herrscht im Lande Freude ob des errungnen Siegs,
Das war das letzte Ende des lüneburger Kriegs.
Gar bald darauf zu Ülzen er seine Lösung fand:
Des Herzogs Wenzel Söhne entsagten dort dem Land.

Die Lüneburger büßten, was Übels sie geschafft,
Mit ihrem Gelde lösten sie Bernhard aus der Haft.
Es blieb das Land von Braunschweig dem Herzog Friederich,
Um Lüneburg vertrugen Bernhard und Heinrich sich.

So ward dem Welfenhause sein altes, gutes Recht,
Von neuem herrschte wieder sein altberühmt Geschlecht.
Vor allen Andern wurde Herrn Friedrich schöner Lohn:
Ihn riefen Deutschlands Fürsten auf ihren Kaiserthron.

Nach Arnold von Weyhe.

Henning von Steinberg.

Auf ihrem Totenbette liegt Fräulein Wildenstein,
Es tritt zur hohen Pforte Herr Henning Steinberg ein;
Er eilt zu der Geliebten, er schaut sie an voll Schmerz,
Er preßt, das Aug voll Thränen, die kalte Hand ans Herz.

„Du bist dahingeschieden, der nichtgen Erd entrückt!
Ach daß du mir entrißen, du, die mein Herz entzückt!
Ich bin mit dir gestorben, gestorben für die Welt,
Da dich der Tod erworben, der dich im Arme hält.

„Leb wohl, du Treugeliebte, leb wohl! auf Wiedersehn!
Dein Nam soll unvergeßen in meinem Herzen stehn.
Leb wohl, leb wohl! Du reichest mir einst die Palme dort!
Noch einen Kuss, noch einen, und — aus der Welt dann fort!"

Zu Hildesheim am Kloster Herr Henning Steinberg stand,
Sein treues Roß am Zügel, den Falken auf der Hand;
Dem Knappen übergiebt er sein Siegel und sein Roß:
„Da nimms, und brings dem Bruder auf unser Ahnenschloß.

„Das Siegel mög er führen, des Namens Steinberg wert,
Das Roß noch lang regieren zu Schutz für Haus und Herd;
Ich schenk ihm meine Güter zu ewgem Eigentum:
Dem Himmel will ich dienen, das sei fortan mein Ruhm.

„Und du fleug hin, mein Falke, weit in die Welt hinaus!
Such dir ein andre Heimat, such dir ein andres Haus!
Fleug hin, du eitle Freude, du schnöde Weltlust du!"
Er sprachs, gieng in das Kloster und schlug die Pforte zu.

Nach Arnold von Weyhe.

Der blinde Sänger und sein Hund.

1393.

1.

Auf Karlstein, seiner Feste,
Hält Kaiser Wenzel Haus,
Und viel erlauchte Gäste
Ziehn grüßend ein und aus.

Ein stattliches Gesinde
Drängt sich im Hof, im Saal;
Die Knechte unter der Linde,
Die Herren beim frohen Mahl.

Und Gaukler, Fiedler eilen
Die Gänge her und hin,
Mit Sang und Schwank zu heilen
Des Kaisers wirren Sinn.

Im Hofe, fern dem Schwarme,
Steht in der Sonne heiß,
Die treue Laut im Arme,
Einsam ein blinder Greis.

Dicht neben ihm im Schatten
Streckt sich sein treuer Hund,
Und endlich vor Ermatten
Schließt sich des Sängers Mund.

Da naht nach Geckenweise,
Hochrot in Schellentracht,
Herr Ludger sich dem Greise
Und spricht zu ihm und lacht:

„Ei, alter Maulwurf, immer
Hier ohne Habedank?
Dem Kaiser in seinem Zimmer
Singt euren Narrenschwank!"

„„Das mögt ihr baß verstehen!""
Ruft jener sonder Scheu;
„„Kann ich den Vogel nicht sehen,
Ich kenn ihn am Geschrei.""

Und zornig zieht der Frager
Sein blankes Schwert hervor;
Doch plötzlich springt vom Lager
Das treue Thier empor.

Es fährt mit wildem Bellen
Ihm ins Gewand hinein;
Da springen und klingen die Schellen
Weithin von Stein zu Stein.

Und von dem Hohn der Knechte
Ertönt des Hofes Ring;
Zur Burg entflieht der schlechte,
Der feige Kämmerling.

2.

Das Hündlein hat gesieget,
Dem Wicht sein Recht gethan,
Und langsam kehrts und schmieget
Dem Fuß des Herrn sich an.

Der aber weckt aufs neue
Der Saiten leisen Klang
Und singt ein Lied der Treue
Aus freiem Herzensdrang:

Wie, aus der Menschen Hütten
Vertrieben und verbannt,
Sie in der Thiere Mitten
Die zweite Heimat fand.

Und als das Lied geendet,
Rufts ihm zur Seite schnell:
„Hast süße Kost gespendet,
Dank für dein Lied, Gesell!"

„Schon hört ich dich vom Söller —
Bertolf, führ ihn ins Haus
Und reich aus Küch und Keller
Ihm Labetrunk und Schmaus."

So klangs aus hohem Munde,
Herr Wenzel wars, der rief,
Weil ihm zur guten Stunde
Des Herzens Unmut schlief.

3.

Der Kaiser in seinem Saale,
Als ob er ein Andrer wär,
Sitzt froh beim frohen Male,
Die Fürsten um ihn her.

Ihm glänzt, wie wenn durchs trübe
Gewölk die Sonne bricht,
Vom Aug ein Strahl der Liebe,
Und plötzlich ruft er und spricht:

„Daß sich mein Herz erfreue,
Schafft mir des Blinden Sang!
Sein Liedlein von der Treue
Hat wundersüßen Klang."

Der Alte naht und grüßet
Und singt, wie er gesollt,
Und Wohllaut mild ergießet
Sich aus der Saiten Gold.

„Du hast mein Herz erweichet,
Du sollst mein Sänger sein!"
Der Kaiser sagts und reichet
Ihm einen Becher Wein.

Da springt von seinem Sitze
Bernhard, der Herzog, jach,
Und ruft in Zorneshitze:
„„Herr Kaiser, Herr Kaiser, gemach!

„„Von Braunschweig, meinem Lande,
Kam ich um Ehr und Recht,
Und ernte Schimpf und Schande
Durch diesen niedern Knecht.

„„Wie? der mich kränkt mit Hohne,
Den soll geehrt ich sehn?
Der soll nun, reich an Lohne,
Bei euch in Gnaden stehn?

„„Auf Ludger, den mildereichen,
Hat er sein Thier gehetzt,
Mich selbst mit Zungenstreichen
Aus frechem Mund verletzt.

„„So schwur es mir in Treuen
Ludger, mein Kämmerling;
Nur Schlechte mag es freuen,
Wenns Schlechten wohlergieng.““ —

„Der Ludger hats gelogen,
Gelogen in seinen Bart;
Er selber spannte den Bogen,
Der zum Gericht ihm ward.

„Mein Auge hats gesehen,
Gesehen vom Söller dort;
Den Greis soll keiner mir schmähen,
Bei meinem Kaiserwort!

„Du, Alter, aber bleibe
Bei mir und pflege dein;
Ein Arzt sollst meinem Leibe
Und meiner Seele sein.“

4.

Und wieder hält der Sänger
Die treue Laut im Arm,
Und eng um ihn und enger
Drängt sich der Knappen Schwarm.

Es faßt es nicht die Menge,
Doch rauscht es fort und fort,
Und durch die dumpfen Klänge
Tönt manch ein seltsam Wort.

Und Ahnung, bang wie nimmer,
Treibt aus dem Königshaus
Den Herzog von seinem Zimmer
Zum blinden Gast hinaus.

Der Herzog hörts mit Grauen:
Was will der blinde Greis?
Kann der die Nacht durchschauen,
Der nichts vom Tage weiß?

Weit anders strömt, als ehe,
Des Liedes ernster Lauf,
Und wie ein großes Wehe
Klagts aus den Saiten auf.

Wie Drohung wills ihn mahnen,
Und dann wie herber Schmerz;
Und immer bängres Ahnen
Durchschauert des Herzogs Herz.

Er reißt ihn schnell zur Seite,
Er zieht ihn rasch sich nach,
Daß er geheim ihm deute,
Was Lied und Laute sprach.

5.

„Du Page, daß niemand störe,
Verschließ das Kämmerlein! —
Wohlan, nun sprich, ich höre!
Mein Sänger, wir sind allein!"

„„Ich weiß wohl, was ich singe:
Herr Herzog, seid gewarnt,
Eh des Verräters Schlinge
Euch mörderisch umgarnt.

„„Auf Wallmod sitzen und spinnen
Die Junker und webens fein;
Bevor ihr zieht von hinnen,
Sollt ihr des Todes sein.

„„Und was ich hier gesungen,
Vernahm ich dort im Rat;
Der Ludger ist gedungen
Zur allerfrechsten That."" —

„Hoffst du, daß ich dir lohne,
Weil du vom Freund mir lügst
Und zu dem alten Hohne
Verleumdung tückisch fügst?" —

„„Mit nichten, Herr! Doch schauet
Mir recht ins Angesicht,
Daß ihr dem Diener trauet,
Wollt ihr dem Harfner nicht.

„„Seht hier, gleich unterm Herzen,
Der alten Wunde Spalt;
Den hab ich mir mit Schmerzen
Erstritten im Deisterwald.

„„Der euch den Vater erschlagen,
Ihm gab mein Schwert den Tod;
Seitdem mußt Leid ich tragen
Und Schmach und bittre Not.

„„Sie haben mich geblendet,
Getrieben von Hof und Haus
Und nackt und bloß gesendet
In alle Welt hinaus.

„„Der Mörder fiel nach Rechte,
Doch ließ er ein einig Kind;
Das ist der Ludger, der Schlechte,
Der euch mit Trug umspinnt."" —

„Hei, Benno, alter Degen!
Du bringst mir Lust und Leid!
Es grüße dich Gott mit Segen
Und strafe der Bösen Neid!" —

Der Herzog sprachs, und schnelle
Befahl er dem Pagen sein:
„Den Kämmerling hole zur Stelle
Und auch einen Becher Wein."

6.

Der Alte harrt der Spende,
Der Page bringt den Wein,
Und mit ihm schlüpft behende
Des Sängers Hund herein.

„Der Kämmerling ist verschwunden,
Und keiner sagt: wohin?
Den Trunk hab ich gefunden
Bei euch, Herr Herzog, drin."

Der Page sprichts. Es breitet
Der Blinde die Hand und faßt
Den Becher, doch ihm gleitet
Zuthal die goldne Last.

Da bückt der Hund sich nieder
Und schlürfet des Tranks hinein;
Und plötzlich durch die Glieder
Zuckts ihm wie grimme Pein.

Er sinkt und schmiegt im Sterben
Dem Fuß des Herrn sich an;
Den Herzog sollt es verderben,
Und hats dem Hündlein gethan.

„„Du ziehst mit mir von hinnen!““
Der gute Herzog spricht.
Der Alte schweigt: es rinnen
Ihm Thränen vom Angesicht.

7.

Zu Leitmeritz an der Elbe
Am Kirchhof steht ein Stein,
Daneben ein Grabgewölbe —
Wes mag die Ruhstatt sein?

Zu Leitmeritz an der Elbe
Schläft unter Steinen süß
Ein blinder Greis, derselbe,
Den Kaiser Wenzel pries.

Er hat geendet im Jammer
Um sein getreues Thier;
Nun ruht er in stiller Kammer
Von aller Mühsal hier.

Wen schleppen sie mit Getöse
Zur Richtstatt dort hinan?
Das ist der Ludger, der Böse,
Der Übles viel gethan.

Die Feinde liegen erschlagen
Bei Goslar am Bergesrand,
Der Herzog mit heilem Magen
Steht frei in seinem Land.

Nach Karl Förster.

Kaiser Friedrichs Ermordung bei Klein-Eglis

am 5. Juni 1400.

Im deutschen Reiche herrschte der Böhme Wenzeslaus,
Sohn Kaiser Karls des Vierten vom Luxemburger Haus;
Man hieß ihn nur den Faulen, sein Kopf war gar nicht hohl,
Doch lag ihm nicht am Herzen des Reiches Weh und Wohl.

Kaiser Friedrich III.

† 1400.

Und weil der Glanz der Krone je mehr und mehr erblich,
Versammelten die Fürsten des Reichs zu Frankfurt sich.
Sie tagten mit einander und rieten hin und her,
Wie wohl bei Ehr und Würden das Reich zu halten wär.

Und als sie Rats gepflogen, da kamen überein
Die Fürsten, die versammelt dort in der Stadt am Main,
Den Wenzel abzusetzen und auf den Kaiserthron
Zu heben Herzog Friedrich, den edlen Welfensohn.

Johann von Mainz entbrannte darob in großem Zorn,
Ihm war der Herzog Friedrich schon längst im Aug ein Dorn;
Er war dem Welfenhause von jeher bitter feind,
Doch mit dem Pfälzer Ruprecht hatt er sich eng vereint.

„Es sind der deutschen Fürsten, die zu der Kaiserwahl
Die Stimmen gaben," sprach er, „nur sieben an der Zahl;
Drei Erzbischöfe sind es, von Mainz, von Köln, von Trier,
Dann Brandenburg, Pfalz, Sachsen und Böhmen, diese vier.

„Und diese alle haben verbindlich sich gemacht,
Nur einem solchen Hause, dess namhaft man gedacht,
Den Kaiser zu entnehmen, der neu zu wählen sei;
Doch war der Stamm und Name der Welfen nicht dabei!

„Darum erheb ich Einspruch, und bitte, daß die Wahl
Hinausgeschoben werde bis auf ein ander Mal."
So sprach der schlaue Pfaffe und hoffte um den Thron
Durch Zögern zu betrügen den edlen Welfensohn.

Unmutig sehn die Fürsten sich zwar einander an,
Doch niemand widersetzt sich dem ränkevollen Mann;
Man muß die Wahl verschieben, wie sehr es auch misfällt,
Und nichts die Fürsten länger in Frankfurts Mauern hält.

Herr Friedrich auch von Braunschweig mit seinen Freunden wert
Vergeblich nicht in Frankfurt zu weilen mehr begehrt.
So eilen sie von dannen, des bittren Unmuts voll,
Und denken an den Mainzer nur mit gerechtem Groll.

Herr Friedrich hat zur Heimat, zur theuren, sich gewandt,
Es zieht mit ihm sein Schwager, Rudolf von Sachsenland,
Es reitet Herzog Bernhard zur Seite jenen Zwein,
So auch die Grafen Barby, Anhalt und Hohenstein.

Und noch viel andre Ritter aus Deutschlands weiten Gaun
Begleiten ihn, auf den sie als ihren Kaiser schaun;
Auch war nicht unvertreten die hohe Geistlichkeit:
Es hatte Verdens Bischof dem Zug sich angereiht.

Durch Hessens blühnde Gauen der Zug gar friedlich zieht,
Bis er betritt bei Fritzlar das waldecksche Gebiet.
Die Herrn voran dem Trosse. So biegen sie allein,
Getrennt von ihren Knechten, in einen Hohlweg ein.

Ein Dorf liegt in der Nähe, Klein-Eglis man es nennt,
Dort war es, wo der Hohlweg die Herrn und Knechte trennt;
Dort war es, wo Herr Friedrich, zu Deutschlands ewger Schand,
Das edle Blut von Braunschweig, ein schmachvoll Ende fand.

Denn schnell wie Sturmeswehen verkappte Reiter nahn,
Aus dichtem Walde brechen sie dort sich schleunigst Bahn;
Kaum tauchten aus dem Hohlweg die Fürsten ohne Troß,
Als auch von allen Seiten der Feind sie schon umschloß.

Zweihundert, schwerbepanzert, die werfen auf einmal
Sich auf der edlen Fürsten und Herrn geringe Zahl.
Da sieht man Schwerter blinken, da hört man Feldgeschrei,
Wohl mancher frug betroffen, obs Traum, obs Wahrheit sei.

Rasch setzen sich zur Wehre die Herrn auch ohne Troß,
Sie haben brav gestritten, das Blut in Strömen floß;
Doch müßen sie erliegen zuletzt der Übermacht,
Die wohl noch stärkre Helden zu Falle hätt gebracht.

Der Kurfürst Rudolf senkte verwundet bald sein Schwert,
Herr Bernhard ward gefangen, doch hat man mehr begehrt:
Wo ist der Herzog Friedrich? Sie fahnden ja auf ihn!
Soll er sich auch ergeben? Wie? oder soll er fliehn?

Wohl war auf schnellem Rosse Graf Anhalt schon entflohn:
Was hinderte zu fliehen auch dich, o Welfensohn?
Doch nein, es flieht kein Welfe, fliehn auch die Andern schon,
Zumal wenn er erkoren ist für den Kaiserthron.

Herr Friedrich ritt gar sorglos, dacht nicht an Strölch und Schelm,
Am blanken Sattelknopfe gelöset hieng sein Helm, —
Die heiße Junisonne hatt ihn zu sehr beschwert —
Es schlummert in der Scheide gar tief sein gutes Schwert.

Da plötzlich sieht umringet von Meuchelmördern sich
Das edle Blut von Braunschweig, der Herzog Friederich.
Doch so auch nimmt der Tapfre sein gutes Schwert zur Hand
Und hält, entblößten Hauptes, der Mörderrotte Stand.

Es war ein kurzes Ringen, zu ungleich war der Streit:
O weh, du armes Deutschland! um dich ists mir gar leid!
Es hätten deine Loose wohl anders sich gewandt,
Wär nicht der Fürsten Blüte geknickt von Mörderhand.

Doch sieh, ein Mordgeselle ihn schon vom Pferde sticht,
Friedrich von Hertinghausen, so heißt der feige Wicht,
Der für den edlen Welfen den Mordstahl hat gewetzt
Und dem erkornen Kaiser den Todesstreich versetzt.

Doch wer ihn ausgesendet, das wurde niemals kund,
Obgleich den mainzer Pfaffen bezeichnet jeder Mund;
Ein Stein nur bei Klein-Eglis verrät bis diesen Tag
Die Stätte, wo, o Deutschland, dich traf so schwerer Schlag.

Nach Arnold von Weyhe.

Herzog Heinrich auf dem Falkenstein.

1404.

Ik sach minen heren van Falkenstên
To siner borg up riden,
En schild förde he beneben sik her,
Blank swert an siner siden.

„Got gröte ju heren van Falkenstên!
Si ji des landes en here?
Ei, so geft mi wêr den gefangenen mîn
Um aller jungfroun ere!“

6. Si ji, seid ihr. 7. wêr, für weder, wieder.

„„De gefangene, den ik gefangen hev,
De is mi worden sure;
He ligt tom Falkenstên in den tôrn,
Darin schall he verfulen.““

„Ligt he to Falkenstên in den tôrn,
Schal he darin verfulen,
Ei, so wil ik jegen de müren trên
Un helpen lefken truren.“

Un as se wol jegen de müren trat,
Hört se fîn levken drinne:
„Schal ik ju folgen, dat ik nich kan,
Dat nimt mi wit un sinne.“

„„Na hûs, na hûs, mine jungfroue zârt,
Un tröst ju arme waisen!
Nemt ju up't jâr enen andern man,
De ju kan helpen truren!““

„Nem ik up't jâr enen andern man,
Bi deme möst ik slapen,
So lêt ik jo mîn truren nich,
Slög he mîn arme waisen.“

„Ei so wolt ik, dat ik en zelter het
Un alle jungfroun riden,
So wolt ik mit heren van Falkenstên
Um mîn fîn lefken striden.“

„„O ne, o ne, mîn jungfroue zârt!
Des möst ik dregen schande;
Nemt ji ju lefken bi de hand
Un trekt mit em to lande.““

As se wol in en grôt heide kam,
Wol lude wart se singen:
„Nu kan ik den heren van Falkenstên
Mit minen wôrden twingen.“

„Do ik et nu nich hen seggen kan,
Do wil ik et hen singen,
Dat ik den heren van Falkenstên
Mit minen wôrden kont twingen.“

Volkslied.

16. lefken, Liebchen. 20. wit, Witz, Verstand. 21. Jungfrau ist hier buchstäblich zu verstehn, nicht von einem unverheiratheten Mädchen, sondern von einer jungen Frau. 36. to lande ist der stehende Ausdruck für: zu Haus, in die Heimat.

Herzog Otto von der Heide.

1434—46.

1.

In Celle der Herzog Otto weilt,
Den man den Heidekönig genannt,
Und weil er heut nach Lüneburg eilt,
So wird sein Vogt voraus gesandt.

Der steigt zu Roſs und sprengt geschwind
Von dannen wohl über Stock und Stein;
Scharf über die Heide streicht der Wind,
Bald stellt sich Schnee und Regen ein.

Doch vorwärts stürmet des Hufes Schlag,
Sonst holet der Herr gar ein den Knecht;
Der Herzog folgt auf dem Fuß ihm nach,
Und der Herzog, der Herzog reitet nicht schlecht.

Es wächst das Schlackerwetter mit Macht
Und dringet dem Vogt durch Mark und Bein:
Was war ich Thor auch so unbedacht
Und schnallte nicht meinen Mantel ein!

Jetzt kommt der Vogt an ein Ackerfeld,
Auf dem ein Bauer lenket den Pflug
Und fleißig seinen Acker bestellt,
Wie der Wind ihm auch ins Antlitz schlug.

Der Bauersmann denkt nach altem Brauch:
Das Pflügen stelle so bald nicht ein!
Und schneiet es junge Hunde auch,
Der Acker muß heute noch fertig sein.

Auch trägt ja der Bauer ein warmes Kleid,
Ihn schützt ein tüchtiger Winterflaus;
Da hält er, wie es auch weht und schneit,
Bei der sauren Arbeit es noch wohl aus.

Was hält der Reiter den Rappen an?
Herr Vogt, Herr Vogt, was fällt euch ein?
Her mit dem Mantel, o Bauersmann!
So spricht er, ihr sollt ihn bis morgen mir leihn.

Mit nichten, o Herr, der Bauersmann spricht,
Der Mantel ist mir um Gold nicht feil!
Der Mantel ist mein, ich laß ihn euch nicht,
Ihr habt daran keines Haares Theil.

Doch der Vogt läßt kaum zum Reden ihm Zeit,
Den Mantel! ruft er in hastigem Zorn,
Und er nimmt dem Bauer das schützende Kleid,
Und seinem Pferde giebt er den Sporn.

2.

Vorüber noch keine Stunde strich,
Seitdem der Vogt Gewalt geübet,
Da naht der Heidekönig sich,
Der wie ein Vater die Bauern liebet.

Schnell will mit seinem sausenden Tross
Vorbei an dem Acker der Herzog reiten;
Da steht der Bauer so nackt und bloß,
So trüb und traurig an der Seiten.

Anhält der Herzog sogleich sein Thier,
Um nach des Bauersmanns Not zu fragen:
Sag an, mein Freund, was fehlet dir?
Mir ist, als hättest du was zu klagen.

Ich sehe, du friereſt, du zitterst sehr:
Wie? steht es so übel denn in der Heide?
Liefert sie warme Wolle nicht mehr,
Darinnen der fleißige Bauer sich kleide?

Ach, gnädiger Herr, der Bauersmann spricht,
Verzeiht, ich muß mich bei euch beschweren;
Ich weiß, ihr verachtet den Niedrigen nicht
Und sucht auch dem Unrecht der Großen zu wehren.

Kein Wunder ist es fürwahr, daß ich frier!
Ich brachte den Mantel ja mit von Hause!
Da kam eur Vogt, der nahm ihn mir
Und ritt davon wie der Sturm im Sause.

Aufbrauset der Herzog, es wallt und wogt
Sein Bart wie zornige Meereswellen:
Wie? Bauer! Ists wahr? Mein Vogt? mein Vogt?
Ja, gnädiger Herr, ich kenn den Gesellen.

Er nahm dir den Mantel? Du gabst ihn nicht?
Nein, gnädiger Herr, da half kein Wehren!
Er brauchte Gewalt und sprach: Du Wicht,
Wart nur, ich will dich mores lehren!

Genug, genug! erwiederte schnell
Der Fürst auf dem ungeduldigen Pferde;
Sei morgen wiederum hier zur Stell,
Daß dir dein Recht gesprochen werde.

Ihr Andern aber — seid still und schweigt,
So lieb euch sind am Kopfe die Ohren!
Auf Wiedersehn, mein Freund! — und leicht
Gab seinem Hengste der Herzog die Sporen.

3.

In Lüneburg kaum angekommen,
Denkt Otto von der Heide gleich
An das, was seinen Landen frommen,
Was bauen mag sein Heidereich.

Wiewohl noch warm vom scharfen Ritte,
Erledigt er mit rascher Hand,
Ein Vater in der Seinen Mitte,
Was auf der Tagesordnung stand.

Mit Eifer den Regentensorgen
Liegt bis zur Mitternacht er ob,
Und frühe schon am andern Morgen
Gehts heim im sausenden Galopp.

Und sieh, als dem bewußten Acker
Er naht auf seinem feurgen Hengst,
Steht da der Bauer risch und wacker
Und wartet auf den Herzog längst.

Der winkt dem Vogt und spricht: Gestehe!
Was thatst du diesem Bauersmann?
Wie wird dem Vogt so angst und wehe,
Da er die That nicht leugnen kann!

Erschrocken spricht er: Ja, eur Gnaden,
Ich war ein ungetreuer Knecht!
Zehnfach vergütet sei der Schaden,
Nur laßet Gnad ergehn für Recht.

Das wär mir eine schöne Sitte,
Mit zorngem Blick der Herzog sprach,
Wenn dazu ich mein Land durchritte,
Damit mein Vogt die Bauern plag!

Nicht lieb ich es, bei meinem Helme,
Daß man die kleinen Diebe henkt
Und laufen läßt die großen Schelme
Und ihnen Schuld und Leben schenkt.

Herunter, Vogt, von deiner Märe!
Ihr Andern nehmt des Pferdes Zaum
Und hängt zur Warnung und zur Lehre
Den Schurken mir an jenen Baum.

Ludwig Grote.

Herzog Friedrich der Fromme.

1434—1447 und 1471—1478.

Der fromme Sinn der Welfen bewährte herrlich sich
In Bernhards zweitem Sohne, dem Herzog Friederich.
Er richtet die Gedanken auf Gott den Herrn allein,
Drum mag er nicht des Herrschens sich fürder mehr erfreun.

Zu Gunsten seiner Söhne entsaget er dem Thron,
Für alle Müh und Sorge scheint ihm der schönste Lohn,
Sein Leben zu beschließen in stiller Einsamkeit,
Wo's nur dem Lobe Gottes und seinem Dienst geweiht.

Drum schrieb er seinen Ständen: „Dieß Eine thut Uns Not:
Bedenken, wie Uns näher und näher rückt der Tod.
Wir kommen schon zu Jahren, drum finden Wir für gut,
Den Thron an die zu geben, die Unser Fleisch und Blut.

„Der ältste Unsrer Söhne, Bernhard, mag erst allein
Das Herzogtum beherrschen, bis es die Zeit wird sein,
Da Unser jüngster, Otto, wird einundzwanzig Jahr:
Dann mag auch dieser theilen die Arbeit und Gefahr.

„Doch nimmer solln sie theilen das väterliche Land,
Es möge sie umschlingen ein festes Bruderband.
Ein Hof nur sei den Beiden, so mögen herrschen sie
Als echte Welfensöhne in steter Harmonie.

„Auch soll den beiden Söhnen gestattet nimmer sein,
Zu greifen in die Rechte der treuen Stände ein;
Nicht ohne deren Willen sei nur der kleinste Theil
Des angestammten Landes für Gift und Gabe feil.

„Und wenn, was gnädig wolle verhüten Jesus Christ,
Bei Unsern Söhnen sollte entstehen Zank und Zwist,
Dann sollen Unsre Stände ihn schlichten ganz allein:
Also ist Unser Wille, so solls gehalten sein."

Das waren seine Worte, und so ist es geschehn:
Man sah hinfort die Brüder in Lieb und Eintracht stehn.
Doch schon nach sieben Jahren, in seiner Blütezeit,
Verschied der Herzog Bernhard, beweinet weit und breit.

Herr Friedrich hat indessen sein Schloß, so lieb und traut,
Vertauscht mit einem Kloster, das er sich selbst erbaut.
Zu Celle wars gestiftet, dem heilgen Franz geweiht,
Beschaulich er dort lebte in stiller Einsamkeit.

Als ihm von Bernhards Tode die Trauerkunde kam,
Das war dem Vaterherzen ein tiefer Schmerz und Gram;
Ganz wandt er seine Liebe jetzt zu dem jüngsten Sohn
Und flehte für ihn täglich zu Gottes Gnadenthron.

Mit Rat ihm beizustehen, war immer er bereit,
Er gab ihm weise Lehren, er schrieb zur Fastenzeit
Mit Fleiß gar fünfundsechzig Ermahnungen ihm auf,
Die köstlich sind und golden für aller Zeiten Lauf.

Es heißt darin: „Bedenke bei alle deinem Thun
Den Anfang und das Ende, dann darfst du sicher ruhn;
Der Fürst herrscht wahrhaft weise, der stets bei jeder That
Ein gutes Ziel und sichren Ausgang vor Augen hat.

„Zum Kanzler sollst du wählen dir einen frommen Mann,
Dem gänzlich, wie du selber, das Land vertrauen kann.
Selbständig muß er handeln, nicht betteln um dein Wort;
Ein solcher Mann ist wahrlich des Landes Schirm und Hort.

„Willst einen Krieg du führen, so leihe du zuvor
Getreuen Unterthanen und Dienern gern dein Ohr;
Nimm auch den Rat der Stände im Kriegsfall willig an,
Damit dich, wenn besieget, kein Vorwurf treffen kann.

„Schätz deine Widersacher, ich bitt dich, nie gering,
Es ist mit einem Feinde ein wunderseltsam Ding;
Den Schwachen, den du anfangs misachtet gar zu sehr,
Den wirst du dennoch finden am Ende allzu schwer.

„Beschütze stets die Straßen, mein Sohn, mit starker Hand,
Ein Segen ist der Kaufmann fürwahr für Stadt und Land;
Dann werden auch die Städte dir treue Freunde sein
Und dir zu allen Zeiten gern ihren Beistand leihn.

„Sei freundlich mit den Deinen ringsum im ganzen Land,
Hab stets für deine Treuen ein Herz und offne Hand;
Des Herrschers stolzes Wesen verletzt den Unterthan:
Laß deine treuen Bürger sich jederzeit dir nahn.

„So einer der Vasallen gefehlt und bittet dich,
Ihm gnädig zu verzeihen, so thu es mildiglich;
Doch ohne Nachsicht strafe Raub, Treubruch und Verrat,
Denn da gilt keine Gnade für solche schwarze That.

„Doch über alle Dinge du diene deinem Gott!
Treib nie mit seinem Worte, nie mit dem Heilgen Spott;
Ruf ihn in allen Stücken um seinen Beistand an;
Er hilft und ist der Einzge, der wahrhaft helfen kann."

So schrieb der alte Welfe an Otto, seinen Sohn;
Getreu dem Wort des Vaters verherrlicht der den Thron;
Doch ach, auch er beglückte das Land nur kurze Zeit,
Es rief ihn Gottes Wille früh in die Ewigkeit.

Das hörte Herzog Friedrich, und sieh, der edle Greis
Verläßt das stille Kloster, wo er sich glücklich weiß.
Für seinen kleinen Enkel, den Prinzen Heinerich,
Nimmt er des Herrschers Bürde jetzt abermals auf sich.

Für ihn regiert er wieder, aus Lieb, mit mildem Sinn,
Das Glück der Unterthanen dünkt ihm allein Gewinn.
Noch sieben Jahre lebte er wieder in der Welt,
Dann ist im Herrn entschlafen der ritterliche Held.

Nach Arnold von Weyhe.

Herzog Otto, Sohn Friedrichs des Frommen.

1464—1471.

Die Reformation des Klosters Wienhausen, 1469.

In vielen Klöstern herrschte nicht mehr die alte Zucht,
Das Laster sie erdrückte mit centnerschwerer Wucht;
Man lebte nur dem Bauche, der Lust und Völlerei,
Das fromme, züchtge Leben von ehmals war vorbei.

Das dünkte dem Concile zu Basel wahrlich schlecht,
Man wollte restauriren das alte Klosterrecht,
Zur Geltung wieder bringen die strenge Observanz,
Damit die Kirche strahle verneut im alten Glanz.

Zwei Ordensbrüder rüstet drum das Concilium aus,
In Niedersachsens Gauen jedwedes Klosterhaus
Mit Ernst zu restauriren; der eine Rembert hieß,
Den heilgen Augustinus als Schutzpatron er pries.

Des zweiten Mönches Name Johann von Nordheim war,
Dem heilgen Benedictus dient er schon manches Jahr;
Zwei hochgelehrte Männer, voll Tugend, weit bekannt,
Die schritten ernst zum Werke trotz großem Widerstand.

Im lüneburger Lande in vielen Klöstern auch
War ebenfalls vergeßen der alte fromme Brauch.
Das dünkte Herzog Otto, dem jungen Welfen, schlecht,
Daß so man die Gelübde zu brechen sich erfrecht.

Drum hat er an den Bischof von Verden sich gewandt,
Zu dessen Diöceſe gehörte rings das Land,
Daß er gestatten möge die Visitation
Der lüneburger Klöster, zu Strafe wie zu Lohn.

Den hildesheimer Äbten, dem von Sanct Godehard
Und dem von Michaelis, darauf der Auftrag ward,
Das Werk mit Herzog Otto zu nehmen in die Hand,
Aufs schleunigste zu brechen des Trotzes Widerstand.

Da griff der edle Herzog das Werk mit Freuden an,
Bald zeigte sich in Blüte, was man mit Ernst begann;
Ein Kloster nur erzeigte hartnäckig Widerstand,
Bis man den Trotz zu brechen die rechten Wege fand.

Bei Celle liegt das Kloster, Wienhausen man es nennt,
Dort trieb es mit am ärgsten im Schwelgen der Convent;
Die cistercienser Nonnen vergaßen gänzlich dort,
Welch Beispiel sollte geben der gottgeweihte Ort.

Wenn in der Nacht die Hora sie in die Kirche rief,
Die Nonne ruhig weiter im weichen Bette schlief.
Man sollte einfach speisen, doch das war längst vorbei:
Man fand nur noch Gefallen an feiner Leckerei.

Der Priorin gehorchte man lange schon nicht mehr,
Auswärts sich zu ergötzen, fiel keinem allzu schwer;
Bei Webstuhl und bei Spindel man früher emsig saß,
Jetzt war man läßig, träge, der Arbeit man vergaß.

So lösten sich die Bande der Ordnung gänzlich auf,
Man wollte fröhlich leben, das war der Zeiten Lauf.
Nun sollt es anders werden: Wienhausens Mauern naht
Sich plötzlich Herzog Otto und schreitet rasch zur That.

Die hildesheimer Äbte, sie folgten hinterdurch,
Mit ihnen die Äbtissin vom fernen Derneburg;
Ihr Kloster diente wieder dem guten alten Brauch,
Drum sollts als Vorbild dienen dem Schwesterkloster auch.

So trat der Herzog Otto ins Refectorium,
Es beugten sich die Nonnen vor ihrem Herzog stumm.
Margrethe, Gräfin Hoya, die hier Äbtissin war,
Stand schon im hohen Alter, sie zählte siebzig Jahr.

Zu dieser nun voll Milde der Herzog Otto spricht:
„Ich ruf als euer Herrscher euch jetzt zurück zur Pflicht.
Die alte Ordensregel, die euch vom Stifter ward,
Sollt wieder ihr befolgen, das scheint mir nicht zu hart."

„„Nicht doch, mein gnädger Herzog,"" Frau Margarethe sprach,
„„Hierin euch zu gehorchen, gereichte mir zur Schmach.
Ich bin so alt geworden, ich ändere mich nicht,
Wie ich gelebt, so leb ich, bis mir das Auge bricht.

„„Und hier die frommen Schwestern sind meiner Meinung auch,
Wir mögen gar nichts wißen von eurem neuen Brauch;
Drum bitt ich, gnädger Herzog, laßt fürder uns in Ruh!""
Sie sprachs, und mit den Nonnen schritt sie der Pforte zu.

Der Herzog steht verwundert vor solchem Weibermut,
Es wallt in seinen Adern ihm schneller zwar das Blut;
Doch hat er sich bezwungen; er dachte, nur mit List
Fang ich die alte Dame, die allzu trotzig ist.

Drauf gieng mit dem Gefolge er zur Propstei hinab,
Der Propst dem Herrn mit Freuden ein gastlich Obdach gab.
Am andern Tag Margrethen er wiederum entbot,
Ließ melden ihr, er liege darnieder auf den Tod.

Sie kam, trat ohne Zagen zum hohen Herrn heran,
Der sprang alsbald vom Lager, und eh sie sich besann,
Verschloß er schnell die Thüre und setzte scharf ihr zu,
Das Beßre zu erwählen, und ließ ihr keine Ruh.

Doch bei der Abbatissin kein Bitten half, kein Drohn,
Sie setzt den Worten Ottos entgegen Spott und Hohn;
Das hat den milden Herzog in großen Zorn gebracht,
Er nahm ihr ab die Schlüßel, das Zeichen ihrer Macht.

Dann ließ er einen Wagen in Eile fahren vor,
Zwang sie, sich drauf zu setzen, und — fort giengs aus dem Thor!
Herr Otto ließ sie führen zum Kloster Derneburg
Und setzte zu Wienhausen dann seinen Willen durch.

Die derneburger Nonnen aufräumten hier nun ganz
Und gründeten im Kloster gar strenge Observanz,
So daß, eh noch vergangen war wiederum ein Jahr,
Wienhausen allen Klöstern ein leuchtend Vorbild war.

Nach Arnold von Wenhe.

Hannovers Spartaner.

1490.

An der Ägidienkirche steht altergrau ein Stein,
Darauf des Künstlers Meißel grub sieben Männer ein;
Sie knieen im Gebete, umhüllt von Rauch und Qualm,
Und singen, fromm verbündet, den letzten Todespsalm.

Sie haben einst gerettet die liebe Vaterstadt,
Dafür sie ihnen dankbar gesetzt dieß Denkmal hat.
Sie haben abgewehret des Überfalles Not
Und sind dafür gestorben den heißen Feuertod.

Es war der Wolfenbüttler, Heinrich, der quade Mann,
Der grollend aufs Verderben der Stadt Hannover sann;
Zusammen zog er heimlich ein großes Kriegesheer,
So zieht herauf ein Wetter am Himmel schwarz und schwer.

Diesseits des Dorfes Döhren, da steht ein alter Thurm,
Der hatte auszuhalten den ersten Wettersturm.
Dort hielten treulich Wache der freien Bürger acht,
Da rückt der quade Herzog heran um Mitternacht.

„Ergebet euch, ihr Wächter, und öffnet schnell den Baum,
Und machet meinen Schaaren in aller Stille Raum;
Wo nicht und wenn ihr zaudert, so wird der Thurm eur Grab,
So schließet eure Rechnung nur mit dem Himmel ab."

Jedoch die braven Männer, die scheuen nicht den Tod,
Sie denken an die Stadt nur, nicht an die eigne Not;
Sie suchen aufzuhalten den Herzog, bis es Tag,
Und sinnen, wie ein Zeichen die Städter warnen mag.

Der Quade tobt und wütet, nichts beuget ihren Sinn.
„Das sollt ihr Buben büßen, so wahr ich Herzog bin!"
Er rufts im wilden Grimme, und dann befiehlt er laut:
„Ein hoher Holzstoß werde rings um den Thurm gebaut!"

Schnell regen hundert Hände sich auf des Herrn Gebot,
Es rauscht die Axt im Walde, ihr Schlag bedeutet Tod;
Es häufet an dem Thurme sich drohend Schicht auf Schicht,
Und jeder Scheit verkündet das grause Strafgericht.

Doch eh der Feind vollendet das heiße Flammengrab,
Läßt Einer von den Achten am Seile sich hinab.
Er läuft durch Nacht und Nebel der Stadt Hannover zu
Und schreckt die sichren Schläfer empor aus tiefer Ruh.

Da tönt durch nächtge Gassen der Lärmtrompete Schall,
Da greift zur Wehr ein Jeder und eilt zu Thurm und Wall,
Da schließen sich zusammen die Tapfern Mann an Mann,
Schnell stehet kampfgerüstet des Bürgerheeres Bann.

Jetzt kommt herangezogen der quade Herzog, schaut!
Und ist von dem Empfange nicht sonderlich erbaut.
Besetzt sind Thor und Thürme, die Wälle wohl verwahrt,
Der Herzog siehts mit Staunen und fluchet in den Bart.

Umsonst ist Pfeil und Kugel, umsonst das Stürmen auch;
Doch dort am Döhrner Thurme, was ist das für ein Rauch?
Es schlägt die helle Lohe zum Morgenhimmel an,
Und in dem Flammengrabe versinken sieben Mann.

Die haben nicht vergeblich ihr Leben ausgehaucht,
Sie sind im Feuer worden geläutert und erlaucht;
Sie haben Treu gehalten, sie standen Fuß am Mal
Und litten frei und fröhlich des heißen Todes Qual.

Der Herzog sieben Wochen die Stadt umwarb mit Zwang,
Er konnt sie nicht gewinnen, die Zeit ward ihm gar lang;
Da grub ein frommer Landsknecht, des langen Wartens satt,
Aus lauter Langeweile das eilenrieder Rad.

Als immer noch Hannover nicht ändert seinen Sinn,
Da ruft der Quade endlich: „So wahr ich Herzog bin,
Der Spaß daurt mir zu lange, die Stadt gewinn ich nicht!
Zu hart sind ihre Köpfe, als daß sie Eisen bricht!"

Der Herzog zog von dannen. Wer Schaden hat, weiß Gott,
Der braucht nicht erst zu sorgen für Schimpf und bösen Spott.
„Du wolltest Städte rauben, Herr Heinrich, sieh dich vor!
Wir führen scharfe Waffen und haun dich übers Ohr."

Also rief auf der Gasse ihm nach der Kinder Mund,
Sein Name macht noch heute den bösen Anschlag kund;
Doch auch die sieben Männer noch nicht vergeßen sind,
Ihr Heldenbeispiel leuchtet für Kind und Kindeskind.

An der Ägidienkirche steht altergrau ein Stein,
Drauf grub des Künstlers Meißel die treuen Sieben ein.
Sie knieen im Gebete, umhüllt von Rauch und Qualm,
Und singen, fromm verbündet, den letzten Todespsalm.

Ludwig Grote.

Kaiser Max vor Kufstein und Herzog Erich von Calenberg.

Es blickte Pinzenauer von Kufsteins Riesenwall
Mit Hohn und sichrem Trotze auf Maxens Heeresschwall;
Wie 'n Alpengeier sorglos auf den Verfolger blickt,
Der fern im tiefen Thale auf ihn die Büchse zückt.

Es blickte Max gen Kufsteins hochtrotzende Felsenwand
Voll Zuversicht und Ruhe, so kühn und mutentbrannt,
Gleich wie zum Horst des Geiers der Schütze blickt empor:
Erreicht ihn auch sein Fuß nicht, erreicht ihn doch sein Rohr.

Aus hundert Mörsern aufwärts flog donnernd Ball an Ball,
Ohnmächtig, spurlos prallten zurück die Kugeln all,
Gleich wie wenn Blütenflocken auf einen Panzer fielen,
Gleich wie wenn Schaumestropfen um einen Felsblock spielen.

Da sah man Pinzenauer hoch auf der festen Wand,
Ein tüchtig Rutenbündel hielt er in seiner Hand: —
Wo Maxens Kugeln schlugen, da bückt er sich hinab
Und fegte die Stellen höhnisch mit seinem Besen ab.

„Ei, ei, du spöttischer Vogel! Sieh dich recht wohl nur vor,
Daß dir aus deinem Bündel ein Beil nicht springt empor!"
So rief nun Max, sein Auge zuckt wie ein Wetterschlag,
Hohn schlägt oft tiefre Wunden, als es ein Schwert vermag.

Den Pechkranz ließ er prasselnd jetzt auf zur Veste fliegen:
Umsonst, unschädlich blieb er auf breiter Mauer liegen.
Der Pinzenauer kochte dabei sein Mahl in Ruh —
„Geduld!" rief Max, „ich send euch als Gast den Hunger zu."

Drei Wochen schon entschwanden. Max hielt im Zelte Rast,
Schon lud zu *seinem* Mahle der Hunger sich als Gast;
Versprach er nicht zu senden den Gast an Kufsteins Thor?
Man muß ja selbst erst kennen, wen man zum Boten erkor.

Da brüllt es vor den Zelten, — hoho! was soll es sein?
Sieh, Hirt und Heerden ziehen ins Lager drängend ein:
Hans Pinzenau läßt grüßen und schickt, was er vermag,
Auf daß auch ihr euch einmal macht einen guten Tag.

Da wurde Kaiser Maxen die Zeit wohl etwas lang,
Daß pochend schon sein Herzschlag bis durch den Panzer klang;
Da sandt er gegen Insbruck hinauf ins Waffenhaus:
„Schickt doch einmal den *Weckauf* mir und den *Purlepaus*!"

Der Kaiser, statt des Scepters, faßt nun den Luntenbrand,
Wie führt so gut er beide mit sichrer Meisterhand!
Zu Throne saß kein Kaiser an Macht und Mut ihm gleich,
Im Schlachtfeld focht kein Kriegsknecht an Mut und Kraft so reich.

Die Mauern Kufsteins wankten, wo seine Kugel traf,
Der Weckauf, statt zu wecken, singt manchen in den Schlaf,
Der Purlepaus schlug grimmig ins starke Bollwerk drein;
Hurrah! laut donnernd stürzen die Riesenwände ein!

Sieh, blank im Sammtgewande mit grünem Friedensreis
Ziehn aus der Burg zwei Knäblein, so zart und blendend weiß,
Wie die zwei ersten Blüten, entkeimt dem Frühlingsblick:
Doch ernst und finster weiset der Kaiser sie zurück.

Und wieder, sieh, hernieder wallt aus der Feste Thor
In feierlichem Zuge ein ernster Männerchor;
Voran der Pinzenauer, ein düstres Heldenbild,
Umwallt vom schwarzen Barte, in schwarz Gewand gehüllt.

Ha, wie auf Maxens Stirne sich finstre Wolken thürmen!
Sein Antlitz glühet furchtbar, wie Abendrot vor Stürmen;
Sein Auge zuckt und flammet wie Wetterleuchten wild:
Weh dem, nach dessen Haupte des Blitzes Keil nun zielt!

Die ältsten Krieger bebten, — so sahn sie ihn noch nie!
Mit scheu gesenktem Auge und schweigend standen sie;
Sein Wort hallt jetzo dröhnend im bangen Kreise nach,
Wie tief im Forst das Echo von einem Wetterschlag.

„Auf, wetzt das Beil, ihr Henker! Tod sei der Schurken Lohn!
Wie steht das Bußkleid schmählich dem aberwitzgen Hohn!
Wer für sie fleht, ich schwör es, dem schreibt es meine Faust
Wohl hinters Ohr, daß ewig die Antwort ihm drin saust."

„„Mein Fürst, ich will nicht betteln um meinen nichtgen Leib,
Längst modern meine Schätze, mein Vater, Kind und Weib;
Mein Kleid und Herz, sie deuten mir beid ins Grab hinein,
Um eins nur wollt ich bitten: um einen Becher Wein.""

So sprach der Pinzenauer, nicht bebte seine Hand,
Nicht bleichte sich sein Antlitz, als er vor Maxen stand,
Gleich einem ehrnen Kreuzbild auf einem Marmorsarg,
So traurig und so düster, doch auch so fest und stark.

„„Auf euer Heil, mein Kaiser! — O daß ihrs tief erwägtet,
Wie viel es heißt, wenn jener, dess Haupt zum Block ihr legtet,
Aus voller Lust des Herzens noch zecht auf euer Heil!““
Er sprachs und beugte nieder sein Haupt dem scharfen Beil.

Zehn der Genoßen folgten ihm treu in Tod und Leben;
Schon sah man mild Erbarmen des Kaisers Blick umschweben,
Schon will sein Herz begnadgen, sein Eid verwehrts ihm nur,
Und insgeheim verwünscht er den argen, bösen Schwur.

„Mein Kaiser, halt!“ rief Erich, der Herzog, unverzagt,
„Mag euer Zorn mich treffen, doch sei dieß Wort gewagt!
Hinweg, ihr blutgen Schergen! und wahrt die Beile fromm,
Die rot vom besten Blute, das je durch Adern glomm!

„Für Schurkenpack, doch nimmer für Heldenvolk der Schlacht
Ist jenes Beil geschliffen, der Schandblock ausgedacht;
Wenn Tapferkeit und Kühnheit ihr so zu lohnen glaubt,
Mein Kaiser, dann beugt zuvörderst dem Block eur eignes Haupt.“

Max, treu dem Schwur, gab leise ihm einen Backenstreich,
Drückt ihm die Hand und stürzte ihm an die Brust sogleich:
„„Gepriesen sei, mein Erich, dein edles, biedres Wort!
Ihr Andern aber ziehet in Ruh und Frieden fort!““

Anastasius Grün.

Herzog Erich von Calenberg zu Besançon.

Mein Lied lobt keinen Franken, weil ich ein Deutscher bin;
Denn Frankenlist und Tücke passt nicht zu deutschem Sinn.
Mit Schwert und Spieß und Kugel grüß ich die wälsche Brut -
Solch Lied ihr vorzusingen ist heilsam, recht und gut.

Herzog Erich.

† 1540.

Dennoch will heut ich loben ein fränkisch Mägdelein,
Ein Röslein zwischen Dornen, anmutig, zart und fein;
Wohl niemals solch ein Blümlein der wälsche Boden trug,
Ein Mägdlein, dem im Busen ein deutsches Herze schlug.

Den Herzog Erich sandte einst Max ins Frankenland,
Viel Kriegsvolk wohlgerüstet ihm zu Gebote stand;
Er drang mit seinem Heere schnell in Besançon ein:
Verwahrt mir gut die Thore, kein Franzmann soll herein!

Kaum daß in sichrer Feste der tapfre Herzog saß,
Da rückt heran der Franke, und wahrlich nicht zum Spaß;
Denn Tausende zu Rosse und Tausende zu Fuß,
Sie pflanzen die Kanonen rings auf zum Todesgruß.

Ha, wie der Streit so grimmig die bange Stadt umtobt,
Und wie der Mut der Deutschen so glänzend sich erprobt!
Es hat wohl manchen Helden der Tod dahingerafft,
Doch Sieger bleibt im Kampfe die deutsche Ritterschaft.

Nichts hilft des Franken Stürmen, nichts seine Kugelsaat,
Er wird zurückgeworfen, drum sinnt er auf Verrat.
Voll böser List und Tücke ist ja die wälsche Brut,
Mit Ränken stets bekämpfte sie treuen deutschen Mut.

Die Bürger zu bereden zu schnödem Überfall
Ein wälscher Bube heimlich sich in die Feste stahl.
Das wird ein Blutbad geben, wenn der Verrat gelingt!
Hei, wie von seinem Rumpfe so manches Haupt dann springt!

Da, wo die Mauer brüchig und bröcklig das Gestein,
Soll still zur Nachtzeit dringen das Frankenheer herein,
Indes die Bürger drinnen erwarten nur das Wort,
Um blutig zu beginnen verruchten Meuchelmord.

So hat sich fest verschworen der Bürger große Zahl,
Schon naht die dunkle Stunde, schon ist geschärft der Stahl.
Sag an, mein Lied, wer rettet den Herzog aus Gefahr?
Wer bringt ihm böse Kunde und gute Warnung dar?

Es ist kein rauher Krieger mit Panzer, Helm und Schild,
Es ist ein holdes Mägdlein, blondlockig, sanft und mild.
Von ohngefähr vernommen hat sie den blutgen Rat,
Sucht schnell ihn zu vereiteln, ehe er gereift zur That.

Heinrich von Oldershausen ists, dem sie sich vertraut;
Doch zitternd nur und schüchtern zu ihm ihr Auge schaut.
Der junge wackre Ritter faßt ihre zarte Hand
Und führt sie, bis sie ängstlich vor Herzog Erich stand.

Kaum daß die böse Kunde der Herzog angehört,
Da gilt bei ihm kein Säumen, rasch gürtet er das Schwert.
Die Feinde zu empfangen mit ungeschwächter Macht,
Versammelt seine Schaaren er noch vor Mitternacht.

Als ahnungslos geschlichen nun kommt der Franken Schwarm,
Da stürzen Erichs Krieger sich drauf mit kräftgem Arm,
Und Spieß und Schwert und Feuer verderbend sie begrüßt:
Wie haben die Verwegnen da ihre Lust gebüßt!

Wie Füchse in der Falle so werden sie geprellt,
Nichts hilft es, daß sie zahlen das schönste Ferſengeld;
Denn mit des Blitzes Schnelle setzt Erich ihnen nach
Und würgt der Feinde Schaaren bis an den hellen Tag.

Als drauf die Sieger ziehen mit Sang und Klang zurück,
Da gilt es noch zu feiern ein zweites Siegesglück.
Die holde, zarte Rose, das fränkische Mägdelein,
Soll heute noch verlobet dem besten Ritter sein.

Mein edler Oldershausen, spricht Erich frohgelaunt,
Ich weiß schon, was dir fehlet, und bin drob nicht erstaunt.
Ich sahs an deinem Blicke, was heiß dein Herz begehrt:
So führ denn heim die Holde — ja, sie ist deiner wert.

Der Herzog läßt sie kommen. Du bist, mein liebes Kind,
Zu gut für einen Franken, denn du bist deutsch gesinnt.
Mein bester, treuster Ritter begehret liebend dein,
Du warest hold dem Fürsten, wirsts auch dem Ritter sein.

Da schlug für Oldershausen des schönsten Sieges Stund:
Sie reicht die Hand ihm willig zu ewigem Liebesbund.
Der Herzog Erich segnet das hochbeglückte Paar,
Und ihren Glückwunsch bringen viel edle Ritter dar.

Drauf als sie heimgezogen ins calenberger Land,
Da knüpften die Verlobten der ewigen Treue Band.
In deutscher Kirchenhalle zu Münden am Hochaltar
Kniet fromm die Frankendirne, den Myrthenkranz im Haar.

Und auf des Herzogs Schloße in Mündens Wonnethal,
Da stand für Oldershausen das fröhliche Hochzeitsmahl.
Die Ritter und die Fürsten, die Damen in buntem Kreis,
Sie feiern die fränkische Hochzeit nach echter deutscher Weis.

Und Herzog Erich füllet das Glas mit edlem Wein
Und wünscht dem jungen Paare des Glückes Sonnenschein.
Das ist ein fröhliches Klingen, der Jubel tönet laut:
Es lebe der deutsche Ritter! Es lebe die fränkische Braut!

Nach Wilhelm Lotze.

Der treue Knappe.

1504.

Der Pfalzgraf Ruprecht an dem Rhein,
Verbündet mit dem Böhmen,
Vermaß sich, Lehen, die nicht sein,
Stracks in Besitz zu nehmen.
Doch Kaiser Max, der tapfre Held,
Zog gegen Ruprecht in das Feld
Und sprach: ich wills nicht leiden.

Bei Regensburg am Donaustrand
Rief Freund und Feind: „Gott helfe!"
Auf seines Kaisers Seite stand
Erich, der tapfre Welfe.
Die beiden stürzten fest vereint
Sich auf den überlegnen Feind
Und dachten ihn zu dämpfen.

Erich ritt an des Kaisers Seit
Im dichtesten Gedränge;
Er wich von ihm im heißen Streit
Um keines Rosses Länge.
Da traf den kaiserlichen Herrn
Wie Wetterstrahl ein Morgenstern,
Daß Ross und Reiter schwankten.

Der Kaiser schier wie fieberkrank
An allen Gliedern zittert,
Sein Hengst gar in die Kniee sank,
Vom harten Schlag erschüttert.
Held Erich sieht es, und mit Hast
Den Max er in den Halsberg faßt
Und hält ihn in der Schwebe.

Indes er mit der Linken so
Den Freund sich sucht zu wahren,
Treibt mit der Rechten siegesfroh
Den Feind er gar zu Paaren.
So hindert er des Kaisers Sturz,
Bis daß der Hengst sich gut und kurz
Emporgerafft vom Boden.

Und hohe Zeit wars, daß der Max
Im Sattel fest sich setzte;
Denn unterm linken Arme straks
Ein Pfeil den Welf verletzte.
Im Nu desselben Augenblicks
Stieß ihm ein Böhme hinterrücks
Den Speer durch seine Weichen.

Und nicht genug: ein andrer Stich
Ist vornen angefangen
Und hinten wieder endelich
Zur Hust hinaus gegangen.
Drauf wird auch noch, daß Gott erbarm!
Getroffen Erichs rechter Arm
Von einer Büchsenkugel.

Von vorn und hinten, rechts und links
Ward ihm der Lohn gegeben.
Mit Hieb und Schuß und Stichen giengs
Ihm hart an Leib und Leben.
Und ach, bald schwand ihm ganz der Sinn,
Erdrückt von Feinden sank er hin:
Es war um ihn geschehen.

Begraben lag der edle Held
Nun unter blutgen Leichen;
Freund Max indes behielt das Feld,
Der Feind begann zu weichen.
Ach Erich todt! Ein Jeder meints,
Sein Knappe nur, der lange Heinz,
Giebt ihn noch nicht verloren.

„Hat er dem Kaiser Glück und Stern
Getreu zurück gegeben,
Was sollt ich ihm nicht, meinem Herrn,
Beschirmen Leib und Leben?
Soll ich denn schlechter sein, als schlecht?
Nein, wie der Herr, so auch der Knecht!
Den Erich muß ich retten!"

So denkt der lange Heinz, und kühn
Dringt er ins Schlachtgetümmel;
Und segnend sieht auf sein Bemühn
Der treue Gott vom Himmel.
Er hat von Leichen schier erdrückt
Den edlen Erich bald erblickt
Und ihn hervorgezogen.

Noch lebt der Held, wie purpurrot
Auch seine Wunden klaffen;
Held Erich lebt, er ist nicht todt!
Siegreich sind Maxens Waffen!
Der Pfälzer wankt, die Böhmen fliehn,
Und Erich — man verbindet ihn
Und führet ihn zum Kaiser.

Der freut sich hoch und jubelt laut —
Der Heinz steht still daneben —
„Gegrüßet sei, mein Erich traut!
Dir dank ich Sieg und Leben!"
Der Kaiser sprichts und schenkt dem Herrn
Zur Helmzier einen goldnen Stern
Und eine böhmsche Fahne.

Jedoch der lange Heinz, der Knecht,
Was hat denn der bekommen?
Die Chronik meldet es nicht recht,
Hab nichts davon vernommen.
Vielleicht ward ihm ein freundlich Wort,
Sonst ist der Knecht an seinem Ort
Wohl ledig ausgegangen.

So sei denn dieß, o Heinz, dein Lohn,
Der du so treu gefochten,
Daß dir noch spät die Ehrenkron
Vom Sänger werd geflochten.
Im Liede sollst du für und für
Nun neben deinem Herren hier
Als treuer Knappe glänzen.

Ludwig Grote.

Heinrich der Mittlere.

1479—1521.

Die Schlacht bei Soltau, 29. Juni 1519.

Bei Soltau auf der Heide, da gab es blutgen Kampf,
Da stand sich gegenüber der Feind im Pulverdampf;
Die Ebne, die sich dorten von Langeloh erstreckt
Bis Valensen, von Kämpfern buchstäblich war bedeckt.

Seit Ostern war im Lande ein blutger Krieg entbrannt,
Die hildesheimer Fehde wird er noch heut genannt;
Vom Stifte wars der Bischof, von Lauenburg Johann,
Der gegen seine Ritter, die Saldern, ihn begann.

Zwei Schlößer seines Landes, das eine Lauenstein,
Und Bockenem das andre, die löst er wieder ein;
Er war in seinem Rechte, da er also verfuhr,
Da den Vasallen Saldern man sie verpfändet nur.

In ihrem Übermute dünkt dieß den Rittern schlecht,
Den Bischof drob befehden sie gegen jedes Recht.
Der hat, sein Land zu schützen, an Heinrich sich gewandt,
Den lüneburger Herzog; so ist der Kampf entbrannt.

Herr Heinrich war zu helfen dem Bischof gern bereit,
Es war zum Coadjutor des Stifts Prinz Franz geweiht,
Der jüngste seiner Söhne; er zögert darum nicht,
Bischof Johann zu schützen: das dünkt ihm zwiefach Pflicht.

Jedoch die Ritter Saldern, mit andern fest vereint
Vom hildesheimer Adel, sie scheuten nicht den Feind;
Auch sie vergebens hatten auf Beistand nicht geharrt:
Von drei gar mächtgen Herrschern den Saldern Hülfe ward.

Der eine dieser Fürsten, der sie nicht ließ im Stich,
War Wolfenbüttels Herzog, der jüngre Heinerich;
Der andre, Herzog Erich von Calenberg genannt,
War als der Helden größter im deutschen Reich bekannt.

Mit ihnen war von Minden der Bischof im Verein,
Herr Franz, dem Stamm der Welfen entsproßen gleich den Zwein,
Des jüngern Heinrich Bruder. Ein Bischof, zog er vor
Des wilden Kriegs Gesänge dem sanften Kirchenchor.

Doch auch der Hildesheimer und Heinrich von Lüneburg,
Mit manchem tapfren Streiter zogen sie hinterdurch;
Auch Herzog Karl von Geldern, Herrn Heinrichs Tochtermann,
Zum Kampfe war erschienen mit seinem Heeresbann.

Das waren die Parteien, die heut auf Soltaus Heid
Dem Siege oder Tode sich ritterlich geweiht;
Wohl ward von beiden Heeren gestritten voller Mut,
Es floß auf beiden Seiten in Strömen rings das Blut.

Wohl that jedweder Ritter getreulich seine Pflicht,
Und auch der Söldner wankte im heißen Kampfe nicht;
Doch endlich alles Andre den Lüneburgern wich,
Es hat den Sieg errungen ihr Herzog Heinerich.

Es kämpften seine Schaaren so tapfer und so brav,
So sicher seiner Treuen Geschoß die Feinde traf,
Daß diese selbst erklärten, das müßten Mannen sein!
Sie stünden angewachsen wie in die Erd hinein.

Drei Stunden ward gekämpfet, drei Stunden schon hindurch,
Da war der Streit entschieden, der Sieg ward Lüneburg;
Da flohn die Wolfenbüttler von allen Seiten fort,
Nicht hörten sie der Führer, nicht mehr der Fürsten Wort.

Als ihn nun seine Schaaren gelaßen so im Stich,
Floh mit dem mindner Bischof sein Bruder Heinerich;
Zwar wollt er nimmer fliehen, verlaßen nicht den Streit;
Doch rief der Herzog Erich: „Reit, lieber Vetter, reit!"

„Die goldnen Ritterſporen, die ich im Kampf gewann,
Nicht wollen ſie es leiden, daß ich dir folgen kann;
Doch du mußt ſchleunigſt fliehen, dem Volk erhalten dich,
Drum eile, lieber Vetter, ich bitt dich flehentlich."

Und ob auch Heinrich zögert, Herr Erich giebt nicht nach,
Er deckt ihm ſeinen Rückzug, bis daß er allgemach
Dem Kampf entfloh, es eilte Herr Franz ihm hinterdurch,
Und beid' erreichten glücklich die Feſte Rotenburg.

So war die Schlacht beendet; um Erich nur allein
Hört man den Klang der Schwerter, feſt ſtand er wie ein Stein;
Er war umringt von Feinden, gab doch den Kampf nicht auf,
Wie ihm auch ſtürmt entgegen der lüneburger Hauf.

Doch dem will ſich ergeben der tapfre Welfe nicht,
Das Schwert ſchwingt er aufs neue, obſchon die Kraft ihm bricht;
Da dringt von Heinrichs Rittern Herr Kragen auf ihn ein,
Den todesmutgen Helden dem ſichren Tod zu weihn.

Das aber ſieht ein Streiter von Gelderns Reiterei,
Er ſieht die Not des Herzogs und macht den Helden frei.
Ihm nun ergiebt ſich Erich, damit aus Welfenland
Niemand den Welfenfürſten berühre mit der Hand.

Wohl auf dem Ehrenfelde erhub ſich große Freud,
Auch hatte man im Kampfe gemacht gar reiche Beut:
An dreißig Stück Geſchütze und viel an Kraut und Loth,
Und ſechszehntauſend Gulden die Kriegescaſſe bot.

Doch Heinrich, edelmütig und mild in ſeinem Sinn,
Gab ſeinen armen Bauern die größte Beute hin,
Damit das Geld des Feindes, der ihre Saat zerſtört,
Aufs neue ihnen Wohnung und Unterhalt gewährt.

Und als er so gespendet mit segensreicher Hand,
Hat er nach dreien Tagen gen Soltau sich gewandt;
Dort theilt in die Gefangnen er mit dem Bischof sich,
Ihm ward der Herzog Erich, den hielt er ritterlich.

Zwar sprachen die von Geldern: „Er ist durch unsre Macht
Gefangen, darum werde nach Geldern er gebracht;
Da muß er redlich büßen für seinen Übermut;“
Doch zürnt ob solcher Rede Herrn Heinrichs edles Blut.

„Ich bin ein Fürst,“ so sprach er, „schlicht, ohne Lug und Trug,
Drum höret meine Meinung: im Lande noch genug
Für kriegsgefangne Fürsten uns feste Schlösser stehn:
Gefangne Welfenfürsten soll Geldern nimmer sehn!“

Auf solche Rede schweigen die Geldernschen sofort,
Doch jetzt ergreift der Bischof von Hildesheim das Wort;
Mit feinem Lächeln freundlich er so zum Herzog spricht:
„Was ihr so eben sagtet, scheint mir so übel nicht.

„Ihr müßt Herrn Erich halten, wie's ziemet seinem Blut,
Müßt fürstlich ihn behandeln, fürwahr, das dünkt mir gut;
Doch da ihr ihn gefangen jetzt habt in sichrer Haft,
Müßt ihr den Sieg benutzen, zu mehren eure Kraft.

„Heinrich von Wolfenbüttel ist eurem Zorn entflohn,
Drum will es mich bedünken, der allerschönste Lohn
Wird euch für euer Mühen, wenn schnell ihr sein Gebiet
Wie das des Herzogs Erich mit Krieg jetzt überzieht.

„Nehmt euch von Erichs Schlössern, was immer euch beliebt,
Ich glaub, wohl oder übel, der Herzog sie euch giebt;
Brecht ein in Heinrichs Lande, nicht lange hält er Stand,
Bald wird als Herrn euch huldgen das wolfenbüttler Land.“

„Ihr sprecht,“ versetzt der Herzog voll von gerechtem Groll,
„Nicht wie ein Fürst der Kirche, ein Bischof, sprechen soll;
Mir scheinet, eure Rede schmeckt allzusehr nach Blut,
Gott soll mich doch bewahren vor solchem Übermut.

„Was Gott mir hat gegeben, das dünket mir genug,
Nicht will ich auf mich laden des ganzen Landes Fluch;
Als Fürst bin ich geboren vom Hause Braunschweig auch,
Ich kenne meine Pflichten und meines Stammes Brauch.

„Ein Unglück ists, daß Welfen, statt treu im Kampf vereint,
Sich stehen gegenüber im offnen Kampf als Feind.
Weiß Gott, ich konnt nicht anders, man hatte mich verhöhnt,
Jetzt ist das längst vergeßen, jetzt bin ich ausgesöhnt."

Als so der Herzog Heinrich mit milden Worten spricht,
Verweilt der Bischof länger in Soltaus Mauern nicht;
Mit seinen Kriegsgefangnen gen Hildesheim er zieht,
Wagt nimmer anzugreifen das welfische Gebiet.

Herrn Erich Herzog Heinrich nach Celles Schloße führt,
Und hält ihn dorten ehrlich, wie's Braunschweigs Sohn gebührt;
Wohl dünkte dem Gefangnen sein Loos nicht allzu hart,
Bis ihm nach wenig Wochen die goldne Freiheit ward.

Nach Arnold von Weyhe.

Erichs Becher.

Zu Münden auf dem Schloße der alte Erich saß,
Mit tiefgefurchter Stirne er in den Schriften las;
Am Fenster vor dem Tische der Kanzler Reinhard stand
Und hielt des Landes Siegel in seiner rechten Hand.

„Ach höre, lieber Kanzler!" der greise Herzog rief,
„Wie stecken meine Lande in Schulden gar so tief!
Die hildesheimer Fehde hat es dahin gebracht,
Auch daß ich für den Kaiser gekämpft in mancher Schlacht.

„Ich darf indes nicht klagen, da Gott mich ausersehn,
Im Kampfe meinem Kaiser zur Seite treu zu stehn.
Belohnt bin ich gar reichlich für alle Müh dadurch,
Daß ich den Max gerettet, du weißt, bei Regensburg.

„Doch ach, so viele Leute im Lande sind gar arm,
Sie leben stets in Sorgen, in Kummer, Not und Harm;
Da bin ich nun gebeten, zu geben hier und dort,
Drum nimm du diesen Becher, trag ihn zum Goldschmied fort.

„Er ist von reinem Golde, geziert mit Edelstein,
Verkauf ihn, daß er Hülfe den Armen möge sein;
Mir fehlts an barem Gelde: geh, mein Getreuer, nun,
Und schaffe, daß die Armen von ihren Sorgen ruhn."

„„Nicht doch, mein edler Herzog!"" darauf der Kanzler spricht,
„„Den Becher, euer Gnaden, nein, den verkauf ich nicht!
Er zieret eure Tafel, er schmücket euer Haus:
Ihr möget ihn noch leeren bei manchem Ehrenschmaus!""

Darob entgegnet Erich, der wunderseltne Mann —
Und eine milde Zäre ihm aus dem Auge rann —:
„Nimm ihn, mein lieber Kanzler, und glaub es wahrlich mir:
Das Glück der Unterthanen ist meine höchste Zier!"

Nach Arnold von Weyhe.

Herzog Erichs Grab.

Umsonst sind Glanz und Schimmer,
Vergänglich ist die Pracht!
Ja, alles fällt in Trümmer
Und sinkt in Todesnacht!
Der Erde Meisterwerke
Verwandeln sich in Staub,
Und Hoheit, Schönheit, Stärke
Sind der Verwesung Raub.

Doch Heldenmut und Tugend,
Sie blühn für alle Zeit
In ewig frischer Jugend
Trotz der Vergänglichkeit.
Hat auch den Leib umfangen
Des Grabes finstrer Ort:
Des Helden Thaten prangen
Noch in der Nachwelt fort.

Sein frommer Sinn, sein Glaube,
Sein Löwenmut im Streit
Wird nie dem Grab zum Raube,
Noch der Vergeßenheit.
Die fernen Enkel preisen
Ihn noch in Sang und Lied,
Sich würdig zu beweisen
Des Ahn mit Ernst bemüht.

Erz ist des Grabes Hügel,
Marmor der Leichenstein;
Es rauscht der Zeiten Flügel
Zerstörend doch darein.
Das Irdische vergehet,
Verweht, zerstäubt geschwind,
Doch Erichs Ruhm bestehet
Bei Kind und Kindeskind.

Mag denn der Rost auch freßen
Das Erz, die Eisenwand —
Nie wird der Held vergeßen,
Der hier die Ruhe fand.
Und wenn auch selbst allmählich
Der Marmorstein zerbricht,
Vergißt man Herzog Erich
Und seine Thaten nicht.

Nach Wilhelm Lotze.

Abschied der Herzogin Elisabeth von Hannover.

1555.

Elisabeth bin ich genannt,
Durch Glück und Unglück wohl
Meinem lieben Herrn [bekannt.
Bin ich vermählt in Zucht und Ehrn.
Mein vorig Herr Herzog Erich war,
Mit Wahrheit ich mich rühmen darf,
Daß ich mit diesen Fürsten beide
Gelebet hab in Lieb und Leide
Dermaßen, daß mirs löblich ist.
Zuvörderst ist mir Jesus Christ
Allzeit gewest das höchste Gut;
Durch seinen Geist gab er mir Mut,
Daß ich mich christlich hab ermannt
Und pflanzt' sein Wort in diese Land.
Ich hab regieret, wie man soll,
Wer dankbar ist, erkennt das wohl.
Die Diener des Wortes halt ich wert,
Wie mir's die göttliche Güte beschert.
Ob ich nun drum Verfolgung leid,
So weiß ich doch, es kommt die Zeit,
Daß mich ergötzen wird mein Gott
Und retten mich aus aller Not.
Dess scheid ich und verlaß dieß Land,
Da ich eine Mutter werd genannt.
Gedenket mein, dieweil ich lebe,
Und bitt't, daß Gott mir Gnade gebe,
Daß ich thue, was zu seiner Ehr
Gereichen mag, und sonst nichts mehr.
Amen!

Herzogin Elisabeth.

Herzog Ernst der Bekenner.

1521—1546.

Herzog Ernst und die Wegelagerer.

Die welfischen Lande hatte des Krieges Wut verheert,
Die sonst so vollen Scheuern, sie standen nun geleert;
Es mangelte den Armen das kleinste Stückchen Brot:
Die hildesheimer Fehde schuf solche große Not.

Und als der Herzog Heinrich der Väter Thron entsagt,
Sind dennoch seine Söhne im Unglück nicht verzagt;
Es war das Wohl des Landes allein ihr Augenmerk,
Sie giengen Gott vertrauend getrost ans schwere Werk.

Jedoch der ältste Bruder, Herr Otto, bald entsagt
Der Last des Regimentes, die wenig ihm behagt;
Mit seiner Meta Campe, der holdesten der Fraun,
Will er in Harburgs Mauern ein stilles Glück sich baun.

Nach ihm dann auch der jüngste, der fromme Herzog Franz,
Verzichtete mit Freuden auf Ehr und Herrscherglanz;
Zu Gifhorn auf dem Schloße lebt still er und geliebt,
Ein Freund dem kleinen Hofe, der dienend ihn umgiebt.

Des Regimentes Bürde lag nun auf Ernst allein,
Dem mittelsten der Brüder; er mußte ganz sich weihn
Dem Wohl der Unterthanen, bis ihre Not gestillt;
Voll Kraft und mutgen Willens hat redlich ers erfüllt.

In seinem Schloße herrschte nur weise Sparsamkeit,
Und doch war er den Armen zu helfen stets bereit;
Die Ordnung seines Hofes, die selber er verfaßt,
War einfach und bescheiden, es wurde nichts verprasst.

So bracht er seine Lande bald wiederum empor,
Die Lehre Luthers zog er der alten Lehre vor,
Auch hat er unterschrieben Augsburgs Confession:
Der Name des Bekenners ward ihm darob zum Lohn.

Der Kirchen und der Schulen gedacht er spät und früh
Und sparte keine Arbeit und scheute keine Müh;
Er hat an allen Enden gesät des Guten Saat,
Wo Hülfe war von Nöten, da schritt er selbst zur That.

So hatt er einst vernommen, und zwar zu einer Zeit,
Wo ihm die Mannen fehlten zum sicheren Geleit,
Daß eine Zahl von Rittern an seinem Hofe wär,
Die wollten sich versuchen als Wegelagerer.

Nach Celle werde kommen noch heut ein Güterzug,
Den wollten überfallen sie ohne Recht und Fug,
Um Beute zu gewinnen vom Kaufmann mit Gewalt,
Wie in den frühern Zeiten, wo noch das Faustrecht galt.

Kaum hörte dieß der Herzog, so rüstet er sich schnell
Und stellt mit eingen Treuen sich auf an einer Stell,
An der vorüber mußte die lange Wagenreih,
Und als der Zug sich nahet, eilt schleunig er herbei.

Den Führern drauf erklärt er, warum an diesen Ort
Er selber sei gekommen zu ihrem Schutz und Hort.
Dann setzt auf einen Wagen er mit den Seinen sich
Und heißt die Fuhrleut fahren im Schritt bedächtiglich.

So kam man bald zur Stelle, allwo im dichten Wald
Die Wegelagrer lagen versteckt im Hinterhalt.
Die brechen aus dem Walde hervor jetzt wie der Blitz,
Doch kaum sind sie am Wagen, da hebt sich Ernst vom Sitz.

Und ob die Herrn sich haben auch noch so gut vermummt,
Der Herzog kennt sie alle; versteinert und verstummt
Vernehmen sie die Rede von dem gestrengen Herrn;
Wohl wünschten sich die Frevler hinweg in weite Fern.

Er nannte sie mit Namen und sprach mit ernstem Wort:
„Es ist der echte Ritter der Schwachen Schirm und Hort;
Er soll die Straßen schützen vor Strolch und Bösewicht:
Ihr hauset wie die Räuber, fürwahr, das duld ich nicht!

Herzog Ernst der Bekenner.

† 1546.

„Das Recht werd ich beschützen, Gott gab mir die Gewalt;
Es dringt mein scharfes Auge in jeden Hinterhalt;
Das nehmet euch zu Herzen, laßt es gesagt euch sein,
Sonst gilt es euer Leben, dießmal will ich verzeihn."

So Herzog Ernst; die Ritter sehn sich verwundert an,
Denn solche große Milde niemand begreifen kann.
Wohl diente dieß zur Warnung den Rittern allezeit:
In Zukunft waren sicher die Straßen weit und breit.

Nach Arnold von Weyhe.

Ernst der Bekenner und Dr. Luther.

Kennt ihr den frommen Helden im lüneburger Land,
Der sich zu Luthers Lehre mit freudgem Mut bekannt?
In aller Treuen Herzen lebt stets sein Name fort,
War Ernst doch, der Bekenner, des Welfenlandes Hort.

Er war dem Lande Vater, dem Glauben Schutz und Schild,
Von Lieb zu seinem Volke zeugt schon sein Wappenbild:
Ein brennend Licht, (wie leuchtet es unserm Vaterland!)
Aliis inserviendo consumor*) drunter stand.

Zu Torgau auf dem Schloße gab es der Freuden viel,
Es tönte durch die Säle Gesang und Saitenspiel,
Der Kurprinz Johann Friedrich ward heute hier getraut,
Es hieß Sophie von Cleve die jugendliche Braut.

Wohl zechen dort die Gäste in Freuden und in Lust,
Wohl strömen heitre Lieder aus ihrer frohen Brust;
Doch seht, Herr Ernst, der Herzog, steht abgesondert dort
Mit Doctor Martin Luther und spricht manch ernstes Wort.

Sie reden viel vom Glauben, wie er der Welt so leid,
Und wie so viele wandeln im Finstern weit und breit,
Wie noch so mancher Deutsche, im alten Wahne fest,
Trotz aller Lieb und Güte sich nicht bekehren läßt.

*) Zu deutsch: Ich verzehre mich im Dienste Anderer.

Da spricht der fromme Herzog: „Wie kanns wohl anders sein?
Es lieben unsre Deutschen zu sehr den guten Wein.
Ein guter Trunk erfreuet, 's ist wahr, des Menschen Herz,
Doch dieses wilde Schwärmen bringt uns nicht himmelwärts."

„Wie mag es doch wohl kommen, daß in dem deutschen Land
Nimmt jetzt das tolle Wesen so mächtig überhand?"
Darob entgegnet Luther die schlichten Worte: „„Nun,
Da ists an euch, ihr Fürsten und Herrn, dazu zu thun!""

„Ei wohl, mein lieber Doctor," darauf der Herzog spricht,
Und Scherz und frohe Laune verklärt sein Angesicht,
„Wir thuen freilich vieles dazu beim Wein und Bier,
Sonst wäre längst dieß Laster besiegt, das glaubet mir."

Nach Arnold von Weyhe.

Herzog Wilhelms Tod.

20. August 1592.

Es strahlt das Schloß zu Celle im lichten Sonnenschein,
Viel edle Ritter ziehen zu seinen Thoren ein;
Nicht geht es zum Bankete, zum frohen Becherklang,
Nein, drinnen ist es stille, man hört nicht Klang noch Sang.

Der Herzog liegt im Sterben, des Landes Schirm und Schild:
Wie friedlich seine Züge, wie blickt sein Auge mild!
An seinem Lager kniеet sein treues Ehgemahl,
Ringsum die sieben Söhne im Morgensonnenstrahl.

„O weint nicht, meine Lieben, ihr steht in Gottes Hand,
In seinen Schutz befehl ich euch und mein theures Land;
Ich sterbe froh und ruhig, dem Herrn sei Dank und Preis,
Da ich das Land in guten, in treuen Händen weiß."

Also der Herzog Wilhelm mit mildem, frommem Sinn;
Dann wendet er voll Rührung sich noch zur Herzogin:
„Dir war ich treu ergeben, ich liebte dich so sehr!
Ich bitt dich, Dorothee, o weine nun nicht mehr!

„Seht, wie so klar und milde die goldne Sonne scheint!
Drum heiter, meine Lieben, ihr habt genug geweint!
Laßt mich in Ruh und Frieden von dieser Erde gehn,
Wir werden uns im Himmel dereinstens wiedersehn.

„Noch Eins, ihr theuren Söhne! bleibt treu dem Gotteswort
In eurem ganzen Leben, der Herr sei euer Hort!
Liebt euch, wie Brüder lieben, in Treu und Einigkeit,
Dann werden eure Namen gepriesen weit und breit."

Kaum ist das Wort gesprochen, so blickt er himmelwärts,
Er lächelt stumm und milde, und stille steht sein Herz.
Da hielten seine Lieben vor Schmerz sich länger nicht,
Mit Küssen und mit Thränen bedeckend sein Gesicht.

Mit thränenschwerem Auge drauf Ernst, der ältste, spricht:
„Wir folgen deinem Worte, wir bleiben treu der Pflicht.
Wir wollen stets uns lieben, wir halten Gottes Wort,
Wir bleiben treu und einig, der Herr sei unser Hort!"

Da schließt Frau Dorothee sie an die Mutterbrust:
„Herr, laß mir meine Kinder, die meine einzge Lust!
Du hast in schwerem Leiden mein schwaches Herz erprobt,
Sei, Herr, mir fürder gnädig! Dein Name sei gelobt!"

Nach Arnold von Weyhe.

Herzog Georg von Calenberg.

1636—1641.

1.

Dort wo der Siber Fluten durch grüne Thäler gehn,
Sieht man ein Schloß gar stattlich auf hohem Berge stehn;
Von stolzer Höhe schaut es rings auf das blühnde Land,
Ein echter Sitz für Fürsten, Herzberg wird es genannt.

Schon hat des Frühlings Sonne Gefild und Wald entzückt,
Schon hat die Erde wieder mit Kränzen sich geschmückt,
Da zieht in Herzbergs Mauern ein Zug von Reitern ein,
Um in den grünen Wäldern der Jagd sich zu erfreun.

Der wolfenbüttler Erbe, Prinz Friedrich Ulrich, war
Der erste in der Reiter und Jägersleute Schaar.
Es schloßen sich zwei Vettern dem hohen Jüngling an:
Vom lüneburger Hause Georg und Prinz Johann.

Gar stattlich war zu schauen Georg, der Welfensohn,
Er glich an Wuchs und Schöne wohl seinem Schutzpatron;
Wie Sanct Georg, der Ritter, so prächtig und so hehr
Erglänzt im Stahlgewande Georg mit blanker Wehr.

Als nun die Prinzen nahten dem innern Hofe sich,
Erschien des Schloßes Amtmann; er bat demütiglich,
Es möchten leise schwingen die Herren sich vom Roß,
Denn eine kranke Dame befinde sich im Schloß.

„Sie ist," so sprach er weiter, „am Abende zuvor
Zu Wagen eingezogen in unsres Schloßes Thor;
Ein Unfall in der Nähe sie schwer betroffen hat:
Es brach im Siberfluße am Wagen ihr ein Rad.

„Die Dame aber drinnen den zarten Arm sich brach.
Als nun der Wagen plötzlich gestürzt im Waßer lag
Und rings der Siber Fluten sich wälzten wild dahin,
Da hielt sich schon verloren die edle Dulderin.

„Doch nahte rasche Hülfe: es kam von ungefähr
Ein Jagdzug noch spät Abends desselben Wegs daher.
Die braven Jägersleute, als sie den Unfall sahn,
Sie stiegen gleich ins Waßer, denn nirgends war ein Kahn.

„Schon dunkelts, doch die Wege der Mondschein ihnen zeigt,
Und so wird in dem Fluße der Wagen schnell erreicht.
In tiefer Ohnmacht liegend fand man die Dame hier,
Ein zartes Edelfräulein saß zagend neben ihr.

„Darauf nach unserm Schloße hat man sie hergebracht,
Nachdem der Wagen wieder zur Fahrt bereit gemacht.
Und, gnädger Herr, die Dame, die alles dieß betrifft,
Ist eure hohe Tante vom gandersheimer Stift."

Am Ende der Erzählung sich hier der Amtmann sah:
Darauf Georg: „Ihr Vettern vernahmt, was hier geschah;
Die Schwester meines Vaters hat man hierher gebracht,
Äbtissin Dorothee, krank, in vergangner Nacht.

„Drum müßt ihr mir verzeihen, ihr lieben Vettern beid,
Wenn statt verheißner Freude euch hier empfängt das Leid.
Trotzdem heiß ich willkommen euch hier in unserm Haus."
So sprechend eilt zur Pforte den Fürsten er voraus.

2.

Als man nun eingetreten zum hohen Ehrensaal,
Da nahte sich den Prinzen der Amtmann abermal;
Er neigte sich vor ihnen und sprach: „Mich sendet her
Zu euch die Frau Äbtissin, und so ist ihr Begehr:

„Ihr möchtet sie begrüßen, da sie sich wohler fühlt,
Es hat den Schmerz der Wunde ein sanfter Schlaf gekühlt;
Drum kommt, ihr edlen Herren, damit die hohe Frau
Euch, ihre theuren Vettern, mit eignen Augen schau."

Es folgen drauf die Prinzen dem Amtmann auf dem Fuß,
Um der erhabnen Herrin zu bieten ihren Gruß;
Sie nahen sich dem Lager, worauf sie leidend ruht,
Doch strahlt aus ihren Augen noch frischer Lebensmut.

Und als sie nun die Prinzen hat neben sich erblickt,
Da spricht sie sanft und milde: „Wie fühl ich mich beglückt,
Daß ich in Herzbergs Mauern, ich arme, schwache Frau,
Die jungen Welfenprinzen mir hier zur Seite schau!

„Ich grüße dich, mein Neffe, mein Friedrich Ulerich!
Wie oft hab auf den Armen ich einst getragen dich!
Jetzt bist du groß und kräftig, und ich bin alt und schwach,
Mir naht des Lebens Abend, dir strahlt der junge Tag.

Und ihr, vielliebe Vettern vom lüneburger Haus,
Lernt erst die Muhme kennen, da bald ihr Licht geht aus;
In Celle euch zu sehen, das gieng wohl nimmer an,
Denn meines Klosters Mauern verhinderten mich dran.

„In meiner Jugend, ehe dem Kloster ich geweiht,
Da war auch ich in Celle, 's war meine schönste Zeit!
Dort lebt ich mit den Euern im innigsten Verein:
Die Zeit ist längst verschwunden, ich stehe jetzt allein.

„Doch nein, nicht ganz verlaßen bin ich, es bleibet mir
Noch eine treue Freundin, dieß edle Fräulein hier;
Sie ist mir wert vor allen, so lieb und treu gesinnt,
Als wär ich ihre Mutter, und sie mein eigen Kind.

„Sie hat ihr ganzes Leben mir alten Frau geweiht,
Seit sie mir anvertrauet in frühster Jugendzeit;
Ihr Vater ist in Hessen ein biedrer Rittersmann,
Ihr Name, wollt ihrs wißen, ist Leonore Tann."

Also die edle Dame; ihr mildes Auge ruht
Auf Leonorens Zügen; es malt sich tiefe Glut
Auf deren Angesichte; mit demutsvollem Sinn
Schaut sie ob solchen Lobes bestürzt zur Erde hin.

Und wie Georg, der Jüngling, die holde Maid erblickt,
Ist er im tiefsten Herzen von ihrem Reiz entzückt.
Die, denkt er, oder keine, soll einst mein eigen sein!
Wie süß wärs, Leonore, das Leben dir zu weihn!

Von der Äbtissin Lippen fließt noch manch freundlich Wort,
Es ruft die späte Stunde die Prinzen endlich fort.
Da sucht Georg sein Lager, sein Herz vor Wonne bebt,
Und süß in seinen Träumen ihr Bildnis ihn umschwebt.

3.

Als wiederum die Sonne erglänzt von Himmels Höhn,
Sieht man Georg im Garten des alten Schlosses stehn.
Wo sich die hohe Mauer ins Thal hinunter zieht,
Schaut er zum Fluße nieder, sein Aug vor Wonne glüht.

Denn neben ihm zur Seite die holde Jungfrau steht,
Er spricht zu ihr: „O sehet, mein theures Fräulein, seht,
Wie dort die Siber fließet, so silberhell und rein!
Mir dünket diese Gegend ein Paradies zu sein.

„Wie lebt ich hier so gerne, von allem Glanze fern,
Wenn mir Gewährung strahlte der Liebe heller Stern!
Hier muß ich es bekennen, was mir am Herzen liegt:
Ihr seid es, Leonore, ihr habt mein Herz besiegt!

„Bis jetzt war von mir ferne der Liebe süßer Schmerz,
Ihr habt mich überwunden, nur euch gehört mein Herz;
Nach Thron und Reich zu streben, dünkt nichtig mir und klein,
Für euch nur will ich leben, nur euch mich gänzlich weihn.

„Was mir die Welt kann bieten, ich acht es jetzt für Tand!
O sagt mir, Leonore, darf ich um eure Hand
Bei eurem Vater werben? o sprecht es aus, das Wort,
Und morgen trägt mein Renner mich schon nach Hessen fort."

Schon will die Jungfrau öffnen den rosenroten Mund,
Zu thun dem Heldenjüngling auch ihre Liebe kund,
Da naht ein rascher Bote sich dem verliebten Paar,
Vom scharfen Ritte wallet ihm noch das Lockenhaar.

Er spricht: „Mein gnädger Herzog, ihr wollet mir verzeihn,
Daß ich euch also störe, doch kanns nicht anders sein.
Ich komm vom celler Schloße in Einem Trabe her,
Und was ich hab zu melden, ist keine Freudenmär.

„In Trauer ist versenket das lüneburger Land,
Zerrißen ist ein heilig, ein enggeknüpftes Band:
Er ist dahin geschieden, der uns als Herr gebot,
Der Bruder euer Gnaden, der Herzog Ernst, ist tot!"

Der Bote sprichts. Aufseufzet Georg im tiefsten Schmerz:
„So bist du mir gestorben, du treues Bruderherz!
Du, der du für uns alle nahmst wahr das Herrscheramt,
Bist tot, du, der als Vater beschützt uns allesammt!

„Und ihr, Eleonore, ich bitt euch, zürnt mir nicht,
Wenn ich euch jetzt verlaße: mich ruft die höhre Pflicht.
Doch was auch immer künftig uns bringen mag die Zeit:
Euch bleibet meine Liebe, euch bleibt mein Herz geweiht.

4.

Habt ihr es nicht vernommen, das Lob der Einigkeit,
Das Lob der Lieb und Treue, die alle Welt erfreut,
Wie Herzog Wilhelms Söhne sich liebten brüderlich,
Wie sie das Land regierten, als Herzog Ernst verblich?

Bis nach Constantinopel ertönt die Wundermär,
Es staunte Sultan Achmed ob solcher Liebe sehr;
„Man sollte," rief er freudig, „zu diesen Brüdern gehn,
Um solche treue Liebe und Einigkeit zu sehn!"

Dort auf dem Schloß zu Celle — o seltenes Gewächs! —
Regierten eines Sinnes zusammen alle sechs.
An einem Tisch sie saßen und tranken einen Wein,
Von einem Brot sie aßen im trautesten Verein.

Nie trübte Zwist und Hader den brüderlichen Bund,
Nie waren sie entfremdet sich auch nur eine Stund;
Auch kamen sie aus Liebe zum Lande überein:
Nur einer von den Sechsen sollt eine Fürstin frein.

Und sechs metallne Kugeln wirft nun des Kanzlers Hand
In einen Helm zum Loosen, verhüllt bis an den Rand;
Fünf Kugeln sind von Silber, die sechste war von Gold,
Zu sehn, wem vor den Andern das Glück sei treu und hold.

Doch finster blickt Herr August und rollt die düstren Braun,
Mit Angst und banger Sorge auf ihn die Brüder schaun;
„Ich werde niemals loosen, ich gab mein Fürstenwort
Der holden Ilse Schmidgen." Er sprachs und stürzte fort.

Da warf sich plötzlich bebend Johann in seinen Arm,
Der jüngste von den Brüdern, und sprach so liebewarm:
„O lieber August, bleibe! Das Glück ist wohl dir hold!
Du wirst ja doch nicht ziehen das Kügelchen von Gold."

Und auf das Wort des Bruders zieht August auch sein Loos:
Von Silber ist die Kugel; da in des Helmes Schooß
Greift auch Georg, der kühne: die Kugel ist von Gold;
„Mein Gott!" ruft er bestürzet, „der Herr hat es gewollt!"

Herzog Georg.

† 1641.

„Leb wohl, Eleonore! — Ich gab mein Fürstenwort!"
Dann stürzt wie in Verzweiflung er durch die Thüre fort.
Da aber ihm entgegen ein Edelknabe tritt,
Er beugt sich vor dem Herzog, noch warm vom scharfen Ritt.

„Es wünscht euch Heil und Frieden die Frau von Gandersheim,
Sie sendet euch dieß Schreiben." Was mag der Inhalt sein?
Noch hat vom ersten Schrecken Georg sich nicht gefaßt,
Doch schnell erbricht den Brief er und liest in wilder Hast:

„Ich sende Euer Liebden das Conterfei der Braut,
Die Euch, mein werter Vetter, werd baldigst angetraut.
Leonore, Darmstadts Tochter: ich weiß, daß Ihr sie kennt,
Doch auch, daß Ihr sie schwerlich beim rechten Namen nennt."

Er öffnet schnell die Kapsel, er sieht ein holdes Bild:
O ja, er kennt die Jungfrau so edel, zart und mild!
Wohl eine Freudenzähre ihm aus dem Auge rann,
Und freudig dankend rief er: „Eleonore Tann!"

Nach Arnold von Weyhe.

Das Gastmahl zu Hildesheim.

Es saßen kühner Männer vier
Zu Hildesheim im Saale;
Sie tranken Meth und Malvasier
Und hielten Rat beim Mahle.

Da schlich ein wälscher Mönch umher,
Er schlich wohl um die Kannen;
Da ward den Herrn das Haupt so schwer:
„Ach wären wir von dannen!"

Sie stiegen auf, sie ritten fort,
Ein Jeder in das Seine;
Sie hatten alle vier den Mord
Getrunken in dem Weine.

Dem Ersten fährt der Odem aus
Zu Bückeburg im Schloße;
Von Schaumburgs altem Grafenhaus
War er der letzte Sproße.

Der Zweit war Landgraf Christian,
Ein biedrer Fürst von Hessen;
Es war um ihn gar bald gethan,
Den Sarg mußt man ihm meßen.

Graf Baner dann, der Schwedenheld,
Der fiel in Wut und Rasen;
Bis Wismar ritt er übers Feld,
Liegt dort im grünen Rasen.

Herzog Georg der Vierte war,
Vom Ehrenstamm der Welfen;
Er siechte bis ins andre Jahr,
Kein Meister konnt ihm helfen.

Ach, um den Vierten ists mir leid,
Sein klag ich über allen!
Welch hohe Heldenherrlichkeit
Ist mit ihm hingefallen!

Herzog Georg — ach daß du je
Gen Hildesheim geritten!
Von wälschem Gift in bittrem Weh
Hast du den Tod erlitten.

Zu all den Vätern giengst du heim,
An Blüt und Frucht verkürzet!
Das that das Mahl zu Hildesheim:
Weh dem, der es gewürzet!

Nach Victor von Strauß.

Kurfürst Ernst August.

1679—1688.

Es ward ein Prinz geboren auf Herzbergs hohem Schloß,
Der hohen Ahnen würdig, ein echter Welfensproß,
Des Vaters größte Freude, der Mutter höchste Lust,
Geliebt von all den Seinen: der Prinz hieß Ernst August.

Und als der holde Knabe kaum zählt das zwölfte Jahr,
Da lag Georg, sein Vater, schon auf der Totenbahr;
Drum schloß er sich mit Liebe an Georg Wilhelm an,
Den zweiten seiner Brüder, der Knabe an den Mann.

Und diese treue Liebe hielt Stand für alle Zeit,
Es hat der eine Bruder dem andern sich geweiht;
An Wilhelms Hof Augustus auch seine Heimat fand,
Als er nach längren Reisen heimkam ins Vaterland.

Der Eine an dem Andern mit treuem Herzen hieng,
Und seht, wie weit die Liebe, die Bruderliebe, gieng!
Die hohe Braut Sophie, die er sich selbst erwählt,
Hat willig Georg Wilhelm dem Ernst August vermählt.

Das edle Blut der Stuart in ihren Adern rann,
Elisabeth von England, die ihr den Thron gewann,
War Mutter ihr, doch Vater der pfälzer Friederich,
Den einst die böhmschen Stände zum König wählten sich.

Als nun Sophie gereichet Herrn Ernst August die Hand,
Sie in Hannovers Schloße die zweite Heimat fand;
Denn Herzog Georg Wilhelm mit brüderlichem Sinn
Den heimischen Herd bereitet der jungen Herzogin.

Doch lange sollt nicht weilen bei ihm das hohe Paar,
Denn kaum war hingeschwunden im Flug das zweite Jahr,
So traf Herrn Ernst Augustus auch schon ein neues Glück:
Er ward lutherscher Bischof des Stiftes Osnabrück.

Im lüneburger Lande herrscht Christian Ludewig,
Der ältste der vier Brüder; als dieser nun verblich,
Trat Herzog Georg Wilhelm dafür Hannover ab,
Das er dem dritten Bruder, Herrn Johann Friedrich, gab.

Doch weil vor allen andern ihm Ernst Augustus wert,
Hat er die Grafschaft Diepholz dem Bischof noch verehrt,
Die einst der Herzog Wilhelm erwarb nach gutem Recht,
Als mit dem Grafen Friedrich erloschen sein Geschlecht.

So lebte nun der Bischof des Stiftes Osnabrück
Auf Iburgs hohem Schloße still dem Familienglück,
Bis plötzlich ihn gerufen des deutschen Kaisers Wort
Von seiner Gattin Seite zum blutgen Kampfe fort.

Es hatte Frankreichs Ludwig, der Vierzehnte genannt,
Mit Kriege überzogen das deutsche Vaterland.
Wohl waren seinem Herrscher, dem Kaiser Leopold,
Vor allen andern Fürsten die edlen Welfen hold.

Drum, als er rief zum Kampfe, da blieben nicht zurück
Der Herzog Georg Wilhelm, noch der von Osnabrück;
Des niedersächsischen Kreises Hülfsvölker an der Saar
Befehligte persönlich das Dioscurenpaar.

Und bei der conzer Brücke, vom alten Trier nicht weit,
Erhub im heißen Sommer sich ein gar heißer Streit.
Dort kämpfte mit dem Heere des Kaisers treu vereint
Das Welfenpaar und stürzte begeistert auf den Feind.

Dort kämpft, ein junger Löwe, Prinz Georg Ludewig,
Der in den ersten Reihen vor keinem Feinde wich;
Wie Ernst August, sein Vater, nicht scheut er die Gefahr:
Es zählt der Heldenknabe erst eben vierzehn Jahr.

Die heißeste der Schlachten war das im ganzen Krieg,
Man dankte beiden Welfen den heiß errungnen Sieg;
Sechstausend der Franzosen man hier zu Boden schlug,
Wohl gab es viel Gefangne und Beute auch genug.

Und Ernst August der Gattin die Freude nicht verschwieg,
Noch auf dem Schlachtfeld meldet Sophien er den Sieg.
„Wir haben," schrieb er freudig in seinem Kriegeszelt,
„Durch Tapferkeit errungen den schönsten Sieg der Welt.

„Es haben unsre Leute fast Wunder heut gethan;
Noch niemals meine Augen solch tapfres Streiten sahn!
Dem Regiment von Uffeln das höchste Lob gebührt,
Es hat den guten Ausgang allein herbeigeführt.

„Doch was am allermeisten mich heute hat erfreut,
Ist, daß Prinz Georg Ludwig so wacker war im Streit;
Durch ihn ich wahrlich heute ein stolzer Vater bin:
Nicht wich mir von der Seite dein theurer Benjamin.

„Mit ungestümem Mute stürmt auf den Feind er an,
Der vierzehnjährge Knabe; er kämpfte wie ein Mann.
Was ich von ihm kann sagen zu seinem schönsten Lohn,
Ist dieß, daß seiner Mutter ist würdig unser Sohn."

So war der Sieg erstritten zu Deutschlands höchster Ehr,
Es wog dabei die Tugend der tapfren Welfen schwer.
Wohl fühlte dieß der Kaiser in tiefer Dankbarkeit,
Daß sie die Ersten waren in diesem blutgen Streit.

Und später auch der Kaiser noch oft bereit sie fand,
Als der Osmannen Schaaren bedroheten das Land;
Da sah man Welfenfürsten ihm froh zu Hülfe ziehn,
Da kämpfte Georg Ludwig vor dem bedrängten Wien.

Kurfürst Ernst August.

† 1698.

In Ungarn auch der Tapfre mit stritt zu Östreichs Heil,
Ihm wurde bei Neuhäusel des Sieges Ehr zu Theil;
Die Türken müßen fliehen, wo sich der Welfe zeigt,
Wohl war darum der Kaiser dem Welfenhaus geneigt.

Was alles er ihm dankte, war er sich wohl bewußt:
Es war sein treuster Helfer der Herzog Ernst August.
So that fürwahr der Kaiser, was recht und billig nur,
Als er dem Welfenhause gab Deutschlands neunte Kur.

Als man die neue Ehre dem alten Stamme bot,
Regierte zu Hannover, nach Johann Friedrichs Tod,
Zum Segen seines Landes, des Volkes höchste Lust,
Hannovers erster Kurfürst, der große Ernst August.

Nach Arnold von Weyhe.

Die Schlacht bei Ensisheim.

Am 2. October 1674.

Die Helden von dem Welfenstamm
Sind noch von deutscher Art;
Der Adler, der das wohl vernahm,
Hat sich damit gepaart.
Er sucht und fand ein Löwenherz
Und Pferdes Hurtigkeit;
Es ist kein Kinderspiel und Scherz,
Beginnen sie den Streit.

Turenne hats erfahren wohl
In ensisheimer Schlacht;
Wär es gegangen, wie es soll,
Das Ding wär ausgemacht.
Nur weil der lünebürger Held
Nicht selber war dabei,
Auch der Succurs nicht wollt ins Feld,
Blieb jeder an der Reih.

Es hat doch Niedersachsens Kraft
Und tapfrer Helden Faust
Den Franzen viel zu thun geschafft
Und dergestalt gehaust,
Daß wohl fünftausend von dem Feind
Erschlagen sind und mehr,
Die man in Frankreich gern beweint',
Wenns nicht verboten wär.

Es war ein blutiges Gefecht,
Ein harter Kampf und Streit;
Es blieb da mancher gute Knecht
Und Held zu beider Seit.
Es fielen nieder Roß und Mann
Von des Geschützes Macht,
Und mußte mancher Kopf daran,
Der es wohl nicht gedacht.

Die Herren mit dem weißen Pferd
Auf Gott verließen sich;
Sie brauchten auch das bloße Schwert
Gar wohl und ritterlich.
Ihr Kriegesvolk zu Roß und Fuß
Focht Herz- und Mutes voll;
Der Feind es selbst gestehen muß,
Der Ruhm wohl bleiben soll.

Durch deutsche Stärk und Tapferkeit
Nächst Gottes Hülf und Heil
Dem Franzmann fiel zu schwer der Streit,
Er nahm die Flucht in Eil,
Verlief Bagage und Geschütz,
Auch Gut und Proviant.
Den Deutschen kam es wohl zu nütz,
Als sie ihn übermannt.

Volkslied aus dem 17. Jahrhundert.

Die Schlacht bei Trier.

Am 1. August 1675.

Nach der Weise: Henneke knecht, wat wultu dôn?

Duc Crequi, hör, wat wultu dôn?
Wultu erwarben dat grote Lôn?
En gôt Franzose bliben?
So mostu hen na Trier gân,
De Dütschen dâr weg driben.

De Franzmann sprak en trotzig Wôrt:
„Den Dütschen wil ik jagen fôrt!
Canaille, ik wil dik faten!
Och sätestu bîm Grüttepot,
Et möchte dik wol baten.“

De Dütschen sän: „„Bistu so dul
Un kumst, wi slât de Hût di vul,
Du schast den Henger krigen!
Du sechst van Knallien? teuf du man!
Dîn Mûl schal balle swigen!““

„„Kum an, wi gât fluks up dik lôs,
Un wen du wörst de swarte Dros,
Wi will dik so tokilen,
Dat 't Blôd dik duller lopen schal,
As stäken dik de Ilen.““

De Franzmann wul dâr nich herût,
Bet he möst spelen um de Brût,
Um 't Brôt, dat kam to Water;
De Dütschen wulln et nemen weg,
Do brumt he as en Kater.

Duc Crequi sprak: „Mik wunnert man,
Dat se wilt vör Soldaten stân
Un up üsk Kerels luren!
Man hört an ören Wörden wol:
Et sint Hâgpurien-Buren.“

4. hen na Trier gân: Duc (Herzog) Crequi eilte aus Flandern herbei, um die von den Alliirten belagerte Stadt Trier zu entsetzen. 9. „Ach säßest du beim Grützetopf,“ dieser Ausruf, welcher dem französischen Marschall in den Mund gelegt wird, weist auf die lüneburger Heide hin als die Geburtsstätte dieses Volksliedes, wennschon dasselbe in der vorliegenden Form einen durchaus calenbergschen Typus trägt. 10. baten, helfen, nützen. 11. sän, sagten. 13. Henger, Henker. 14. sechst, sagst; Knallien, Canaillen. (Vers 8.) teuf du man, warte du nur. 17. Dros, Bezeichnung des Teufels. 18. tokilen, zerkeilen. 20. Ilen, Egel, Blutegel. 23. Die Deutschen suchten die Zufuhr wegzufangen, welche zu Waßer kam. 30. Hâgpurien, Hagebutten. Die Hagebutte ist noch jetzt ein gebräuchliches Bild der Weichlichkeit.

Drup gingen se in Grul to hôp,
De en sä: stah! de anner: lôp!
De Kerels sik toschlögen
Vêl duller, ase wen se sik
Hârtögen in den Krögen.

De Dütschen stünnen as en Pâl
Un schlögen wol twe- un dremal
In ene Stä. Den Hanen,
De sik dat nich vermoen wörn,
Begun dârbi to schwanen.

En jeder kehrd um sine Zôr
Un wul van Harten gern gân dôr;
Man öm sat in den Hacken
De Dütsch, un blauer Bonen vêl
Gaf he öm in den Nacken.

Se legen dâr hêl hopenwîs,
Ör Gôt de Dütschen makden prîs
Un nemen vêl gefangen;
Wîl se so rowet un brennet heft,
Schöln se van Rechte hangen.

Dem leven Got si hiervor Lof,
He make de fortan to Stof,
De Orsak heben geben
To düssen Krîg, in welkem is
Manch Moderkint gebleben.

Volkslied aus dem 17. Jahrhundert.

33. toschlögen, zerschlugen. 35. An den Haaren ziehn in den Krügen. 38. Stä, Stelle. Hanen (Galli) ist von den Franzosen zu verstehn. 40. schwanen, ohnmächtig werden. 41. Zôr? jedenfalls Bezeichnung einer Waffe. 46. hêl, heil, ganz, schier. 47. Ör Gôt ist als Accusativ zu fassen: Ihr (der Franzosen) Gut machten die Deutschen preis, d. h. erbeuteten es. 52. Stof, Staub. 55. Moderkint, Mutterkind.

Auf den Tod der Kurfürstin Sophie.

Die sich schon auf der Welt geschwungen himmelan,
Gott ohne Falsch geliebt, dem Nächsten Guts gethan;
Im Unglück nicht verzagt, im Glück sich nicht erhoben,
Und alles angesehn, als ob es käm von oben;

Die mit der Hoheit Glanz die Demut vergesellt,
Verstand und Tugend sich als Richtschnur vorgestellt,
Die tapfre Söhne hat fürs Vaterland geboren
Und für dasselbe theils mit Freuden sie verloren;

Die ihr schon hohes Haus noch herrlicher gemacht
Und über Moses Wort der Jahre Zahl gebracht:
Die kann, wenn Gott befiehlt, ohn alles Vorbereiten,
Beherzt, Sophien gleich, zum beßren Leben schreiten.

H. A. Eckhart.

Kurfürstin Sophie.

† 1714.

Leibniz und der Rosenkranz.

Leibniz, der Deutschen großer Philosoph,
Der größte wohl der europäischen Geister,
Verehrt wie keiner an der Welfen Hof,

Wo ihm zu Füßen saß als ihrem Meister
Sophie, Hannovers erste Kurfürstin,
Ihm, der mit mächtger Geisteskraft und dreister,

Erhabner Zuversicht und hohem Sinn,
Wie sie in seltnen, starken Seelen wohnen,
Der Menschheit so zum Ruhm wie zum Gewinn

Nachforschte, wie er alle Nationen
Verknüpfte zu des ewgen Friedens Schluß
Durch Eingung sämmtlicher Religionen:

Leibniz saß einstmals mit Thomasius,
Wolf, Franke, Händel, Puffendorf am Abend
Vereint bei edlen Rebensafts Genuß.

Doch höher am Gespräche sich erlabend
Von Angelegenheiten vielgelahrt,
Kein Einziger sein Pfund in sich vergrabend,

Geriethen sie auf Dinge mindrer Art,
Auf ihres eignen Lebens Abenteuer.
Leibniz vor allen hatte manche Fahrt

Ins Ausland unternommen, und erst heuer
Von Hamburg kehrte Händel just zurück.
„Dort, sprach er, hätt ich fast bezahlt zu theuer

„Mein Oratorien- und Opernglück.
Denn als ich Nachts einst heimgieng vom Theater,
Wär ich beinahe durch Banditenstück

„Erdolcht von einem Neidhardt von Confrater.
Der Stoß ward kunstgerecht geführt und fuhr
Nach Brust und Herz; doch mein himmlischer Vater

„Nebst meiner steifen Opernpartitur
Vereitelt ihn; die trug ich unterm Kittel.
Schand hatt und Schaden jener Bube nur;

„Denn derb hat ihn der dornge Knotenknittel
In meiner Hand durchbläut mit schwerer Wucht.
Kein Held war er! Als Lebensrettungsmittel

„Ergriff er schleunigst memmenhaft die Flucht." —
„„Wie wunderbar war Gott doch dein Bewahrer!""
Rief Franke aus und setzt hinzu: „„Verrucht!""

„„Ein Deutscher thats, o Schand! es war ein wahrer
Italienerschurk!"" — „Italia
Bracht mich einst in Gefahr, noch wunderbarer

„Errettete mich Gott," sprach Leibniz da.
„„Wie das?"" So riefen alle neubegierig,
Und Leibniz sprach: „Ich fuhr nach Mezzola

„Auf adriatschem Meer. Erst schien langwierig
Die Fahrt, denn widrig war des Windes Saus;
Doch bald bedenklich wurde sie und schwierig.

„Hoch gieng das Meer, es wuchs des Sturms Gebraus.
Ich bin nicht furchtsam, — nicht aus Selbstlob red ich —
Doch überlief mich nicht geringer Graus,

„Als jetzo in der Mundart von Venedig,
Die mir bekannt, die Schiffer ich vernahm:
Wenn wir doch jenes Ketzers wären ledig!

„Nicht ehr wird Sturm und Woge wieder zahm!
Der Himmel zürnt uns! Sein wir nicht zu gütig!
Was zögern wir? Herab mit ihm vom Prahm!

„So sprachen sie, mich meinend, ganz kaltblütig.
Arions dacht ich, jenes Leiermanns.
Der war ich nicht, doch stellt ich mich gleichmütig.

„Wer kann mir helfen? dacht ich, Gott nur kanns!
Und wen, wen machte Gott mir da zum Retter?
Mir Protestanten? Einen Rosenkranz!

„Denn eh erstiegen ich des Schiffes Bretter,
Lag ich im Hafen still, geraume Zeit,
Kein Lüftchen weht, und gleich blieb sich das Wetter.

„Da gab mir Gott indes Gelegenheit
Zu froher That. Zwei Leutchen, die geschmachtet
Schon lange, wandelt ich in Lust ihr Leid.

„O — sprach die Braut — der ihr uns glücklich machtet,
Wir wurden ohn euch nie vielleicht ein Paar!
Nehmt dieß zum Angedenken und verachtet

„Nicht mein Geschenk! Es schützt euch in Gefahr. —
So sprach sie, ihren Rosenkranz mir gebend.
Wohl ahnt ichs nicht, doch ward ihr Wort jetzt wahr.

„Denn ihn ergreifend und empor ihn hebend
Und betend traf der Mörder Herz ich. Scheu
Sahn sie mich an, erstaunend und erbebend.

„Und dreister, lauter betet ich aufs neu.
Der Sturm ließ mählich nach, und endlich schwieg er.
Sieh, da ergriff die Schiffer tiefe Reu,

„Und vor mir nieder sanken diese Tiger.
So ward bezwungen dieser wilde Hauf,
Das Dankgeschenk des Mädchens ward ihr Sieger.

„Sorgfältig heb ich ihren Kranz mir auf.“ —
Und Leibnitz schwieg. — „„Wie grausenhaft anschaulich!““
Brach Wolf das Schweigen. Franke sagte drauf:

„Und wie zuletzt so rührend, so erbaulich!"
Von Thränen war die Wimper ihm bethaut. —
Und weiter sprachen dann die Freunde traulich.

Da wurden Tön im Nebenzimmer laut,
Es rauscht in Klängen, immer stärkern, wildern.
„„'s ist Händel! — sagte Puffendorf — vertraut

„„Mir, die Erzählung griff ihn an, und schildern
Muß er den Sturm des Meers nach seiner Weis.
Drum lief er weg."" Und Franke drauf: „In mildern

„Tongängen klingt es nun schon fromm und leis:
Anflehn die Schiffer den vermeinten Ketzer.
Leibnizens wunderbare Meeresreis,

„Im Klang erzählt sie uns der Töne Setzer.
Mit Luther sei die Tonkunst hochgepreist!
Tonkünstler sind die wahren Seelergetzer!"

Und feierlich sprach Leibniz: „„Auch erweist
Musik sich als das Bild des Menschenlebens,
Bild edler Unruh; denn der Mensch ist Geist,

„„Doch Geist des Stillstands nicht, nein ewgen Strebens.
Auf, klingt und trinkt und sprecht: Wir zagen nicht!
Gott ist mit uns, wir streben nicht vergebens.

„„Reicht mir die Händ, ihr Freund: Aus Nacht zum Licht!""

Nach Karl Ludwig Kannegießer.

Georg I. (Ludwig).

1698—1727.

Leben und Thaten Georgs I.

Der Waffen rauher Klang dringt zu Georgens Ohr,
Und Pallas stellt sich ihm mit solchen Worten vor:
„Sieh, Prinz, den Schauplatz an: jetzt sind bequeme Zeiten,
Den angestammten Mut in Thaten auszubreiten.
Man kennet in der Welt der großen Ahnen Ruhm:
Ist nicht die Tapferkeit der Welfen Eigentum?
Dein Vater — welch ein Held, dem alle Ehrennamen
Bisher mit größtem Recht zu seinen Titeln kamen! —
Ficht für sein Vaterland. Schau seine Lorbeern an,
Sieh, was er täglich thut, hör, was er schon gethan,
Und rechne, was er noch für Hülfe werde leisten,
So lang noch Blut und Kraft in seinen Heldenfäusten."

Kaum war das ausgesagt, so nimmt Georg den Degen
Und eilt dem Vater nach und seinem Feind entgegen.
Er trifft das deutsche Heer im Blutvergießen an,
Da man kaum beiderseits die Leichen zählen kann.
Doch bringt Georgens Geist dem Volke neue Kräfte,
Man treibt mit vollem Ernst das wichtige Geschäfte;
Es folgte Sturm auf Sturm, der Kampf war heiß und lang,
Und den Belagerten macht jede Stunde bang,
Bis sie von Thurm und Wall ein kommend Heer erblicken,
Das ihnen Crequi sucht zur Rettung zuzuschicken.
Allein der Welfen Brust steht festen Mauern gleich,
Und vor der Franken Meng kein einzig Herz wird weich.
So gieng der Lärmen an, man stößt in die Trompeten,
Der Stücke Donner muß viel Schreckensworte reden;

Man schießt und sticht und haut, es schallet rings die Luft,
Da hier ein Fallender und dort ein Sieger ruft.
Allein so tapfer auch die Franken widerstreben,
Muß Crequi endlich doch bestürzt gewonnen geben
Und eilet in die Flucht. Es war das erste Mal,
Daß sich in Feindes Blut getaucht Georgens Stahl.
— — — — — — — — —

„Wohlan, wer Vaterland, wer seine Freiheit liebt,
Wer seinen Kopf nicht gern den Türkensäbeln giebt,
Der helfe unsrer Not und greife zum Gewehre
Und sende tapfres Volk zum kaiserlichen Heere!"
So sagte Leopold und zeugte, daß die Welt
Die Patrioten doch im Angedenken hält.
Es schloß sich niemand aus. Zwei große Welfenbrüder
Sind sonderlich bereit; von denen schickt ein jeder
Fünf tausend Männer hin. Der auserlesne Kern
Vom tapfern Welfenvolk erfordert einen Stern,
Der sie gesichert führt. Dieß Loos trifft nun Georgen.
Es bricht der Schlachttag an. O angenehmer Morgen!
Der Janitschaaren Grimm, der erst so trotzig thut,
Erstickte bald darauf im Strom vom eignen Blut.
Hier ward kein Christenschwert vergeblich ausgezogen.
Inzwischen war Georg rund um sein Heer geflogen.
Er ruft, und jedes Wort bringt Mut und Kraft mit sich:
„Auf, tapfre Welfen, auf, und streitet ritterlich!
Nun ist der Bluthund da, der uns den heilgen Glauben,
Die Freiheit und den Hals und alles sucht zu rauben.
Getrost, und werft das Joch von euren Brüdern ab!
Stürzt die Barbaren hin in ihr verdientes Grab!
Gedenket an das Blut so viel erwürgter Brüder
Und straft mit eurem Schwert die tollen Mörder wieder.
Ein Lüneburger denkt an Flucht und Schande nicht.
Gesetzt, wir sähen heut zum letzten Mal das Licht:
Ist wohl was herrlicher, als durch ein ehrlich Sterben
Im Himmel selig sein, auf Erden Ruhm erwerben?
Getrost, Gott giebt den Sieg!" So sprach er, und der Feind,
Der in den Händen schon den Sieg zu haben meint,

Ward von Georgens Blitz im Herzen recht durchschnitten:
Georg war überall, am Haupte, in der Mitten,
Und wo mans kaum gemeint. Kein Saracenenschwert,
Kein Pfeil und kein Geschütz, kein mutig Türkenpferd
Hält seine Flammen auf. Man sahe volle Schaaren
Mit einem Sturm von Blei auf seinen Panzer fahren;
Doch war die Furcht verbannt, der Schluß war eisenfest:
Er steht, so lange nicht ihn alles Blut verläßt.
Er schoß den Pfeil zurück, den ihm der Feind gespitzet,
Mit der Barbaren Hirn ward sein Gewand bespritzet,
Vermengt mit eignem Blut. Die Welfen sahen das
Und streckten ihren Feind zu Hunderten ins Gras.
Sie schaun, wie sich getrost Georg aufs neu erhebet,
Und was er thut, hat sie mit neuer Kraft belebet.
Hierüber wird die Wut der Türken matt und stumpf,
Die Frösche hüpfen fort und suchen ihren Sumpf.
Georg eilt ihnen nach, jetzt faßt er sie im Rücken
Und haut noch im Morast viel Türkenköpf in Stücken.
Wie die in Löchern auch kein Retten vor sich sehn,
So laßen sie bestürzt Geschütz und Lager stehn.
Da hat das Christenheer viel Kostbares gefunden.
Georgens edles Haupt ward förderſamst umwunden
Mit einer Ehrenkron. Der Sieger kommt zurück
Und zeigt Neuhäusel auch das schöne Meisterstück.
Das siehet und erschrickt und folgt den starken Worten
Und öffnet zitternd ihm mit Demut seine Pforten.
Der Kaiser Leopold, der von Georg gehört,
Hat ihm ein kostbar Schwert zu fernerm Sieg verehrt.

Allein da er es kaum den hohen Eltern zeiget,
Ruft der geplagte Rhein, von Frankreichs Zorn gebeuget,
Dem Helden abermal. Georg eilt schnell herbei
Und stillet ungesäumt das laute Notgeschrei.
Dann hat der Welfenprinz nebst seinen Kampfgenoßen
Das altberühmte Mainz mit ganzer Macht umschloßen,
So Frankreichs Feßeln trug. Das wohlverwahrte Bonn
Befreit darauf Georg und jagt den Hahn davon.

Der Thaten sind zu viel, die soll ein Andrer melden,
Der beßer schreiben kann. Wir schauen unsern Helden,
Was seine Welfenfaust im neuen Krieg gethan,
Da Ludwigs Übermut nicht ruhig herrschen kann.

Am frisch bestürzten Rhein erbebt das Volk vor Jammer
Und weicht vor Herzeleid in seine Betekammer.
Es fehlt an Rat und That und endlich gar an Mut;
Man sieht den Sturm voraus, es rauscht heran die Flut
Und droht den armen Rest auf einmal wegzuspülen:
Wo sind sie, die dem Feind sonst in die Arme fielen?
Drum weicht der grüne Rhein aus seinem Ufer fort,
Kommt nach Hannover hin und bringt sein flehend Wort
In kläglicher Gestalt dem tapferen Georgen,
Der soll doch noch einmal für Trost und Rettung sorgen:
„Hör, großer Kurfürst, hör! Du bists, der nie verlor,
Den Gott zu meinem Heil schon ehemals erkor.
Du weißt, wie Donau, Maas und Mosel nebst mir danken,
Du hilfest unsrer Not, du stärkest, wenn wir wanken.
Nun, Herr, mein armer Strom wird abermal betrübt;
Es braust ein harter Sturm; was sonst noch Anmut giebt,
Hat schwarzer Wolken Pech mir gänzlich zugedecket
Und läßt kein ander Licht, als das mit Blitzen schrecket.
Der Himmel kracht und fällt, und alles, alles droht,
Und hilfst du heute nicht, so bin ich morgen tot.
O reiße noch einmal das Schwert aus seiner Scheide
Und hilf und tröste mich im größten Herzeleide.
Zertreibe das Gewölk und schau mit Macht darein:
Durch dich, ich hoffe es, wird mir geholfen sein."
Das Reich sammt seinem Haupt begleitet solches Bitten,
Drum nimmt Georg das Schwert und eilt mit raschen Schritten
An den bedrängten Fluß. Der Winde Brausen schweigt,
Es jubelt laut der Rhein, daß sich ein Retter zeigt.
— — — — — — — — —

Auch wollte ihm das Reich nun völlig ausbezahlen
Den langverdienten Lohn, den ihm zu manchen Malen
Der Neid noch vorenthielt. Wo in dem hohen Rat
Des deutschen Kaiserreichs ein Kurfürst Stelle hat,

Da tritt Georg nun hin, den übrigen zur Seiten,
Das Erzschatzmeisteramt als Kurfürst zu bekleiden.
Der Held half überall. Doch hat sein treues Land
Sein allzeit muntres Aug nur allzuwohl erkannt.
Es stellt der theure Fürst so Recht als Freiheit feste
Und suchet überall mit großem Ernst das Beste.
Doch was der Kurfürst that, gehört an seinen Ort.
Nun folgt was größeres. Drum, Muse, schreite fort.
— — — — — — — — —

G. L. Oeder nach dem lateinischen Heldengedichte des Jesaias Pufendorff.

Die Krone Englands.

1714.

Im herrenhäuser Schloße, in warmer Sommernacht
Der Kurfürst Georg Ludwig aus tiefem Schlaf erwacht;
Kaum traut er seinen Blicken, Erstaunen feßelt ihn:
Er sieht an seinem Lager Englands Gesandten knien.

Es ist der stolze Brite, Lord Clarendon genannt,
Den an Hannovers Fürsten Britannien gesandt;
Er kniet in Demut nieder und spricht: „Gestattet mir,
Daß ich zuerst euch huldge als meinem König hier.

„Also ist meine Botschaft: Englands geheimer Rat
Läßt euch als Herrscher grüßen von Großbritanniens Staat!
Es ruft das Volk der Briten Sophiens edlen Sohn,
Der Stuart hohen Enkel, auf seinen Königsthron.

„In allen Städten Englands schon eure Fahne weht,
Als König ausgerufen ist eure Majestät;
Mit Sehnsucht eurer Ankunft das Volk entgegensieht:
O eilet, daß ihr schleunigst in Londons Mauern zieht!

„Der erste Lord des Schatzes, der Herzog Shrewsbury,
Hat schon für euch gehandelt voll Kraft und Energie;
Er ist es, der vor Allen hoch eure Fahne hält,
Er und der Briten Feldherr, John Marlborough, der greise Held.

„Und ich, nicht möcht ich tauschen in diesem Augenblick
Mit irgend einem Manne; mir ward das hohe Glück,
Der Erste euch zu huldgen; mein Herz voll Inbrunst fleht:
Gott, unser aller Vater, schütz eure Majestät."

Der Lord hat es gesprochen, der Kurfürst steht darauf
Mit Huld in seinen Blicken vom weichen Lager auf,
Begrüßt mit gnädgen Worten den neuen Unterthan
Und läßt zur Stunde schleunigst sich seine Räte nahn.

Dann spricht Georg voll Demut: „Gott hat mich ausersehn,
Zu herrschen über England: Sein Wille mag geschehn!
Ich will ein milder Herrscher dem Volk der Briten sein;
Doch nimmer mich entfremden den Landen, die schon mein.

„Wie könnt ich dein vergeßen, mein theures Heimatland,
Wo meine Ahnen herrschten und meine Wiege stand!
Hannover wird am nächsten stets meinem Herzen stehn,
Wo ich die goldnen Tage der Kindheit hab gesehn."

Der König sprichts, die Räte, sie stehn mit nassem Blick,
Und ob sie auch erfreuet des Welfenhauses Glück,
So stehet doch in Thränen ihr kummerschweres Herz:
Das Glück kann nimmer lindern den herben Trennungsschmerz.

Und als die Abschiedsstunde nun kam im selben Jahr,
Da sammelt sich im Schloßhof des Volkes große Schaar;
Es war herbeigeströmet von Nahe und von Fern,
Um einmal noch zu schauen den lieben, theuren Herrn.

Nie hat Georg vergeßen, was damals er geschaut,
Was Thränen ihm da floßen, welch Klagen wurde laut;
Wohl zog er nach Britannien in hohem Glanz und Glück,
Doch blieb im Heimatlande des Königs Herz zurück.

Nach Arnold von Weyhe.

König Georg I.

† 1727.

Die Erhebung des kurhannöverschen Hauses auf den Thron von Großbritannien.

1714.

Bis an die Donau und noch drüber
Erstreckte sich der Welfen Land,
Vom Eiderstrom bis an die Tiber
War ehedem ihr Reich bekannt.
Im Westen durfte nur der Rhein
Die Scheidung ihrer Grenzen sein.

Die Feinde aber sahn die Menge
Von so viel Ländern neidisch an,
Die Scheelsucht bracht uns ins Gedränge,
Den Löwen that man in den Bann.
Drauf gab es ein verwirrtes Spiel,
Und jeder nahm, was ihm gefiel.

Nur Lüneburg und Braunschweig blieben,
Beschnitten wurden Land und Leut;
Doch soll uns das nicht mehr betrüben,
Denn Gott hat jetzt uns hoch erfreut.
Mit Heinrich fiel der Welfen Glück,
Georg bringt herrlich es zurück.

Betrat, den Feinden zu entfliehen,
Der Löwe einst Britanniens Strand,
So kann Georg nun stolz beziehen
Das Inselreich als eignes Land.
Der König und sein theurer Sohn,
Die erben nun Britanniens Thron.

Es ist der Welfenstamm gewachsen
Weit über unser Land hinaus;
Drum freuet euch, ihr treuen Sachsen,
Seid stolz auf euer Fürstenhaus.
Was Wittekind und Heinrich war,
Das stellt Georg in Einem dar.

Kein Mangel wird bei uns verspüret,
Weil dieser weise Salomo
Uns leitet, schützet und regieret:
Seid, Elbe, Lein und Weser, froh!
Es heiß vom Vater auf den Sohn:
Georg ist unser Schutzpatron!

C. W. Weichmann.

Lob Georgs I.

1719.

Es ist der Welt bekannt, wie Seine Majestät,
Seitdem Ihr weises Haupt im Kronengolde geht,
Mit höchster Würdigkeit den Königsthron besitzet
Und durch Geburt und Recht so viele Reiche schützet.
Der Ahnen hoher Stand und Wittekinds Geblüt,
Ihr eigenes Verdienst und königlich Gemüt,
Ihr wohlbestellter Staat, der Vorzug aller Sachen,
Die konnten Sie vorlängst des Purpurs würdig machen.

Dem Hofe fehlte nichts an königlicher Pracht,*)
Gelehrte wurden dort mit reichem Sold bedacht,
Man baute, führte Krieg, gab reichlich den Soldaten,
Und zwar dieß letzte bloß zum Nutzen fremder Staaten.
Allein so viel man auch nur immer aufgewandt,
So lag ein Königsschatz doch stetig bei der Hand.
Hannovers Kurfürst war der reichste Herr zu nennen,
Den wir im deutschen Reich und andern Ländern kennen.
Zudem war er vorher nicht Königen nur gleich:
Sein Land ist größer noch, als manches Königreich,
Und hätt vorhin der Neid uns nicht so viel entrißen,
Spoleto würde noch Georgens Scepter küssen.
Fiel denn mit Heinrich hin der Welfen stolzes Glück,
So holt es unser Fürst längst wiederum zurück;
Sucht jener England auf, den Feinden zu entfliehen,
So kann Georg es nun als eignes Land beziehen;
Gab jenem Richard einst der Leoparden Paar,
Das doch sein eignes Schild und erblich Wappen war,
So füget unser Held, was vor getrennt, zusammen
Und bringt sie wieder hin, woher sie ehmals stammen.
Da jener seine Macht durch Friedrichs Macht verlor,
Hebt dieser sie vielmehr durch Klugheit hoch empor,
Indem, seit Lauenburg der Länder Zahl vermehret,
Auch Bremen-Verden schon den alten Scepter ehret.
Als Kurfürst stellt er sich und auch als König dar,
Dagegen Heinrich bloß im Reiche Kurfürst war,
Dem gleichwohl nach der Zeit noch keiner gleich gekommen,
Bis Seine Majestät ihm erst den Preis genommen.
Wiewohl es dienet dieß zu seinem Nachtheil nicht,
Weil alles, was hierin vom Könige geschicht,
Auch seines Namens Lob vermehret und erhöhet:
Es ist ja sein Geblüt, wodurch dieß Haus bestehet.
Wie sollte Heinrich wohl sich dessen nicht erfreun,
Durch einen solchen Sohn so hoch geehrt zu sein!
Der, was vordem der Neid so hart an ihm verbrochen,
Durch sein Verdienst und Glück nun wiederum gerochen,

*) Die Kurfürsten des Reichs haben gleichen Rang mit den Königen. Anm. d. Verf.

Der Wittekindens Ruhm, den man als König ehrt,
Theils wieder fest gestellt, theils aber gar vermehrt,
Und der noch überdieß durch weltberühmte Thaten
Sich selbst und Andern stets so weislich hat geraten.
Ihr Briten, thut indes nach höchster Billigkeit,
Daß ihr der Majestät ein prächtig Denkmal weiht,
Den König in Metall der Welt vor Augen stellet,
Die längst sein Namensglanz durch Ehr und Ruhm erhellet.
Hier trägt der Sachsen Herz schon sein Gedächtnisbild,
Mit Ehrensäulen ist das ganze Land erfüllt,
Und werden wir dazu bei lebenslangen Zeiten
Zum wenigsten mit euch in Treu und Ehrfurcht streiten.

C. W. Weichmann.

Allerunnerdanigste Dankseggung an usen allergnädigsten Herrn Könje.

1723.

Sau wille Ji bi ösch, Herr Könje, nich verwielen
Un ut Hannover nu nah London wedder ielen?
Dat will ösch allen hier sau sehr tau Harten gahn,
Dat wi vor Angst nich mehr könnt up den Föiten stahn.

Wi hopeden, dat Ji en Jahr lang wollen bliewen,
Wi dachten ok dei Tied mit Lust Jök tau verdriewen;
Dei Hopnung awer will nu weihen in den Wind,
Dat makt, dat overall wi sau bedreuwet sind.

Kann et nich annerst sien, sau maut man sek drin gewen,
Wi wünscht doch alle Jök Gesundheit, langes Lewen;
Un wat an Seel un Lief Jök süs noch deinlik is,
Dat wünscht und gönnet Jök en Jedermann gewiss.

Ji werd hier overall, Herr Könje, sehr geprieset,
Dat Ji ösch heft besocht, ok gnädig Jök erwieset.
Gott weit, ek hüchle nich, den Ji sind Dag un Nacht
Up Juer Völker Glük un Wolergahn bedacht.

1. ösch, uns. 9. maut, muß. 11. süs, sonst.

Man kann mit Wahrheitsgrunn ut allen Juen Warken,
Wat ek davan gesegt, vor aller Welt bestarken;
Wi heft in korter Tied dar sau veel Prauwen van,
Dat ek den teinden Deel hier nich vertellen kann.

Man darf sek nu nich mehr in Hüsern un up Straten
Vor Stockfisch siener Rott un Röwers gruen laten;
Denn Ji heft sei hier sau bestraft, dat Jedermann
Vor sölken Pakke nu ganz seker schlapen kann.

Dei Judens wolln tau veel Prafiet van Kristen söiken,
Drum füngen Kristen an tau murren un tau flöiken;
Doch as dat Judenvolk in Handel gieng tau wiet,
Do buede Ji vor, et was ok hoge Tied.

Wi Buren hewwet Jök insunnerheit tau danken,
Dat, wenn ösch Lüe Gott verfallen lät in Kranken,
En kundig Docter ösch saugliek besöiken maut,
Dei Ordnung is gewiss vor arme Buren gaut.

Wenn en Student hernechst beföddert denkt tau weren,
Dei maut wat dögends sek beflietigen tau lehren,
Dat in Vexamen hei denn könne wol bestahn,
Wenn hei up Unversteit will mit Stipendjen gahn.

Doch will ek nu nich mehr bi sölken Schnak verwielen,
Da Ji, Herr Könje, willt in England wedder ielen.
Wi wünscht: Gott late Jök noch leven sau veel Jahr,
As Ji all heft erleft, Gott lat et weren wahr.

Dei leiwe Gott, dei ward doch Jue Sinnen lenken,
Dat Ji in Gnaden mögt an ösch noch alltied denken;
Wi alle raupet Gott darum an Nacht un Dag,
Dat hei in Gnaden Jök forthen bewahren mag.

Meſter Baſtian.

18. bestarken, beſtärken, darthun, beweiſen. 19. Prauwen, Proben. 20. teinden, zehnten. 22. Stockfisch, Name eines berüchtigten Räubers. 24. Pakke, Pack, Geſindel. 24. seker, ſicher. 30. Lüe, Leute. 37. Schnak, Geſpräch.

Die Jagd auf der Görde.

Blaumhart, wat gift et nich vor mi un mines Glieken
Am Görhof upperstund to kapen un to kieken!
Man kikt sik hen und her und kikt sik doch nich satt,
Wenn man ook noch so veel all kapt und käken hat.

Ik ging dar hüde hen, as et beteng to dagen,
Un hadde 'r Hawergrütt un Heuner hen to dragen.
Mien Nawer Claus ging mit un droog en Nett vull Flass;
Man da begaw et sik, dat et en Jagddag was.

„Hei," säd mien Nawer Claus, „nu will ik hüde bliewen,
Schöll ook mien Knecht to Huus nich eene Fohre driewen."
„„Topp,"" säd ik, „„Nawer Claus, ik bliew hier ook bestahn,
Mien Ploog, de mag to Huus so lange leddig gahn.""

Wi slüddern füdder fort un bruukten unse Föte,
Indem so kämen us twe Kerels in de Möte;
Den was dat Guld so dick um 't Liew herumme neiht,
As wenn man Rinken um 'ne Tunnerbüsse dreiht.

Drupp säd ik: „„Nawer Claus, de Kerels möt wi holen,
Krieg du den Eenen man von achter bi de Folen;
Den Annern, den will ik woll bi de Mauen tehn
Un fragen, of wi könnt den lewen König sehn.""

„Wat Henker," säde Claus, „dat lat nu hübsch man bliewen;
De Herren sint wat stolz, se möchten biestig kiewen.
Fien höflich must du sien!" Drupp stödde mien Kumpan
Den Eenen mit de Fuust in siene Mörebrahn.

1. Nach einer andern Handschrift fängt das Gedicht an: Help Gott, wat gift et nich u. s. w. 2. kapen, gaffen. 4. all, schon. 5. beteng, begann. 7. Nett, Netz. 8. Man, aber. 10. Fohre, Furche. 13. slüddern, schlenderten. 14. in de Möte, entgegen. 15. neiht, genäht. 16. Tunnerbüsse, Zunderbüchse; dreiht, dreht. Eine andre Lesart ist sleit, schlägt. 17. holen, halten. 18. Folen, Falten. 19. Mauen, Ärmel. Bekannt ist die Redensart: „eine Preddig uut de Mauen schütten." 21. man, nur. 22. biestig, tüchtig; kiewen, keifen. 24. Mörebrahn, Mürbebraten. In die Mörbraten statt in die Rippen stoßen: ein Bauernwitz.

De Herre keek sik um un säd: „Wat schall da weren?“
Drupp säd mien Nawer Claus: „„Mit Gunst, ji groten Herren,
Sint ji woll nich so good un segt, könn et geschehn,
Dat wi man eenmal könnt den lewen König sehn?““

Drupp säd de eene Herr: „Das kann gar leicht geschehen!
Bleibt ihr nur immer hier auf diesem Platze stehen.
Der König und der Prinz, die reiten auf die Jagd
Und kommen hier vorbei, drum nehmt die Zeit in Acht.“

Kuum harr he uutesnakt, so hören wi wat tuten,
Da kämen Kerels her, de harren vor de Snuten
En rund lang Messingdings, as eene Zieschenwost;
Un unnen was 't so breet, as eene Finsterbost.

Da puusten se herin un maakten sülke Backen,
Dat jüm dat Rüggenspeer in 'n Höften mögte knacken.
Mien Blood! wat ging dat glad! dat kamm so warm bie't Hart,
As wenn de beste Bruut na'r Kerke blasen wart.

Drupp kamm 'ne Cumpagnie von uses Herren Hunnen,
De wören alltohoop so blank as Bottertunnen.
De Ohren hingen jüm am Kopp herdahl so platt,
As unsen Junker lest de Tippelmütze satt.

Drupp kamm de Königsva'r un steeg upp sienen Pagen,
Un he beteng damit, vom Görhof aftojagen.
De blanken Kavelleers, de reeden alle mit;
Nu, dacht ik bi mi sülmst, nu sühst du, wo't öm sitt.

Den lewen König geiht't, as mi un mienes Glieken:
Man mutt doch alle Tiet sülmst mit to Werke kieken!
Drum deit de König woll, dat he sülmst Achtung gift,
Damit upp sienen Disch ook noch en Bitgen blift.

34. Snuten, Schnauze, Mund. 35. Zieschenwost, Bratwurst, von dem französischen saucises. 36. Finsterbost, Fensterbrüstung. 38. jüm, ihnen; Höften, Hüften. 39. glad, schön. 44. lest, jüngst. 45. Königsva'r, Königsvater; Pagen, die wendische Bezeichnung des Pferdes. 47. reeden, ritten.

Jedoch genaug hiervon. Et wahrde woll twe Stunnen,
Da kamm de Bulle an mit eenen Swarm von Hunnen.
De blanken Kavelleers, de reeden alle nah,
Ja, Königs Vader sülmst, de jög dem Bullen nah.

Un dat na 'n Görhof to. Se röpen, juchen, kröhlen:
De Bulle lagg im Dreck un teng sik aftoköhlen.
Drupp kamm en Kavelleer un stack öm upp de Huud,
Un damit sleppen se ön tum Morast heruut.

Mien Blood! wat kamm en Volk von allen Ecken lopen!
Se mösten woll tohoop wat aftokriegen hopen.
Man dat was wiet gefehlt! Man fill öm af de Huud,
Un dehl dat meiste Fleesch drupp mank de Hunne uut.

Doch as se fertig wörn und tengden fort to tehn,
Dacht ik, ik möchte se ook woll mal eten sehn.
Ik kamm ook noch henupp un sach dat Eten an:
Man da schöll Eenen ja en Gräsen overgahn.

Behöde Gott, wat könnt de Köke leckers maaken,
Wenn se erst recht betengt to braaden un to kaaken!
Ik sparre Näs un Muul, ik rook, ik sach, ik tell,
Wuss nich, af 't möglich wör, dat man et eten schöll.

Ik dachte Stippmelk, Ries, Grüttwost un Ossenkieken,
Ok fuusthoch Speck, dem wör nicks Anners to verglieken,
Un so wat eite woll de König Dag vör Dag;
Man ik verwunder mi, as ik et anners sach.

Tolest kamm Klienbrod, un dat upp gläsern Fäten,
Muursteenkens, betten Kalk, doch können se dat eten;
Un süst noch mehr son Tüg, wat ik nich nennen kann,
Man öre Drinkelwaar, de stun mi beter an.

53. wahrde, währte. 54. Bulle, der Hirsch, im Gegensatz zur Hirschkuh. 57. kröhlen, schreien. 63. fill: man zog ihm die Haut ab. Der „Filler" ist eine bekannte Bezeichnung des Abdeckers. 64. mank, zwischen. 67. henupp, hinauf, nämlich in den Eßsaal. 69. Köke, Köche. 71. ik rook, ik sach, ik tell, ich roch, ich sah, ich zählte, nämlich die Gerichte. 73. Ossenkieken: eine andre Lesart ist Ossenkinkel. 77. Fäten, Gefäßen. 78. betten Kalk, ein Bischen Kalk. 80. Drinkelwaar, Trinkwaare, Getränk.

Se hadden Brannewien, von roden, witten, gehlen,
Denn sonen groten Herrn dorft 't an en Drunk nich fehlen.
En good Sluk Brannewien, de is ook mal recht good,
He kakt den Magen uut un warmet een'n dat Blood.

Ik harr ook woll mal Lust von solken Tügs to nippen,
Man vör mi is 't to stark, et mögt mi ümmekippen;
Drum is 't am besten, dat man bi Verstanne blift,
So hat et keene Not, dat 't Striet un Släge gift.

Nu will ik wedder man na Huus to gahn mi stellen
Un unse Buerschapp wat ik gesehn vertellen.
Ja neh! ik wünsche dat de König manken Dag
So munter, as he hüd egeten, eten mag.

Fräulein Curtius.

91. Ja neh, ja nein, eine gewöhnliche Redensart, wenn zwei Personen sich trennen: „ja nein, ich muß gehn."

Georg II.

1727—1760.

Die Schlacht bei Oudenarde.

11. Juli 1708.

Laut schmettern die Trompeten, Kanonendonner kracht
Auf Oudenardes Fluren in mörderischer Schlacht;
Aus Frankreichs Feuerschlünden ringsum Verderben droht,
Nicht achten es die Deutschen, nicht fürchten sie den Tod.

Und in der Kämpfer Reihen ein Reiter hoch zu Roß
Die offne Brust darbietet dem feindlichen Geschoß.
Sein Helmbusch wogt im Winde, sein Auge strahlet Mut:
Es wallt in seinen Adern der Welfen edles Blut.

Er ists, Hannovers Kurprinz, der junge stolze Held,
Der heute Deutschlands Ehre bewahrt im offnen Feld.
„Wie ichs dem Ohm zu Celle versprach mit theurem Eid,
So will ichs treulich halten!" Er sprichts mit Freudigkeit.

Und vorwärts dringt der Tapfre, wie auch der Franzmann droht:
Er schont nicht seines Lebens, er scheuet nicht den Tod;
Er eilet kühn entgegen dem feindlichen Geschoß,
Da naht des Franzmanns Kugel: getroffen sinkt sein Roß.

Am Boden liegt der Reiter, es kommt der Feinde Schwarm;
Schon wähnt er sich verloren, da hebt ein starker Arm
Auf eines Rosses Rücken den Prinzen schnell empor,
Und mutig dringt aufs neue der tapfre Welfe vor.

Vergebens mahnt Held Bülow, Hannovers General:
„Schont euch, mein Prinz, denn sichrer zielt man zum zweiten Mal."
Es hat der Heldenjüngling des treuen Worts nicht Acht:
Er kämpfet unerschrocken, bis daß das Werk vollbracht.

Doch sagt, wer war der Treue, der, vor dem sichren Tod
Den Prinzen zu bewahren, sein eignes Leben bot?
O seht, wie todesmutig, des Untergangs bewußt,
Er für des Fürsten Leben dem Tode bot die Brust!

Er sprang vom eignen Rosse entschloßen schnell herab,
Er gab es seinem Herren und fand dafür das Grab.
Das heiß ich deutsche Treue, das heiß ich Heldenmut,
Wenn so man ohne Scheue hingiebt das eigne Blut!

Der Held, der so vor Unglück bewahrt das Vaterland,
Der Held ist Johann Albrecht von Löseke genannt;
Wohl war er seines Namens vor allen Andern wert:
Es stand in seinem Wappen ein Arm mit blankem Schwert.

So hat bei Oudenarde der Fürst mit starkem Arm
Gezeigt, wie er Hannover geliebet treu und warm;
So hat bei Oudenarde gezeigt der Unterthan,
Daß Liebe zu dem Fürsten fürwahr kein leerer Wahn.

Nach Arnold von Weyhe.

An Georg II.

Asse de leiwe Gott usen allergnädigsten Herrn Könje ut Grotbritanjen glüklik ok gesund in sien dütsche trüe hannöversche Land wedder komen leit.

Gedruckt 1740.

Nu süht man, dat Ji ösch, Herr Könje, nich könnt haten,
Wi könnet ok von Jök bet in den Dod nich laten,
Un leift ein Brögam gliek dei Bruet van Harten sehr,
Sau leiwe wi Jök doch, Herr Könje, noch veel mehr.

Wi biddet Gott, dat hei in Gnaden wolle gewen,
Dat Ji, Herr Könje, mögt noch veel, veel Jahre lewen
In Sundheit und in Glük; denn alle wie Ji daut,
Dat haget allen wol un geiht ok alltied gaut.

Dei Jök gekennet heft in Juen jungen Jahren,
Dei seggden, wat dei Welt bether an Jök erfahren,
Dat Gnad un Mildigkeit bi Jök will alltied sien,
Solk Lof an Könjen un an Fürsten klinget fien.

Verstand un Redligkeit, dat segg ek ungelogen,
Dei schienet düssen Dag Jök noch ut Juen Ogen;
Drum werd ok Jue Riek un Land in Flore stahn,
Sau lange Ji dat Recht in Schwange latet gahn.

Dat Ji, Herr Könje, sind up Juen Thron erhowen,
Dat mötet overall dei Fiende sülvest lowen;
Denn dat Ji wol regeert Jue Könjeriek un Land,
Dat maket Juen Raum in aller Welt bekant.

Gott late Jök noch lang up Juen Throne sitten
Un gewe dat, wat Jök in düsser Welt mag nütten,
Dat Jue Stamm un Riek sau lange mag bestahn,
Bet dat dei Erdenkreis un Welt werd ganz vergahn.

Jauſt Görries am Deiſter.

1. ösch, uns; haten, haßen. 7. Sundheit, Geſundheit. 8. haget, behagt, gefällt; gaut, gut. 9. Bekanntlich war Hannover die Geburtsſtadt Georgs II. 10. bether, bisher. 20. Raum, Ruhm. 24. Das heißt: „bis zum jüngſten Tage,“ ein Wunſch, der hier aus dem Herzen eines treuen Unterthans laut wird, und zwar eines Deutſch-Hannoveraners, der ſich ſeinem Könige gegenüber offen zum Rechte bekennt. Vergleiche Seite 227, wo es abermals heißt: „Bis an den Tag, den du beſtimmt, daran durch ſchnell entzündte Flammen die ganze Welt ein Ende nimmt.“

Die Schlacht bei Dettingen.

27. Juni 1743.

Es hatte, seinem Worte getreu, der Welfensohn
Sein Schwert gezückt für Östreichs pragmatische Sanction;
Die Tochter Karls des Sechsten, Marie Theresia,
Georg, den edlen Welfen, auf ihrer Seite sah.

Bei Dettingen der Franzmann zum Kampfe stand bereit,
Dicht waren seine Schaaren hier Mann an Mann gereiht,
Stark war daselbst vom Feinde besetzt ein enger Pass,
Vom Dorfe her geschossen ward ohne Unterlaß.

Aus seinem Wagen wurde der König es gewahr,
Wie hart der Feind bedrängte der Seinen tapfre Schaar.
Nicht länger kann ers tragen, er wirft sich schnell aufs Pferd
Und setzt an ihre Spitze sich mit gezücktem Schwert.

Doch der Kanonendonner erschreckt das edle Thier,
Nicht Kunst und Kraft vermögen das Ross zu bändgen schier;
Drum rasch entschloßnen Mutes Georg zu Boden springt,
Und sieh, zu Fuße kämpfend, er jetzt den Degen schwingt.

Mit seiner Garde dringt er auf die Franzosen ein,
„Jetzt, Burschen," ruft er, „laßt uns der Väter würdig sein!
Was wir erkämpfen wollen, ist nur Gerechtigkeit,
Gott hilft uns, da dem Dienste des Schwachen wir geweiht."

So drang der mutge König mit seiner Garde vor,
Durchbrach die Reihn des Feindes mit seinem braven Corps;
Der eilte jäh von dannen und floh in wilder Hast,
Erst als er überschritten den Main, da macht er Rast.

Neun Stunden ward gerungen im dichten Pulverdampf,
Neun Stunden ward geschwungen das Schwert im heißen Kampf.
Dann sang man das Te Deum, zu preisen Gottes Macht:
Das war im heißen Juni bei Dettingen die Schlacht.

Nach Arnold von Weyhe.

Der Friede aus der Hand Georgs des Andern.

13. Hornung 1749.

Wirf Schwert und Feuer aus der Hand,
Du Heldenvolk aus Hermanns Hüften!
Der Friede sucht sein Vaterland,
Die Freude rauschet in den Lüften.
Sie wälzt sich lächelnd zu uns her:
Verbergt eur trunknes Mordgewehr,
Ihr Sieger, Tod und Feind sind müde!
Die Andacht wirft für eure Schaar
Ein Opfer auf den Dankaltar,
Sie jauchzt und rufet: Friede! Friede!

Mit Unmut sah der blasse Neid
Den letzten Held aus Habsburgs Ahnen
Den Weg sich zur Unsterblichkeit
Auf hundert Marmorstufen bahnen.
Sein Auge sieht erbittert zu,
Wie sich der Länder Glück und Ruh
Mit Östreichs sechstem Karl vermehren.
Stets zornig, wenn er Gutes sieht,
Droht er und schwört es beim Kocyt:
„Europens Freude will ich stören!"

O armes Volk, wie bebtest du,
Als Karols Tod dich mit entseelte,
Und nunmehr der genoßnen Ruh
Die unbewegte Stütze fehlte!
Die Wetter, die dein prächtig Wien
Von Norden fürchterlich umziehn,
Sind der Verwüstung erste Zeichen.
Der kühne Ehrgeiz stärkt den Mut,
Dein kriegrisch Flandern wittert Blut,
Verheerung, Feuer, Not und Leichen.

Auf, himmlische Theresia,
Du Vorbild großer Seltenheiten,
Bewaffne dich, dein Feind ist da,
Dein mächtig Erbtheil zu bestreiten.
Das stolze Frankreich zückt das Schwert,
Mit Ländern, die sein Arm verheert,
Dein prächtig Stammhaus zu zerbrechen;
Es kommt mit fürchterlicher Macht
Und ist auf deinen Fall bedacht,
Europens Gleichgewicht zu schwächen.

Der Waffen Schauplatz öffnet sich,
Es tönt von fürchterlichen Kriegen,
Und Preußens andrer Friederich
Will hier wie Cäsar sehn und siegen.
Kaum mag dein majestätisch Wien,
Theresia, dem Held entfliehn,
Den Feßeln, die es nie empfunden.
So gieb dem Löwen klüglich nach!
Die Hitze wird von selbst schon schwach,
Sobald sein Ehrgeiz Raum gefunden.

Wie, Deutschland? Soll dein blutger Stahl
Dir selbst die eignen Glieder schwächen?
Baut so ein Held sein Ehrenmal,
Es endlich selber zu zerbrechen?
Ist dieß ein wahrer Heldenmut?
Vergießt ein Deutscher deutsches Blut?
Wer schlägt die eignen Anverwandten?
Ist das nicht ein barbarisch Schwert,
Das seiner Brüder Blut verzehrt,
Die nicht Gesetz, nicht Pflichten kannten? *)

*) Auch der preußische Professor Eberty ist endlich so ehrlich gewesen, offen einzugestehn, daß jeder Rechtsanspruch auf Schlesien fehlte.

„Beherrscher der Osmanenschaar,
Sieht nicht dein Stambul Östreichs Flammen?
Was säumst du? Nimm der Zeiten wahr,
Geh, ruf dein wildes Heer zusammen!
Komm, ängstige Theresien!
Jetzt ist sie schwach, dir zu entgehn
Und deinen Anfall abzuwehren!"
Doch nein, ein sonst barbarisch Herz
Fühlt jetzt des Mitleids edlen Schmerz
Und ruhet, um nicht falsch zu schwören.

Monarchen, soll euch Mahomed
Des Völkerrechtes Pflichten lehren?
O Schande für die Majestät,
Von Türken die Vernunft zu hören!
Beschützt doch den gerechten Theil,
Bewahret doch Europens Heil,
Und laßt es nicht mit Östreich fallen!
Wer Östreichs Kaiserhaus beschützt,
Hat noch der Afterwelt*) genützt
Und hilft dem Rechte, sich und Allen.

Umsonst! Der Ehrsucht eitler Fleiß
Gewinnet Deutschlands beste Fürsten,
Und sie sind kühn, auf ihr Geheiß
Erhitzt nach Östreichs Blut zu dürsten.
O Prinzen, dießmal irrt ihr euch!
Der Ehrgeiz baut sein stolzes Reich
Und bauts mit eurer Völker Blute!
Es greift die undankbare Hand
Verrätrisch an eur eignes Land
Und wird auch eurer Völker Rute.

*) Diese Bezeichnung dürfte auch für die gegenwärtige Welt die passendste sein, wiewohl das Wort ursprünglich wohl nur Nachwelt bedeuten soll.

Des Landmanns Hoffnung wird geraubt,
Des Krieges Fuß tritt sie zu nichte;
Dort sitzt er mit gesenktem Haupt
Und mit verzweifeltem Gesichte.
Erbittert sieht er, wie sein Fleiß,
Die Hoffnung vom vergoßnen Schweiß,
Auf seinen Feldern abgestorben.
Er klagt das Schicksal weinend an,
Er knirschet mit ergrimmtem Zahn
Und fluchet dem, der ihn verdorben.

Dort zeiget sich ein feindlich Heer,
Der Lärm durchdringet schon die Ohren:
Beherzte Bürger, ins Gewehr!
Verwüster nahn sich euren Thoren!
Gefüllter Mörser feurger Schlund
Macht schon der Feinde Vorsatz kund
Und drohet euch Gefahr und Leichen.
Auf, Helden, rüstet euch zum Streit!
Vielleicht gelingts der Tapferkeit,
Dem Untergange zu entweichen.

Dort schlägt der Kugeln Feuerguß
Geschloßne Reihen plötzlich nieder;
Dort schmettert ein Karthaunenschuß
Die tapfre Mannschaft ganzer Glieder.
Dort stürzt ein Streiter und sein Pferd,
Dort taucht sich ein barbarisch Schwert
In seines Gegners Eingeweide;
Dort trennt es Haupt und Arm und Rumpf
Und kehret nur gekrümmt und stumpf
Zurück in seines Siegers Scheide.

Dort sinkt ein jugendlicher Held,
Der Mutter letzte Hoffnung, nieder;
Die bange Mutter siehts und fällt
Halbtot auf die erblaßten Glieder,
Vergißt die Furcht, sie will, sie muß
Den allerletzten Abschiedskuß
Auf die erblaßten Lippen drücken.
Sie küßt ihn, mütterlich bewegt,
Des Feindes Donner kommt und schlägt
Sie mit dem toten Sohn in Stücken.

Ach, armer, schreckensvoller Ort!
Der Tod wohnt in zerschoßnen Mauern
Bei Unglückselgen, die den Mord
Und die Verwüstung überdauern.
O Unglück der bedrängten Stadt,
Wo Tyrannei den Wahlplatz hat
Und blutbegierge Sieger wüten,
Wo Unschuld vor den Frevlern bebt,
Wo Stolz sein scheuslich Haupt erhebt,
Und Räuber Tugenden gebieten.

Monarchen, ist es euch vergönnt,
Der Unterthanen theures Leben
Um Völker, die ihr selbst nicht kennt,
Um euren Ehrgeiz hinzugeben?
Gab darum euch das Glück der Welt?
Heißt dieß, den Helden zugesellt,
Den Weg sich zur Vergöttrung bahnen?
Ihr Sieger, was erstrebt ihr euch?
Ein trotzig, ein zerstörtes Reich,
Ein Heer elender Unterthanen.

Du, den die Allmacht ausersehn,
Ein ewig Gleichgewicht zu schützen,
Im Streiten Östreich beizustehn,
Im Frieden aller Welt zu nützen:
O Held, zerbrich der Knechtschaft Joch,
O großer König, stille doch
Der Völker seufzendes Verlangen!
Bedrängte Länder sehn auf dich,
Arm durch Verwüstung und durch Krieg,
Von dir den Frieden zu empfangen.

O herrlicher Georg, du Held,
Du Schützer unterdrückter Staaten,*)
Erstaunt, voll Ehrfurcht, blickt die Welt
Zur stolzen Größe deiner Thaten.
Mit heilig frommer Trunkenheit
Sieht sie die Armut und den Streit
Und die Verheerung schnell entfliehen.
Sie preist ihr Glück und ihre Ruh
In dir, denn beides wirktest du,
Herr, durch dein königlich Bemühen.

Der siegt mehr, der ein Volk erhält,
Das schon vor seinem Umsturz zittert,
Weit mehr, als der, der eine Welt
Kühn durch sein Räuberschwert erschüttert.
Dort wütet Philipps stolzer Sohn,
Bricht Persiens verwöhnten Thron,
Treibt wilde Scythen aus einander:
Hier siegt Georg und schont zugleich
Der Völker Blut und stützt ein Reich:
Sprecht, Zeiten, gleicht ihm Alexander?

*) Man vergleiche damit die Rolle, die England jetzt spielt!

Georg, o Held, wie groß bist du
Durch deine großmutsvollen Werke!
Der Welt führst du den Frieden zu,
Verwüster schrecket deine Stärke.
Allein aus Großmut, wie ein Held,
Umsonst, wie Gott, hilfst du der Welt,
Nicht Königreiche zu erbeuten.
Dein Sieg beut auch dem Feind die Hand,
Dein Streit ist kluger Widerstand,
Und nicht ein Meer von Grausamkeiten.

Georg, auf Frieden nur bedacht,
Verläßt die Bahn erfochtner Siege;
Sein sanftes Herz gleicht seiner Macht,
Die Huld dem Heldenmut im Kriege.
Gezwungen schlägt sein Arm den Feind,
Sieg und Verschonen sind vereint,
Den Trotz durch Nachsicht zu ermüden.
Das Mitleid zog ihn in den Streit;
Das Mitleid und sein Gott gebeut,
So giebt Georg der Welt den Frieden.

Gerhard Christian Otto Hornbostel.

Die sehnlichst gewünschte Herauskunft Georg des Andern in Dero deutsche Lande.

3. Mai 1750.

Der treue Rest von Heinrichs Landen,
Der darum nur der Löwe heißt,
Weil ein Geschlecht von ihm entstanden,
Das rechte Löwenart beweist
Mit großem Mut und tapfren Thaten,
Das Land, durch das die Leine streicht,
Das über Elb und Weser reicht,
War sehnsuchtsvoll in Schmerz geraten,
Weil schon bis in das andre Jahr
Sein Herr aus seinen Grenzen war,
Georg, der Völker Lust und einziges Vergnügen,
Ein Fürst, der groß im Krieg und größer noch im Siegen.

Nun treten unsre Freudenstunden
Mit diesem Tage wieder ein;
Der Vater hat sich eingefunden:
Kann denn ein Kind wohl traurig sein?
Beglückte Zeit, ach daure lange!
O Sonne, halte deinen Lauf
Wo möglich uns zum Troste auf!
Vor deinem Eilen ist uns bange.
Denn da wir nun voll Wonne sind,
Verstreicht die Zeit uns zu geschwind.
Die Freude machet uns die Stunden zu Minuten,
Die ohnedem vergehn, eh wir es kaum vermuten.

O du beglücktes Niedersachsen,
Wie hebest du dein Haupt empor!
Du bist zur größten Höh gewachsen
Und stehst im höchsten Ruhm und Flor.
Gott sprach: es soll der Briten König
Der größte Herr der Erde sein,
Und da die Erd hiezu zu klein,
Sei auch das Meer ihm unterthänig.
Drauf suchte Gott ein hohes Haus
Zu dieser höchsten Würde aus:
Und siehe, das Geschlecht ward hiezu auserlesen,
Das dich beherrscht und längst der Kronen wert gewesen.

O freue dich, daß du vor Allen
Die würdigsten Regenten hast,
An die das beste Reich gefallen,
Das nur der Weltkreis in sich faßt.
So theilt Gott Reiche und Provinzen
Nach seiner großen Weisheit aus;
Er baute deiner Fürsten Haus
Und traute einem deiner Prinzen,
Dem großen Kurfürst Ernst August,
Der seines Volkes Wonn und Lust,
Der Briten Erbin an: das künftig zu beweisen,
Warum wir uns anjetzt vor Andern glücklich preisen.

O Land, durch das die schnelle Leine
Den gelbgefärbten Rücken zieht,
Das von Georgens Gnadenscheine
Beständig neue Proben sieht,
Kein Mensch kann dich zur Gnüg erheben!
Ist nur ein Volk Gott lieb und wert
Und ihm der beste Herr beschert,
So mußt du ihm den deinen geben.
Das zeigt ja augenscheinlich an,
Wie gnädig dir Gott zugethan.
Drum auf und freue dich, du bist beglückt vor Allen,
Und laß den Jubelton bis in den Himmel schallen.

O Himmel, der durch viele Zeichen
So augenscheinlich angezeigt,
Was man durch Flehen kann erreichen,
Ach, sei auch diesem Wunsch geneigt:
Laß unser Land noch oft erfahren,
Was du es heut erleben läßt!
Verkürze unsers Lebens Rest,
Wofern es nur den theuren Jahren
Georgens zur Verlängrung nützt,
Der uns als wie ein Vater schützt.
Nichts liebt ein Mensch so sehr, als wie sein eigen Leben,
Und doch sind wir bereit, für ihn es hinzugeben.

Gesegne die, so von uns stammen,
Bis an den Tag, den du bestimmt,
Daran durch schnell entzündte Flammen
Die ganze Welt ein Ende nimmt,
Damit sie stets in den Provinzen,
Die unter Kur und Krone stehn,
Georgens Leibeserben sehn!
Doch aber flöße solchen Prinzen
Auch ihres Vaters Regung ein,
So wird der Nachruhm ewig sein:
Es ist dem Welfenstamm in den gesammten Reichen
Der Erde kein Geschlecht an Gnade zu vergleichen.

M. Ernst August Petzold.

Nach der Schlacht bei Crefeld.

1758.

Es schlug der Herzog Ferdinand
Bei Crefeld einst die Franken;
Umsonst war jeder Widerstand:
Die kämpfen wollten, sanken.
Selbst St. Germain, der Feldherr, sucht
Sein Heil voll Schrecken in der Flucht.

In Ruys angelangt, ließ er
Den Rat gleich zu sich kommen,
Und fragt ihn, ob von seinem Heer
Viel Flüchtge schon gekommen.
In Demut drauf versetzt der Mair:
„Sie sind der erste, gnädger Herr!"

J. F. Castelli.

Georg III.

1760—1820.

Ein Jagdmorgen bei Kensington.

25. October 1760.

Des Herbstes Sonne scheinet durch den gefärbten Wald,
Durch halbentlaubte Zweige das muntre Hifthorn schallt.
Und sieh, ein schmucker Jüngling des Waidwerks pflegt mit Lust:
Es klopft mit freudgen Schlägen das Herz ihm in der Brust.

Das ist der Prinz von Wales, in dessen treuer Hand
Die Zukunft liegt von England und die vom Welfenland.
Hannoveraner, Briten, in ihm sind sie vereint,
Der freund ist allem Guten und allem Unrecht feind.

Es hat Georg verlaßen in früher Morgenstund
Den edlen greisen König gar fröhlich und gesund;
Drum zieht er durch die Wälder mit frohem Jugendmut,
Leicht wallt ihm durch die Adern das jugendliche Blut.

Doch kaum sind wenig Stunden in rascher Lust entflohn,
Da wird gestört im Frohsein des Königs Enkelsohn.
Auf schweißbedecktem Rosse ein Reiter sprengt heran
Und zeigt voll Hast dem Prinzen den Tod des Königs an.

König Georg III.

† 1820.

Georg steht tief ergriffen und spricht: „Es kann nicht sein!
Vielleicht hüllt tiefe Ohnmacht ihn nur in Schlummer ein!
Hast du dich nicht getäuschet? Ist es auch ganz gewiss,
Daß Gott dem treuen Volke sein theures Haupt entriß?“

Der Bote rasch entgegnet: „Der hohe Greis ist tot!
Ihm schien an diesem Morgen das letzte Morgenrot.
Der König ist gestorben, doch lebend vor mir steht
Der König hier: es segne Gott eure Majestät!“

Es will mit diesen Worten der Bote niederknien,
Dem Könige zu huldgen; doch der verhindert ihn.
Er spricht mit milden Blicken: „Vor Gott nur knieet man!
Vor Menschen knien nur Sclaven; sei du ein freier Mann!“

Drauf aus des Königs Augen ein Strom von Thränen bricht,
Er hält, sie zu verbergen, die Kappe vors Gesicht;
Dann spricht er: „Möge gnädig Gott seiner Seele sein!
Es ist nicht leicht, sich gänzlich dem Wohl des Volks zu weihn.“

Und wieder hat zum Boten der König sich gewandt,
Er spricht, die volle Börse ihm drückend in die Hand:
„Nimm das, du darfst es nehmen, dein König giebt es dir!
Die letzte frohe Stunde liegt ach nun hinter mir!

„Was höher sonst gehoben die frohe Jünglingsbrust —
Es ist dahin, verschwunden die goldne Jugendlust.
Jetzt tritt der Ernst des Lebens mit Macht an mich heran,
Es machte diese Stunde mich zum gereiften Mann!“

Und was also der König in dieser Stunde spricht,
Er hats fürwahr vergeßen sein ganzes Leben nicht.
Es war Georg der Dritte, der edle Welfensohn,
Die allerschönste Zierde für Großbritanniens Thron.

Und auch im Welfenlande ward innigst er verehrt,
War auch des Fürsten Antlitz zu sehen ihm verwehrt.
Der Sturm des wilden Krieges, der Deutschlands Gaun durchtobt,
Der hat des Volkes Treue und Lieb erst recht erprobt.

Einst fragte ein Franzose: „Wie mag es doch geschehn,
Daß ihr Georg so liebet, den ihr doch nie gesehn?“
Darauf ward ihm zur Antwort dieß schöne schlichte Wort:
„Ich kann auch Gott nicht sehen, und doch ist er mein Hort.“

Was also ward erwiedert dem Franzmann ohne Scheu,
War aller Guten Meinung: man blieb dem König treu.
Als wieder dann befreiet das theure Vaterland,
Verknüpfte Volk und König wie sonst der Liebe Band.

Nach Arnold von Weyhe.

Ein königlicher Priester.

Frohe Hörnerklänge tönen,
Horido und Hussa schallt,
Hirsche fliehn mit bangem Stöhnen
Durch den aufgeschreckten Wald.
Schnaubend folgt die wilde Meute,
Keiner hält sich unnütz auf,
Alles stürzt sich auf die Beute
Vorwärts in gestrecktem Lauf.

Mitten in dem Jagdreviere
Hält ein edler Jäger still,
Weil er seinem müden Thiere
Etwas Ruhe gönnen will.
Langsam lenkt der milde Ritter
Seitwärts in den Wald hinein;
Horch, da hört er schmerzlich bitter
Eine Stimm um Hülfe schrein.

Ach, in einer Eiche Schatten
Liegt erschöpft, dem Tode nah,
Ein Zigeunerweib mit matten,
Halbgebrochnen Blicken da.
Laut zu ihren Häupten klaget
Ihr erschrocknes Töchterlein;
Ach, dieß Herz, das gramvoll zaget,
Solls denn ganz verlaßen sein?

Nein, von seinem müden Pferde
Steigt der Ritter ab geschwind,
Kniet voll Mitleid auf die Erde,
Mit dem Kinde selbst ein Kind.
„Sprich, womit kann ich euch dienen,
Lindern euren Gram und Schmerz?
Deiner Mutter Todesmienen
Deuten, scheint es, himmelwärts.“

„„O mein Herr,““ versetzt die Kleine,
„„Meine Mutter sehnt sich so,
Daß ein Priester ihr erscheine
Mit dem Evangelio,
Der mit Gottes Wort sie speise
Und mit tröstlichem Gebet
Sie zum rechten Helfer weise,
Ehe sie von hinnen geht.

„„Und zu stillen ihr Verlangen
Macht ich mich im vollen Lauf,
Eh die Sonne kam gegangen,
Schon zum nahen Windsor auf.
Wollt nach einem Priester fragen,
Der sie betend heimgeleit;
Aber ach, was soll ich sagen?
Keiner war dazu bereit.““

Als der Ritter das vernommen,
Spricht er ernst und feierlich:
„Doch! ein Priester ist gekommen,
Denn ein Priester bin auch ich.
Gott hat mich zu dir gesendet,
Weib, daß ich dein Führer sei
Und, bevor dein Athem endet,
Trost von oben dir verleih."

Und er nimmt die Hand der Kranken,
Setzt sich auf ein Bündel hin,
Und mit ewgen Heilsgedanken
Naht er jetzt der Kämpferin;
Deckt ihr auf des Herzens Blöße,
Zeigt der Sünde Straf und Schuld,
Zeigt ihr auch des Heilands Größe
Und den Reichtum seiner Huld.

Mitten durch die Todesqualen
Bricht sein tröstend Wort sich Bahn;
Mit der Augen letzten Strahlen
Sieht das Weib ihn lächelnd an.
Und indem sich selger Friede
Auf die bleichen Züge legt,
Kommt der Engel, der die Müde
In das Land der Ruhe trägt.

Drauf der Ritter: „Komme morgen,
Arme Kleine, in mein Schloß;
Ich will ferner für dich sorgen,
Muß besteigen jetzt mein Roß."
„„Doch wer seid ihr, Herr? ich bitte!""
Flüstert sie mit leisem Hauch,
Und es spricht Georg der Dritte:
„Priester, aber König auch."

Kaum hat er den Mund geschloßen,
Sieh, da naht mit Freudenton
Sein Gefolg auf schnellen Rossen,
Das vermißt den König schon.
Doch auf die Zigeunerleiche
Sehn sie fragend still und stumm,
Und es zeugt die Königseiche
Von des Königs Priestertum.

Nach Chr. G. Barth.

Feldlied der Hannoveraner.

1793.

Trompeten schallen
Und Trommeln gehn;
Die Völker wallen,
Die Fahnen wehn.

Kommt, tapfre Brüder,
Tretet heran!
Stimmt Kriegeslieder
Mit Freuden an.

Denn euch Soldaten
Wird Ehr und Ruhm
Durch Heldenthaten
Zum Eigenthum.

Schont des Besiegten,
Der Gnade fleht;
Haut den Bekriegten,
Der widersteht.

Drum, brave Krieger,
Zücket das Schwert,
Braucht es als Sieger,
Seid Deutschlands wert.

Und müßt ihr weichen,
Fliehet nur nicht;
Stehet wie Eichen,
Trotz im Gesicht.

Seid Brüdern Retter,
Flink auf der Wacht,
Und wie ein Wetter
Tobt in der Schlacht.

Seid treu und bieder,
Scheut nicht den Tod;
Und, meine Brüder,
Trauet auf Gott.

Doch laßt Erbarmen
Nie aus der Brust;
Kranken und Armen
Helfet mit Lust.

Laßt euch nicht schrecken
Des Feindes Macht;
Gott wird euch decken,
Der allzeit wacht.

Zu jeder Stunde
Zum Kampf bereit,
Mit Gott im Bunde
Zieht in den Streit.

Lied vom elften hannöverschen Infanterieregiment,

bei seinem Auszuge aus Lüneburg gesungen.

1793.

Die Stunde schlägt, ihr Brüder, hört:
Die Abschiedsstunde schlägt!
Reicht euren Freunden nun die Hand
Und segnet euer Vaterland,
Die Hand ans Schwert gelegt.

Wir sind des Löwen Enkel noch,
Noch strömt in uns sein Blut.
Der Franke spotte immerhin,
Wir haben alle einen Sinn,
Wir haben deutschen Mut.

Wir eilen fernen Brüdern zu,
Sie winken in der Not.
Wir schützen sie mit Bruderhand
Und streiten für das Vaterland,
Dem stolz der Franke droht.

Wir lieben zwar die Freiheit auch:
Georg ist groß und gut!
Er schützt der Freiheit goldnes Recht,
Er haßt den feilen Fürstenknecht,
Und wir die Freiheitswut.

Drum weihen wir uns gern dem Tod
Fürs Vatersland und ihn.
Sein Friedrich, groß und gut wie er,
Zieht Siege ahnend vor uns her,
Ins ferne Ausland hin.

Sieg oder Tod! wir weichen nicht,
Wir stehn wie Eichen fest.
Des spotte jeder Kriegesmann,
Des spotte, wer nur spotten kann,
Der seinen Platz verläßt.

Sieg oder Tod! Tod oder Sieg!
Das sei jetzt unser Bund.
Der Deutsche hält, was er verspricht,
Und stürzt, gestärkt durch seine Pflicht,
Sich in den Feuerschlund.

Sei glücklich, theures Vaterland,
Ihr Freunde, lebet wohl!
Dieß ist der letzte Druck der Hand,
Wir ziehen für das Vaterland
Zum Kampfe, lebet wohl!

Zuruf an die ausziehenden Hannoveraner.

Auf, Brüder, auf und dem vertraut,
Der Erd und Himmel überschaut.
Mit Gott ins Feld, so steht ihr fest,
Und wahrlich Gott euch nicht verläßt.

Wenn euch Gefahr und Not bedroht,
So rettet euch der starke Gott.
Und fällt der tapfre Held im Streit,
O droben lohnt die Ewigkeit.

Drum Krieger, stählet euren Mut
Und opfert willig Gut und Blut.
Groß, ehrenvoll ist euer Stand,
Und süß der Tod fürs Vaterland.

Drum, Brüder, auf und dem vertraut,
Der Erd und Himmel überschaut.
Mit Gott ins Feld, so steht ihr fest,
Und wahrlich Gott euch nicht verläßt.

Christlicher Heldenmut für die aus den Herzogthümern Bremen und Verden zum Feldzuge commandirten Regimenter.

1793.

Mit uns ist Gott, mit uns ist Gott!
Sei unsre Loosung itzt,
Der Weltregierer, unser Gott,
Der unser Land beschützt.

Ob wir durch hohe Fluten gehn:
Mit uns ist unser Gott!
Ob mitten wir im Feuer stehn:
Mit uns, mit uns ist Gott!

Wir trotzen nicht auf unsre Macht
Mit blindem Übermut:
Wir wißens, Gott regiert die Schlacht,
Dem theuer unser Blut.

Gefahr und Tod, ihr schreckt uns nicht:
Vom Herrn kommt unser Stand.
Wir folgen mutig unsrer Pflicht:
Mit Gott fürs Vaterland.

Uns treibt kein blinder Übermut,
Kein Geiz nach Raub und Geld,
Kein Durst nach unsrer Feinde Blut
Ins öde Leichenfeld.

Es gilt fürs deutsche Vaterland,
Für Ordnung, Schutz und Ruh,
Für Frieden über jeden Stand,
Für Weib und Kind dazu.

Was sprecht ihr allen Völkern Hohn,
Zerrüttet, mordet, raubt?
Ihr ruft den Blitz von Gottes Thron
Herab auf euer Haupt.

Erbarme Gott sich über euch,
Den ihr so kühn entehrt,
Damit nicht euch und euer Reich
Ihr in der Wut verzehrt.

Du liebes deutsches Vaterland,
Bleib Gott und Fürsten treu,
Und liebe jeder seinen Stand:
So lebt sichs froh und frei.

J. C. Velthusen.

An die hannöverschen Truppen bei ihrem Abgange zum Feldzuge.

1794.

Vom Feur des Heldenmuts entflammt,
Ergreift die Waffen, Brüder!
Die Feigheit werde stets verdammt,
Singt eure Heldenlieder!

Wie eur Gesang, so sei eur Herz:
Erfüllt mit deutschem Mute,
Gestählet gegen jeden Schmerz,
Belebt von deutschem Blute.

Der Deutsche ist ein braver Mann,
Das soll der Feind erfahren!
Hannoveranern sieht mans an,
Wer ihre Ahnen waren.

Es rede jeder Zug an euch:
Das Schlachtfeld müß es zeigen,
Euch komme nicht der Franzmann gleich;
Sein Prahlen bringt zum Schweigen.

Zum Schweigen bringt den Lästermund,
Dem heilig nichts geblieben;
Bald werd es allen Völkern kund,
Daß ihr den Feind vertrieben.

Vertreibt ihn, daß ers nicht mehr wagt,
Auf deutschen Grund zu treten;
Verjagt ihn, daß er schnell verzagt
Mit allen seinen Räten.

Zum Marsch, ihr Brüder! Gott mit euch!
Er lehr euch kämpfen, siegen.
Kehrt bald zurück an Siegen reich,
Erzählt von euren Kriegen.

D. F. Dörrien.

Schlachtlied der Hannoveraner.

Eine deutsche Marseillaise.

1794.

Auf, rüstet euch, verbundne Heere,
Auf, auf, das blanke Schwert zur Hand!
Ein Volk, das Gott, Gesetz und Ehre
Verhöhnt, droht unserm Vaterland.
Uns nahen tobend wilde Horden,
Wie noch der Erdkreis keine sah:
Die Hand ans Schwert! Schon sind sie da,
Uns zu berauben und zu morden.
Auf, wer sich Mensch fühlt, auf!
Mit deutschem Arm und Mut
Schlagt diese Brut,
Tränkt Berg und Thal
mit der Barbaren Blut.

Sie wähnten, diese tollen Rotten,
Sie würden uns willkommen sein,
Wir würden deutscher Tugend spotten,
Uns ihrer Brudermorde freun.
Verwegne Brut! Tod und Verderben
Komm über euch für diesen Wahn!
Seht ihr uns für Rebellen an?
Uns, nur gewohnt fürs Recht zu sterben?
Auf, wer sich Mensch fühlt, auf!
Mit deutschem Arm und Mut
Schlagt diese Brut,
Tränkt Berg und Thal
mit der Barbaren Blut.

Nein, nein, wie Galliens Huronen,
Befleckt mit ihres Königs Blut,
Zertritt kein Deutscher Fürstenkronen,
Raubt keiner seiner Brüder Gut!
Bei unsern Vätern! nein, wir haben
Noch Glauben, ehren Gott und Pflicht!
Euch aber folg ans Hochgericht
Verzweiflung und ein Heer von Raben.
Auf, wer sich Mensch fühlt, auf!
Mit deutschem Arm und Mut
Schlagt diese Brut,
Tränkt Berg und Thal
mit der Barbaren Blut.

Verworfne Lügner, Gottes Tempel
Entweihet ihr durch frechen Spott
Und lehrt durch höllisches Exempel,
Wahnglaube sei der Glaub an Gott.
Zum Mord gedungen ziehn die Buben
Mit wutentflammten Blicken aus
Und füllen Stadt und Land mit Graus
Und wandeln sie in Mördergruben.
Auf, wer sich Mensch fühlt, auf!
Mit deutschem Arm und Mut
Schlagt diese Brut,
Tränkt Berg und Thal
mit der Barbaren Blut.

Mein Vaterland am Ende des Januars 1806.

Drohen furchtbar abermal Gewitter
Dir, mein theures mütterliches Land?
Träum ich? oder beut, nun doppelt bitter,
Dir den Leidenskelch die Freundeshand?

O den tieferschöpften Fieberkranken
Schüttelt schreckend eitle Phantasie;
Seines Hauses Pfeiler sieht er wanken,
Aber nein, die festen wankten nie.

Nein, mein Vaterland, du wirst nicht fallen,
Dich beschützt der Welfen Genius;
Laß des Sturmes Ungestüm verhallen,
Steh ihm, wie die Unschuld stehen muß.

Die verflossenen Jahrhundert zeugen:
Deine Fürsten waren stark und gut;
Kaiser konnten deinen Löwen beugen,
Aber nimmer brechen seinen Mut.

Die Annalen deiner Kinder sprechen
Laut von ihrer Treu und Tapferkeit:
Ihnen allen ist annoch Verbrechen,
Was der Ahnen hohen Sinn entweiht.

An die Kette kann man uns wohl legen,
Kann uns zwingen wohl durch Übermacht;
Aber nimmer rosten unsre Degen,
Bis dereinst der Rache Tag erwacht.

Für die Freunde wußten wir zu bluten,
Preußens Minden weiß es nicht allein.
Wird der Feind uns je die Schmach zumuten,
Sclaven, seine Sclaven nun zu sein?

Aus der Völker Reihen uns zu drängen,
Zu vernichten unsrer Väter Ruhm,
In das Joch der Knechtschaft uns zu zwängen,
Öffnet das der Liebe Heiligthum?

Noch steht Albion, ein Fels im Meere,
Und der Ewigkeit sagt Trafalgar:
Unentweiht ist seiner Flotten Ehre,
Wie sie seit Jahrhunderten es war.

Noch beschützt uns Rußlands Alexander,
Deutschlands Retter, Schweden, sind uns nah;
Beide schließen fest sich an einander,
Beide stehn zum Kampf gerüstet da.

Ja, den tieferschöpften Fieberkranken
Schüttelt schreckend eitle Phantasie;
Seines Hauses Pfeiler sieht er wanken,
Aber nein, die festen wankten nie.

Wilhelm Ältzen.

An Herrn Ältzen.

Ja, es stürzen abermals Gewitter
Auf dein gutes, armes Vaterland;
Und es reicht den Kelch ihm doppelt bitter
Des Verräters, nicht des Freundes Hand.

Was dich rüttelte, den Fieberkranken,
Ach, es war nicht leere Phantasie!
Alle Pfeiler deines Hauses wanken:
Freundes Arglist unterwühlte sie.

Jener Freund, den es so dankbar wähnte,
Weil es einst ihm half aus seiner Not,
Den es sich als treuen Arzt ersehnte,
Reichte ihm statt Arzenei den Tod.

Unbekannt mit Hinterlist und Tücken,
Hört es auf Cassandras Warnung nicht;
Da spann Bosheit hinter seinem Rücken
Das Gewebe — und sein Pfeiler bricht.

Crefeld, Minden, Roßbach sind vergeßen,
So wie deutsche Treu und Redlichkeit,
Und der Enkel Friedrichs nimmt vermeßen
Einen Raub, den Frankreichs Hand ihm beut.

Menschen, Länder sind nur feile Waaren,
Die der Handelsmann verkauft und tauscht,
Und es dulden deutsche Völkerschaaren
Dieses Spiel, von Weichlichkeit berauscht.

Mich, den auch erschöpften Fieberkranken,
Schreckt noch eine andre Phantasie:
Aller Staaten Pfeiler seh ich wanken,
Rettungslos zertrümmern seh ich sie.

Steht gleich Albion wie Fels im Meere,
Steht gleich Alexanders Reich noch fest,
Preist Trafalger gleich der Briten Ehre,
Weisend auf der Schiffe Trümmerrest:

So wird doch dein Vaterland vom Joche
Nur erstehn durch eigne innre Kraft.
Bald beginnen mög die Zeitepoche,
Die ein neues Volk aus Deutschen schafft!

Minerva, Jahrgang 1806, Heft 3.

An den preußischen Wappenadler bei dessen Aufrichtung in der kurfürstlichen Residenz Hannover

am 7. April 1806.

Bist du es, der gekommen ist,
Vielleicht uns zu erfreun?
Ein Galgenvogel bist du ja,
Drum komme dir kein Mensch zu nah,
Der nicht gefaßt will sein.

Schon lange war dein Krallenpaar
Auf unser Land gericht't.
Jetzt hast dus! — Ob es lange währt,
Daß man gezwungen dich verehrt,
Das ist nicht einbericht't.

Du hast der Tugenden sehr viel,
Die nicht zu loben sind;
Dein Schnabel hackt und schmerzt gar sehr,
Die krummen Krallen noch viel mehr,
Die Flügel machen Wind!

Ein altes Sprüchwort thut uns kund:
„Gewalt, die geht vor Recht."
Dieß ist auch jetzt mit uns der Fall:
Fürwahr, wir leiden durch dich all,
Groß ist, der es erträgt!

Auf deiner Reise fielen dir
Die meisten Federn aus;
Nun ist ein neues Federkleid
Auf unsre Kosten dir bereit't,
Nun bist du wie zu Haus.

Doch wenn der goldne Adler schreit:
„Du schwarzer, packe dich!"
So mußt du ohne Gnade fliehn,
In deine alten Lande ziehn,
Dies glaube sicherlich.

Drum, Freunde, bleibt Georgen treu!
Einst folgt der Treue Lohn!
Das weiße Pferd ist nicht mehr weit,
Der Löwe macht sich auch bereit,
Er zeigt die Zähne schon.

Ich binde jetzt der Besen viel,
Die auch sehr nützlich sind.
Kauft nur, damit ihr das wegkehrt,
Was nicht in unser Land gehört,
Die Strafe ist gelind!

Joachim Weidebusch, Besenbinder.

Auf die Anwesenheit des Herzogs von Braunschweig in seiner Residenz.

1809.

Könnt ich, dem Adler gleich, ins Firmament mich schwingen,
Fröhlich und frei, ein Gott, ins blaue Weltall singen,
Trät ich, bespritzt mit Blut, ein Mann, aus Kampf und Schlacht,
Dann würd, o Welfe, dir ein würdig Lob gebracht.

So aber bin ich nur ein weinend Kind gleich allen,
So Schwert als Harfe würd der schwachen Hand entfallen;
Doch denk ich dein, ja dein, wallt auf dieß träge Blut,
Und sieh, dem Kinde wächst noch alter deutscher Mut.

Dann sieht es dich, o Held, in deiner Väter Hallen,
Flüchtling, verbannt und arm, in stiller Trauer wallen;
Doch eh zu neuem Kampf dich wilder Donner ruft,
Steigst du, ein treuer Sohn, in ihre stille Gruft.

Ein seltsam Schweigen hat da rings erfüllt die Mauern,
Man sah nicht Deutschland, doch man sah die Sterne trauern;
Da sankst du weinend hin, ein Strahl durchflog den Chor,
Und aus dem Sarge stieg Heinrich der Leu empor.

Und all die Helden rings in heilgen Sarkophagen,
Männer, so Leid und Tod um Deutschland einst getragen,
Die heben ernst und stumm sich aus den Särgen wach,
Vor allen aber so Heinrich der Löwe sprach:

„Getrost, vieltreuer Sohn! Bald heilen all die Wunden!
Hier blick hinab und sieh Germania treu verbunden.
Des Fremden Lorbeer liegt, von Blut befleckt, entlaubt;
Doch segensreich umstrahlt ein Stern des Enkels Haupt.

„Du aber zeuch, mein Sohn, harr still der theuern Stunde
Und bring den Brüdern dein da oben diese Kunde."
So sprach der Löwe, sprachs, und in die Särge all
Die Helden sanken rings mit wundersamem Schall.

Da stiegest du empor, die Faust gestärkt zum Streite,
Blitz, Donner, Feindesruf durchdrang die Luft, die Weite;
Du aber schlugst den Feind mit wenig Treuen dein
Und legtest ruhend nun dein Haupt auf einen Stein.

Justinus Kerner.

Braunschweigs Fall.

Der Herzog Wilhelm von Braunschweig,
Der Braunschweig-Öls genannt,
Bei diesem Ehrennamen
In aller Welt bekannt;

Der Herzog Wilhelm von Braunschweig,
Ein Held besondrer Art,
Schneeweiß von Augenbraunen,
Braun von Gesicht und Bart;

Der Herzog Wilhelm von Braunschweig,
Mit seinem starken Arm
Hielt er den Tod sich vom Leibe,
Er that ihm keinen Harm.

Der Herzog Wilhelm von Braunschweig,
Als er den Totenkopf
Nicht mehr trug vorn auf der Mütze,
Da faßte der Tod ihn beim Schopf.

Der Herzog Wilhelm von Braunschweig,
Als er in Bunt und Rot
Auszog zum neuen Kriege,
Da faßt ihn der bleiche Tod.

Der Herzog Wilhelm von Braunschweig,
Jenseit dem deutschen Fluß
Getroffen von zwei Kugeln
Aus einem Kartätschenschuß;

Der Herzog Wilhelm von Braunschweig
Fiel fern auf fremdem Grund,
Doch um sein Grab in Braunschweig
Bellt kein französischer Hund.

Friedrich Rückert.

Herzog Wilhelm von Öls.

Der Kaiser schlug zum Frieden ein,
Doch Herzog Wilhelm spricht:
„Wollt ihr des Teufels Diener sein,
Bei Gott! ich bin es nicht."

Er rang sich durch das Sachsenland
Bis zu der Väter Burg;
Umsonst war Feindes Widerstand,
Er schlug sich mutig durch.

Und bei des Ahnherrn Löwenmal
Sprach er zu seinem Volk:
„Bleibt in der Treue fest wie Stahl,
Dann ists nur Wetterwolk.

„Und ob der Wetterwolke thront
Ein ewig Recht und Licht,
Das den Getreuen schirmt und schont,
Doch Frevlers Bau zerbricht."

Da stürmt heran mit Lärm und Graus
Ein neuer Feindesschwarm;
Den Leuen in dem eignen Haus
Erdroßeln will ihr Arm.

Vom hohen Wall der Bürger sah
Das grimme Waffenspiel;
Der Tod war seinem Herzog nah,
Und mancher Schwarze fiel.

Doch alles Erdgedräng zerstiebt
Vor echtem Heldensinn;
Und der Triumphzug — ungetrübt
Gieng er zum Meere hin.

Stolz trug die blaue Wogenflut
Die deutsche Heldenschaar,
Ein unbezahlbar deutsches Gut,
Wie Horst und Hengst es war.

Britannia war ihr Asyl,
Bis vor des Rächers Blick
In Staub des Korsen Reich zerfiel:
Da gabs den Schatz zurück.

Wilhelm Blumenhagen.

Dämmerschein fast entschwundener Hoffnung.

Ode an das Jahr 1812.

Zagend gehn wir dir entgegen,
Jahr, das jetzt das Haupt erhebt;
Denn auf rauhen Dornenwegen
Uns dein Fuß entgegenbebt.
Deine ersten Stunden färben
Menschen ach mit Bruderblut;
Blutgen Lorbeer zu erwerben,
Ringt der Ehrsucht blinde Wut.

Um uns die Zertretnen wimmern,
Fern ist jede Retterhand;
Fern nur sehn wir Freiheit schimmern,
Fern im meerumfloßnen Land.
Stumm der Wahrheit Götterstimme,
Denn die feige Tyrannei
Späht mit ewig wachem Grimme
Um sich, ob sie sicher sei.

Selbst in niedre stille Hütte,
Wo in trauter Liebe Ring
Sonst der Mann in deutscher Sitte
Wohl und wonnig sich ergieng,
Drängen sich der Sorgen Schaaren
Bleich und freudetötend ein,
Und nach langgedienten Jahren
Soll der Greis noch Bettler sein.

Ja, das Höchste und das Eine,
Uns vom Himmel hergesandt,
Drin das Herz, das kindlichreine,
Hier schon seinen Frieden fand,
Band, die Herzen eng zu binden,
Ob auch jede Kette riß,
Sucht uns Leichtsinn zu entwinden,
Seines Sieges schon gewiß.

Was aus solchen wilden Wogen
Führst du zögernd uns herauf?
Bleibt der Horizont umzogen?
Oder klärst du mild ihn auf?
Wird des Sturmes Stimme schweigen?
Hellst du freundlich unsern Blick?
Oder sehn bei deinem Reigen
Trauernd wir auf dich zurück?

Zwar gefurchter Stirne Falten
Deuten düster neues Weh;
Doch der Funken soll mich halten,
Den ich dir im Auge seh:
Hoffnung, daß die Zwietracht schwinde,
Und geeinte Männerkraft
Den Kolosß noch überwinde,
Den die Hölle sich erschafft!

Ja, des Glaubens lichte Fahne
Führ uns — göttlicher Gewinn! —
Trotz des Leichtsinns rohem Wahne
Zu der Liebe Tempel hin!
Recht und Wahrheit müßen siegen,
Und das Alte neu erstehn,
Der Verderber Stolz erliegen,
Eh wir dich noch schwinden sehn.

Doch zertrümmert sinke nieder,
Was die Habgier schlau ersann,
Und der Deutsche, grad und bieder,
Traue einem deutschen Mann;
Daß des Löwen edle Sproßen
Walten mit verständger Hand,
Und in Jubel ausgegoßen
Jauchze das beglückte Land.

Das Nordlicht.

Zu Anfang des Jahres 1813.

In Nacht versunken starrt umher
Die zitternde Natur;
Die Sonne wärmte längst nicht mehr
Die abgestorbne Flur.

Es traurt verstummt die schwarze Nacht,
Die scheue Lippe schweigt,
Und wo die Freude einst gelacht,
Die bleiche Furcht sich zeigt.

Der Frost, dem alle Welt erliegt,
Ergreift mein tiefstes Herz;
Der Unmut schwarz im Busen siegt
Und weckt der Sehnsucht Schmerz.

Das innre Licht, die Hoffnung, schwand
Gleich äußerm Tagesschein,
Und traurend starr ich in das Land
Der Finsternis hinein.

Doch schau! ein goldgelockter Strahl
Rollt durch die Nacht heran
Und zeichnet durch das öde Thal
Des Lichtes schnelle Bahn.

Ein Feuermeer entfeßelt dort
Sich wälzt vom Norden her;
Schnell schießts am Ring des Himmels fort
Und leuchtet weit umher.

Bald zuckts wie glühnder Rache Schwert
Hin in die ferne Nacht;
Bald blinkts wie Flämmchen, auf dem
Der Hoffnung angefacht. [Herd

Bald loderts hoch wie Flammenglut,
Vor deren Zorn zerfällt,
Was jüngst der Mensch mit keckem Mut
Hat himmelan gestellt.

Gegrüßt, du furchtbar schöner Schein,
Der tief ins Herz mir dringt,
Magst du von manchem Auge sein,
Das Finsternis umringt.

Wer zündete zu unserm Wohl
Dich, Strahl der Rettung, an?
Der Gott, der auch am eisgen Pol
Noch Licht erschaffen kann.

Ob Wolken auch, vom Sturm gejagt,
Dich neidisch uns entziehn:
Ich seh genug, bis bald es tagt,
Und alle Schatten fliehn.

Genug, bis Sonnenlicht den Flor
Vom blauen Felde streift,
An dessen Wärme neu empor
Die junge Freude reift.

Genug, bis daß der volle Glanz
Dem Leben mich versöhnt
Und in der Freude regem Kranz
„Nun danket Gott!“ ertönt.

Feldlied.

1813.

Hoch hebt die Fahne himmelan:
Ruf Gottes rauscht in ihr!
Ruf Gottes weht uns alle an:
Ihm nach! dann siegen wir.

Wir kämpfen für das höchste Gut,
Für Freiheit, Weib und Kind;
Im Herzen flammt der Väter Mut,
Sind alle gleichgesinnt.

Uns hat der neue Sarazen
Das Heiligste geraubt;
Hinan, wo seine Haufen stehn,
Gott schützt des Tapfern Haupt.

Wir kämpfen nicht für Ruhm und Sold,
Nicht für ein Ordensband:
Der deutschen Treu gilt mehr, als
Georg und Vaterland. [Gold,

Wilhelm Blumenhagen.

Johanna Stegen.

2. April 1813.

In den lüneburger Thoren
Ward ein seltner Kampf gesehn;
Daß der Kampf nicht gieng verloren,
Ist durch Mädchendienst geschehn.
Bürger griffen zu den Waffen,
Der Franzosen arge Brut
Aus der Stadt hinauszuschaffen,
Weil sie drin gehaust nicht gut.

Wie sie gegenüber standen,
Schoßen sie nun hin und her,
Bis die städtschen Schützen fanden
Ihre Taschen pulverleer.
Aber seht, es ist ein Engel
Unterwegs mit schnellem Fuß,
Zu ersetzen eure Mängel
Von des Feindes Überfluß.

Ein französscher Pulverwagen
Lag gestürzt am fernen Ort,
Und verstreut am Boden lagen
Haufen von Patronen dort.
Dieses ward ein Mädchen inne,
Die Johanna Stegen hieß,
Die es mit entschloßnem Sinne
Nicht zu nutzen unterließ.

In die aufgefaßte Schürze
Raffte sie behendlich ein,
Trug die köstlich theure Würze
Ihnen in das Glied hinein.
Schnell geleeret ward die Schürze
Und verschoßen auf den Feind,
Dem die eigne gute Würze
Übel zu bekommen scheint.

Schnell geleeret war die Schürze,
Und Johanna schnell zu Fuß
Wieder fort und in der Kürze
Wieder da mit Überfluß.
Ob auch mancher Schütze stürze
In der Nähe dort und da,
Immer mit der vollen Schürze
Ist Johanna Stegen nah.

Wie auch dichter Kugelregen
Von dem Feinde rings geschah,
Immer ist Johanna Stegen
Mit der vollen Schürze nah.
Und so ist zuletzt geschehen,
Was da zu vermuten war,
Daß der Feind nicht länger stehen
Konnte vor der Bürgerschaar.

Denn sie sagen: Jeder Jäger
War im Laden so geschwind,
Wie natürlich, wo die Träger
Der Patronen Mädchen sind.
Und ein Schuß, so gut geladen,
Mußte treffen so ans Ziel,
Daß von jedem ohne Gnaden
Immer ein Franzose fiel.

Friedrich Rückert.

Der deutschen Freiheit Waffenschmied.

Nenne ihn! Wie heißt der Mann?
Deutscher Freiheit Waffenschmied?
Der nie wankend ab und an
Gieng den festen Heldenschritt?
Der im Stillen hat geschaffen
Roß' und Männer, Krieg und Waffen?

Scharnhorst heißt der edle Mann,
Deutscher Freiheit Waffenschmied,
Der auf Rettung rastlos sann,
Vieles that und vieles litt,
Daß er könnte deutsche Ehren
Für den heilgen Krieg bewehren.

Schon hat er den großen Streit,
Der uns steht um höchstes Gut,
Herrlich hat er ihn geweiht
Mit dem theuren Heldenblut:
Allen Tapfern rauns zum Pfande,
Daß erliegen wird die Schande.

Darum, Klang, der Freiheit klingt,
Kling ihn hell wie Orgelton,
Darum, Lied, das Freiheit singt,
Sing Hannovers tapfern Sohn,
Zeig ihn allen Biederleuten
Als ein Zeichen beßrer Zeiten.

Treuer, biedrer deutscher Held,
Gott mit uns, und Gott mit dir!
Der die Ehre oben hält,
Stehe bei dir für und für!
Nimm mit Vaterlandesrettern,
Nimm den Kranz von Eichenblättern.

E. M. Arndt.

Auf Scharnhorsts Tod.

Wer ist würdig unsrer großen Toten,
Die einst ritterlich fürs deutsche Land
Ihre Brust dem Eisen boten?
Wen erkennen sie als rechten Boten
Aus dem alten Vaterland?

Wer mag Hermann seine Rechte reichen
Und der Väter Angesichte schaun?
Wahrlich, keine von den bleichen
Seelen, die vor jedem Sturmwind streichen!
Die zermalmte schier das Graun.

Nur ein Held mag Heldenbotschaft tragen,
Darum muß der Deutschen bester Mann,
Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
Unser Joch, das wollen wir zerschlagen,
Und der Rache Tag bricht an.

Heil dir, edler Bote! Hohe Weihe
Giebt dein Gang dem deutschen Waffenspiel:
Jeder wird ein Held in Treue,
Jeder wird fürs Vaterland ein Leue,
Wenn ein solcher blutig fiel.

Heil dir, edler Bote, Männerspiegel!
Biedermann aus alter deutscher Zeit!
Ewig grünt dein Grabeshügel,
Und der Ruhm schlägt seine goldnen Flügel
Um ihn bis in Ewigkeit.

E. M. Arndt.

Die Befreiung meines Vaterlandes.

1813.

Ists Wahrheit? Ists kein Traum, der mich bethört?
Darf wieder frei sich Herz und Mund ergießen?
Sind unsre Dränger, die uns Heil verhießen,
Vom Stuhl gestürzt? Ist ihre Macht zerstört?

Und hat der Frevel endlich ausregiert?
Und sind die Ketten, die uns laut umklirrten,
Zerbrochen? Sind wir unserm alten Hirten
Nach langer Trennung wieder zugeführt?

Ja, Gott mit uns! Er stand uns mächtig bei,
Er schlug durch Kält und Frost in fernen Zonen
Der Gallier siegestrunkne Legionen,
Sein Wink gebot, und siehe: wir sind frei!

Sind frei! sind frei! An jedem deutschen Ort,
Wo man Georg verehrt, im ganzen Lande,
Vom Strom der Elbe bis zum Weserstrande,
Von jeder Lippe schallt das süße Wort.

Zehn Jahre harrtest du, mein Vaterland,
Du braves Volk, das Männer, Helden zeugte
Und Frankreichs Stolz in mancher Feldschlacht beugte,
Geführt zum Sieg vom Welfen Ferdinand.

Zehn lange Jahre lag auf dir die Schmach,
Der Knechtschaft Schmach! O daß den Räuberhorden,
Die Gallien ergoß, dein Glück zu morden,
Die deutsche Kraft, der deutsche Mut erlag!

Wie welkte schnell dein reicher Flor dahin!
Wie ward das Mark dir künstlich ausgesogen!
Wie kärglich dir die Freude zugewogen!
Denn der Tyrannen Loosung hieß: Gewinn!

Dein Schweiß, o Landmann, füllte den Pocal
Der Schwelger, und mit deinen bittren Thränen,
O Bürger, sättigten sich die Hyänen
Und lachten deiner beim erpreßten Mahl.

Ihr Übermut bedurfte keinen Gott,
Genuß der Sinne war ihr eitler Götze,
Ihr kaltes Eisen schmiedete Gesetze,
Und trieb mit Recht und Billigkeit nur Spott.

Doch hielten wir am Alten felsenfest,
Was liebend wir im stillen Herzen trugen;
Denn sie bedachten nicht, die Überklugen,
Daß Lieb und Haß sich nicht gebieten läßt.

Wir sind gerächt! Wo ist die kühne Schaar
Der Reisigen? Wo sind sie, die Phalangen,
Die nach des Erdballs Oberherrschaft rangen,
Und deren Zahl wie Sand am Meere war?

„Bis hieher und nicht weiter!" so erscholl
Des Rächers Stimme, „weh euch, wehe, wehe!"
Und siehe da: sie stürzten von der Höhe,
Die Schrecklichen! — Ihr Sündenmaß war voll!

Sie sind nicht mehr! Der Allmacht Donner schlug
Sie nieder. Nimmer werden sie erstehen.
Sie sind nicht mehr! Der Freiheit Fahnen wehen,
Und unter gieng Gewalt und List und Lug.

Dir aber, edler Fürst, flammt unser Dank!
Heil dir, des wahren Ruhms gerechtem Erben!
Wer wollte weigern sich, für dich zu sterben,
Des Heldenmut uns solchen Preis errang!

J. D. C. Lauenstein.

Hannovers Genius.*)

1813.

Am deutschen Glauben sah man fest euch halten,
Ihr bliebt dem alten Fürstenhause hold,
Euch freute nie der fremden Herrscher Walten,
Euch lockte nie der fränkische Sündensold.
Darum vernehmt in dieser Feierstunde
Die Worte aus der heilgen Freiheitskunde.

Die Nachwelt wird vor allen deutschen Stämmen,
Die diesen großen Völkerkampf gesehn,
Hannover stets mit hoher Achtung nennen,
Drum laßet neu das Freiheitsbanner wehn.
Frei bliebt ihr selbst in fremden Sclavenbanden:
Die Freiheit grüne fort in diesen Landen.

Nie soll sich hier auf diesen Segensauen,
Wo deutscher Mut, wo deutsche Treue wohnt,
Ein fremder Fürstensitz gewaltsam bauen,
In euren Herzen fest eur König thront.
Ihm gab der Herr dieß schöne Land zum Lehne:
Es erbe fort auf seines Stammes Söhne.

Dr. Karl Baldamus.

*) Aus einem Prologe, der bei der Feier des pariser Friedens gesprochen ward.

Zur huhng Ahnwasenhät Seiner Kienigling Huhät unnersch verehrten Prins Wilhelm Heinrich, Herzog von Clarence.

1814.

Klickauf! erschallt in hechster Fräd
Aus treier Lieb un Harzlichkät
Dir, Herzog Wilhelm Heinrich, heit
Von uns Bark-, Puch-, Forscht-, Hitten-Leit.
O namm dan Gruss vom gansen Hauf
Mit huhätsvuller Huld gut auf!

Suhn unnersch gressten Kienigs Jerg,
Beehrscht su huch es Harzgeberg,
Lesstich aus Huld ah su weit rob,
Kimmst zu uns, su än arme Tropp.
Willkumme harzlich, Prins, bist du!
Dos rufft d'r ganse Harz dir zu.

Wos mant zur Ehr dir kann geschahn,
Wos Dankbarkät un Lieb ergahn,
Würd alle Ried fluks aufgeschtellt
Von uns, wenn dirsch mant hie gefellt.
Hot uns d'r Brand kleich hart geschlahn,
Fruh sämm'r, dassm'r dich hie sahn.

Kienig Jerg d'r ärschte, huch bekannt,
War domols hie nong grussen Brand.
Sei Voterharz, dos schenkte kleich
Den arme Barkmann Ahnfahrzeig.
Du wärscht, eswie sei Urgrusssuhn,
Uns Abgebrannten ah Guts thun.

1. Fräd, Freude. 3. heit, heute. 4. Von uns Berg-, Poch-, Forst-, Hütten-Leuten. 5. O namm, o nimm. 7. Sohn unsers größten Königs Georg. 8. Beehrschst, beehrst; su huch, so hoch. 9. Lesstich, läßt dich; ah, auch. 13. mant, nur. 14. ergahn, ergeben. 15. alle Ried, wahrhaftig, eine harzische Betheurung, vollständig: „alle Ried (Geräth) und alle Pott." 17. kleich, gleich. 18. Fruh sämm'r, froh sind wir; dassm'r, daß wir. 20. nong, nach dem. 22. Ahnfahrzeig, Anfahrzeug, d. h. Arbeitszeug. 23. Du wirst, alswie sein Urgroßsohn.

Dei edler Blick verschprichts uns ju,
Dei huldreich Harz letts garen zu,
Dass du su huch gepriesner Ferscht
Ä ferschtlich Wark beweisen wärscht.
Mit ehrforchtsvullen Dank sahn mir:
Gotts reichster Sähng ward dir derfier!

Es lab huch Wilhelm Heinrich heit
Von zunt bes in d'r schpätsten Zeit.
Ofs grusse kienigliche Haus
Schitt Gott sän Sähng ofs reichste aus.
Un dir winscht ehrforchtsvull uhmdrauf
D'r ganse Harz Klickauf! Klickauf!

26. letts, läßt es; garen, gerne. 29. sahn mir, sagen wir. 30. ward dir derfier, werd dir dafür. 31. lab, leb. 32. zunt, jetzund. 33. Ofs, Aufs. 34. Schütte Gott seinen Segen aufs reichste aus. 35. uhmdrauf, obendrauf.

Das Georgsfest.

1814.

(Abgekürzt.)

Britannien, du hast oft uns wohlgethan!
Doch stolz darf heut sich unser Haupt erheben,
Stolz schaut Hannovera die Schwester an:
Das Köstlichste hat sie dir doch gegeben!
Denn unser ist das edle Königshaus,
Das hundert Jahr mit Ruhm und Glanz erfüllte; *)
Aus unsrer Herren Hause zog es aus,
Als sichs mit Londons Purpurkleid umhüllte.

Doch schöner schmückt, als aller Kronen Pracht,
Die heilge Milde, jene Vatertreue,
Die sorgsam jedes Bürgers Haupt bewacht
Und sorgt, daß jeder sich des Daseins freue;
Gerechtigkeit, die Trotz und Unbill straft,
Doch riesenstark bedrückte Unschuld schirmet,
Und fester Eisensinn, der nie erschlafft,
Nie zagt, wenn auch die Welt ihn frech bestürmet.

*) Im Jahre 1814 waren es gerade 100 Jahre, seit Georg I. den Thron von England bestieg.

So kostbar war der Welfen Vätertheil!
Und jeder Enkel hielt den Schatz in Ehren,
Gehegt für uns und aller Völker Heil,
Um ritterlich der Tyrannei zu wehren.
Ja, jedes Haupt des herrlichen Geschlechts —
Verehrt des Höchsten wundersame Leitung! —
Hat schon bekämpft die Spötter jedes Rechts,
Das Frankenvolk, in ernster Vorbedeutung.

Der Erste, noch ein jugendlicher Held,
Erklomm voran die mainzer Todeswälle;
Ihn sah der Vater Rhein im Lanzenfeld
Auf mancher heißen, blutbegoßnen Stelle.
Der Zweite brach mit eigner, starker Hand
Auf Dettings Flur sich seine Lorbeerkrone,
Das Vaterland, wo seine Wiege stand,
Siegreich vertheidgend auf dem Inselthrone.

Der Dritte — o wer nennt mit trocknem Blick
Des Vaters Namen? Wer ihn ohne Rührung?
Sein Wirken war ein Bau für Menschenglück,
Ein langer Segen seine Scepterführung.
Und o wie war sein Heldenherz bedacht,
Das Kleinod Menschenfreiheit zu verbürgen!
Nicht rastend, bis das Raubthier, matt gemacht,
Die Kraft verlor, zu rauben und zu würgen.

Als Preußen knirschend seinen Nacken bog,
Und auch der starke Riese aus dem Norden
Durch ein italisch Lied, das ihn betrog,
In tiefen Schlummer eingesungen worden:
Da hielt der Brite und Hannovers Sohn
Allein noch Stand in heißen Mittagsgluten;
Manch Heldenherz, der Sclaverei entflohn,
Am fernen Ebrostrande mußt verbluten.

So that der Herrscher Albions! Es bringt
Das Vaterland ihm frohe Huldigungen.
Doch wo das Lied, das seiner würdig klingt?
Die Saiten sind vom starken Griff zersprungen.
Stumm ist das Hochgefühl! — Nach frommem Brauch
Kann nur der Sänger noch die Hände falten:
O Herr der Könige, den Enkeln auch
Wollst du der Väter schönes Loos erhalten!

W. Blumenhagen.

Hannöversches Volkslied.

Es dringt im hohen Ton
Dieß Lied zu deinem Thron,
Zu dir, Georg!
Horch, unserm Jubelschall
Antwortet überall
Des Landes Wiederhall:
Georg! Georg!

Der gern sein Volk beglückt,
Den Ruhm und Hoheit schmückt,
Heil dir, Georg!
Es trennt kein Ocean
Den edlen deutschen Mann,
Den treuen Unterthan,
Von dir, Georg!

Dir weihn wir Gut und Blut
Und festen deutschen Mut,
Droht dir Gefahr;
Dir bieten wir mit Lust,
Uns unsrer Kraft bewußt,
Treu unsre deutsche Brust
Zum Schilde dar.

Was will der Feinde Schwarm,
Ficht unser starker Arm
Für dich, Georg!
Sieh, Alles eilt herbei,
Schützt dich mit deutscher Treu,
Drum sei das Feldgeschrei:
Georg! Georg!

C. v. d. Decken.

Graf Münster auf dem Congresse in Wien.

Gottlob, du hast die Bahn gebrochen!
Heil, Heil dir, deutscher Mann!
Mit Ingrimm sahn dich die Tyrannen an,
Du hast zu rechter Zeit ein wahres Wort gesprochen,
Der Sultanismuswut den Stab gebrochen,
Und deine Sprache war der Freiheit Talisman.

* * *

Georg — ihm deuchts kein königlich Vergnügen,
Die Welfen in der Knechtschaft Joch zu schmiegen.
Ein Volk, das treu ihm seine Pflicht erfüllt,
Will er, im Mantel der Alleinherrschaft gehüllt,
Um seine Rechte nicht betrügen;
Frei will ers wie das Roß in seinem Wappenschild,
Und sollt es hie und da sich nicht nach Regeln fügen,
Wodurch den Ungestüm des Lebens Weisheit stillt,
Doch soll kein Kappzaum ihm den freien Nacken biegen.
Ein sanfter Zügel wird genügen,
Und beßer eine Trense zart und mild,
Als Sporn und Peitschenhieb, der Unart Trutz besiegen.
Du fürchtest diese kleine Unart nicht,
Du siehst in Mücken keine Elephanten.

* * *

Wie glücklich ist der Mann, der jetzt auf den Ruinen
Der deutschen Freiheit vor dem Untergange sie
Zu retten noch vermag, dem, einem Herrn zu dienen,
Den als Tyrannen nie der Ruf verschrie,
Das Glück die hohe Gunst in jener Zeit verlieh,
Die, reicher ach an Wespen als an Bienen,
Dem freien Mann ein Plagegeist geschienen,
Der alles Heil vom deutschen Boden wehrt:
Wie glücklich, Münster, du, aus dessen Munde
Das Volk am rechten Ort, zur rechten Stunde
Das erste Wort von Freiheit wieder hört!
Du gabst ihm diese frohe Kunde,
Es schlug als Hauptgesetz dem neuen Bunde
Dein nordischkluger Geist im ganzen Vaterland
Landstände vor, die dem sultanschen Wollen
Gehörge Schranken stellen sollen
Und Despotismus legen an das Band.
Du retteteſt am Grabesrand
Der Völker größten Schatz mit weiser Lenkerhand.
Dein dem Congreſs gewidmet amtlich Schreiben,
Das ernst das Recht des deutschen Volkes schützt,
Wird, edler Mann, dir stets ein Ehrendenkmal bleiben,
Dir und dem Fürsten, der Hannovers Thron besitzt.

Die Wiederkehr der englisch-deutschen Legion.

Im Februar 1816.

Weit öffnet sich das Thor der Königsstadt,
Sie zu empfahn, die wackren Kriegesmänner,
Sie, deren Stirn umkränzt vom Lorbeerblatt,
Die bärtgen Streiter auf gewaltgem Renner.
Willkommen ihr, die in der Schreckenszeit
Den edlen Namen fleckenlos gehalten,
Die, nur der Freiheit und dem Recht geweiht,
Die Phalanx der Tyrannenschaar gespalten.

Stolz ist auf euch das deutsche Vaterland,
Von stolzer Liebe werdet ihr empfangen!
Denn ohne Rast nahmt ihr das Schwert zur Hand,
Als Meer herüber die Drommeten klangen.
Nicht Zwang, nicht Not trieb euch zum schweren Streit:
Ihr sahtet eur Volk in Eisenketten schlagen,
Da nahmt freiwillig ihr das Kriegerkleid,
Erlittne Schmach mit Blutgeld abzutragen.

Ihr Salamanca-Kämpfer, sonnverbrannt!
Ihr Burgos-Stürmer, über Leichen schreitend!
Ihr Helden, Talaveras Eisenwand!
Ihr Männer Waterloos, für Deutschland streitend!
Willkommen an dem heimatlichen Herd,
Wo Vater, Mutter, Gattin auf euch warten!
Sie halten eure tiefen Narben wert,
Und Heiligtum ist dieses Schwert voll Scharten.

So zieht herein! Der Thürme Glockenklang,
Der Jungfraun Grüße, die euch Blumen streuen,
Des Bürgers nie vergeßner Volksgesang,
Das alles muß den Bund mit euch erneuen.
Und stark ist nun der Grenze Stein bewehrt,
Kein Feind wird keck den Krieg herübertragen;
Denn Wellington hat euch die Kunst gelehrt,
Mit treuem Mut den schwersten Kampf zu schlagen.

Wilhelm Blumenhagen.

Sr. Majestät dem Könige Georg IV. von den Bürgern der Residenzstadt Hannover

im October 1821.

Willkommen! tönts von allen Zungen,
Willkommen! rufts aus jeder Brust;
Das schöne Ziel, es ist errungen:
Wir schaun Hannovers Freud und Lust.
O du, dem Land und Meer die Thronen
Des hehren Scepters huldgend baut,
Laß einen Vaterblick uns lohnen,
Nimm freundlich auf den schwachen Laut!

Wir hiengen in der Drangsal Jahren
Getreu an deinem Königswort;
Wohl mußten Hartes wir erfahren,
Doch bliebst du uns ein fester Hort.
In schnöder Herrschaft schwere Ketten
Schlang uns des Feindes Riesenmacht;
Europa bog sich — es zu retten
Warst ungebeugt nur du bedacht.

Den Kerker galt es, zu bekennen,
Für wen das Herz zu Gott gefleht;
Doch wars Verbrechen, dich zu nennen —:
Die stille Thräne ward Gebet.
Ja, Heil uns! Deiner Vatertreue
Nicht unwert ist dein deutsches Land;
Wir haben sonder Furcht und Reue
Vor Gott und Menschen dich bekannt.

Triumph! es schlug die Rettungsstunde,
Mit dir war Gott, die Feßel sank;
Es ward, erkauft durch manche Wunde,
Ein freies Volk dein würdger Dank.
Wie triebs uns da, zu deinen Füßen,
Umstrahlt von deines Blickes Huld,
Das volle Herz dir zu erschließen,
Zu zahlen dir des Dankes Schuld.

Du hörtest deiner Kinder Bitte —
Wann war Erfreuen dir nicht Glück?
Nun schaun wir dich in unsrer Mitte,
Du siehst auf uns mit Vaterblick.
Mit deutscher Lieb am Königsfeste
Siehst du Hannovers Bürger nahn;
Sie weihn dir aller Gaben beste:
Ein treues Herz — nimms huldvoll an!

Ernst August.

1837—1851.

Der Einzug in Hannover.

Der vierte des Novembers in jenem Freiheitsjahr,
Geheißen anno dreizehn, ein Tag des Segens war.
Am vierten des Novembers zog durch die langen Reihn
Des Volkes in Hannover ein Heldenjüngling ein.

Das war Georgs des Dritten geliebter, theurer Sohn,
Der wieder schauen durfte der Welfen alten Thron;
Und freudig rief die Menge, aufjauchzend laut vor Lust,
Ein Hoch dem jungen Helden, dem Prinzen Ernst August.

Wohl hat er treu gefochten, ein Mann so früh schon ganz,
Drum hat man ihm geflochten ums Haupt den Lorbeerkranz;
So zieht er durch die Straßen der alten Welfenstadt:
Nicht schaun Hannovers Bürger sich an dem Helden satt.

Von neuem strahlt im Glanze des Welfenhauses Stern,
Wie liegt den frohen Herzen die Sorge nun so fern!
Was immer man gelitten durch schwerer Zeiten Not,
Vergeßen ists, es leuchtet der Freiheit Morgenrot.

Zuerst von allen Söhnen des Königs, der so fern,
War Ernst August erschienen — das war ein Wink vom Herrn!
Nach vierundzwanzig Jahren zog durch des Volkes Reihn
Er wieder, selbst nun König, in seine Hauptstadt ein.

König Ernst August.

† 1851.

Nach vierundzwanzig Jahren, im Monat Junius,
Ward wieder er empfangen mit manchem frohen Gruß.
Dem Lande, das verwaiset so manches lange Jahr,
In ihm zurückgegeben der heimische Herrscher war.

Als er zum zweiten Male Hannover sich genaht,
Da schmückten Sommerblumen den königlichen Pfad;
Zwar rasten Winterstürme bedrohlich durch das Land,
Doch knüpfte bald sich sichtbar der Treue festes Band.

Da hat man es gesehen, welch reicher Segen sprießt,
Wenn Fürst und Volk in Liebe sich treu zusammenschließt;
Da hat man es erfahren, wie hoch ein Volk beglückt,
Des Wohl ein Vaterauge erstrebet unverrückt.

Der König ist geschieden, der uns so wert und lieb,
Doch wahrlich sein Gedächtnis bei uns in Segen blieb:
Noch lange wird erzählen der Vater seinem Sohn,
Wie Ernst August gezieret den väterlichen Thron.

Nach Arnold von Weyhe.

Ernst August in Herzberg.

22. September 1839.

Zieh ein, o Herr, in diese hehren Räume,
Wo deines kräftgen Stammes Wiege stand!
Die Thore grüßen dich, die alten Bäume,
Als wären sie schon lange dir bekannt;
Des Thurmes Fahne wehet ihren Gruß,
Die Lüfte bringen dir den Heimatskuss,
Und hohe Bilder längst vergangner Zeiten
Siehst du dem Auge still vorübergleiten.

Hier ruhte einst von seiner Jugend Mühen
Herzog Georg, der kühne Glaubensheld,
Bis wiederum des wilden Krieges Glühen
Hinaus ihn riß ins blutge Schlachtenfeld.
Hier sah er seine Söhne schön und stark
In Welfensitte und mit Welfenmark
Zum Lebensfrühling jugendfrisch erblühen
Und nach der Zukunft Männerthaten glühen.

Hier feierte vor mehr als hundert Jahren
Georg der Andre, dein erhabner Ahn,
Der frühe schon aus Kämpfen und Gefahren
Den Lorbeer sich gepflückt auf blutger Bahn.
Von Herzberg, seines hohen Stammes Haus,
Zog er zur heitren Lust des Waidwerks aus
Und folgte in des Harzes dunklen Fluren
Des flüchtgen Hirsches leicht verwehten Spuren.

Du aber zogst zuerst in diese Mauern
Als König deiner deutschen Lande ein,
Und lange noch wird die Erinnrung dauern
An dieses Tages lichten Sonnenschein.
Sie pflanzet sich vom Sohn zum Enkel fort,
Sie schmückt mit neuem Glanze diesen Ort;
Denn wo ein König wandelte, die Stelle
Taucht herrlich leuchtend aus der Zeiten Welle.

Der Kreis der Berge, der dich hier umgiebt,
Steht fester nicht, als deines Volkes Treue.
Hier, wo der Bürger seinen König liebt,
Wohnt keine Schuld und naget keine Reue.
Die Bergesluft ist frisch und klar und rein,
Und wie die Luft, so muß die Seele sein;
Wo hoch dein Stammschloß von den Bergen schauet,
Da hat die Treue ihren Herd gebauet.

Die ewge Macht, die auf dem Sternenthrone
Die Welt und alles Irdische bewacht,
Die segne deine königliche Krone
In Tageshelle und in dunkler Nacht.
Sie schirme dich und dein erhabnes Haus
Jetzt und in fernste Tage noch hinaus;
Uns aber möge in der Zeiten Treiben
Dein Vaterherz und deine Liebe bleiben.

C. J. Blumenhagen.

Mein Vaterland.

1846.

Mein Vaterland, dir soll mein Lied erklingen,
Du schönes Land mit deinen grünen Weiden,
Mit deinen Wäldern, deinen braunen Heiden,
Dir, theures Land, will ich zum Ruhme singen.

Manch schöner Fluß durchströmet deine Auen,
An dessen Ufern Dörfer sich erheben,
Darinnen fröhlich deine Kinder leben,
Arm zwar an Gut, doch reich an Gottvertrauen.

Wie schön bist du mit deinen grünen Eichen,
Mit deinen Heerden, deinen muntren Bienen!
Wer wollte dir nicht gern mit Freuden dienen?
Wer wollt im Kampf für dich wohl zaghaft weichen?

Du hieltest treu an deinen alten Rechten,
Und als der fränkische Kaiser dich bezwungen,
Als seine Grenzen dein Gebiet verschlungen,
Da sah man dich für deinen König fechten.

Du warst ihm treu, ob auch vom Feind bezwungen,
Du gabst ihm willig, blieb dir selbst auch wenig;
Treu deinem Gott und deinem edlen König,
Hast du die Siegespalme mit errungen.

Ja, furchtbar hast du deine Schmach gerochen!
Der fränkische Kaiser mußte untergehen,
Doch immerdar sollst du im Flore stehen,
Dem Eichbaum gleich vom Sturme nicht gebrochen.

Nach Arnold von Weyhe.

Aus der Heimat

im Mai 1849.

Auf Deutschlands Fluren lag der tiefste Frieden,
Gebrochen war der Franken Übermut.
Das höchste, reinste Erdenglück hienieden,
Dem Vaterland zu weihen Gut und Blut,
Dieß Glück war jener edlen Schaar beschieden,
Die auf dem blutgen Feld der Ehre ruht,
Und freudig klang es nach der Knechtschaft Banden:
Das Vaterland ist frei — wir sind erstanden!

Auch wir erhoben uns aus unsern Ketten,
Auch uns ward eine frohe, beßre Zeit;
Wir durften uns im Schooß der Freiheit betten,
Die edlen Welfen hatten uns befreit;
Uns aus der Franken Knechtschaft zu erretten,
War stets im Kampf der Welfenstamm bereit.
Und wieder war uns Ruhe nun beschieden:
Auch auf Hannover lag der tiefste Frieden.

Da schallte Aufruhr durch die stillen Gassen,
Gelöset ward der Ordnung heilig Band;
Auch die sah frech den König man verlaßen,
Die einst er rettete von Feindes Hand.
Wild tobten des entmenschten Volkes Massen,
Von wilder Freiheitsluft im Sinn entbrannt;
Und ihm zum Dank, für seine Lieb zum Lohne,
Verhöhnten sie die heilge Fürstenkrone.

Doch Alle nicht! Noch blieb im Vaterlande
Die alte Treue für den Fürstenthron;
Noch waren nicht gelöset alle Bande,
Nicht Alle sprachen ihren Pflichten Hohn.
Zu tilgen ihres Vaterlandes Schande,
Aus Liebe nur und nicht für eitlen Lohn,
Sind Viele jetzt am Fürstenthron erschienen,
Dem König treu mit Gut und Blut zu dienen.

Das ist mein Ziel, das will auch ich erringen
Für meinen König, für mein Vaterland.
Für ihn nur sollen meine Saiten klingen,
Für ihn, der uns beherrscht mit weiser Hand.
So will ich froh denn meine Lieder singen,
Und würd ich auch von aller Welt verkannt,
Es bliebe Eins mir doch zum schönsten Lohne:
Ich stand zu Gott und meines Königs Throne.

Arnold von Weyhe.

Hannöversches Kriegslied.

1849.

Gebt mir ein Schwert in meine Rechte,
Reicht mir ein gelb und weißes Band!
Der Wahlspruch heißt, mit dem ich fechte:
Für König, Gott und Vaterland!

Laßt kämpfen uns auf Tod und Leben,
Und tobt der Kampf auch noch so heiß:
Nur Mut! Wir brauchen nicht zu beben!
Noch wallt das Banner gelb und weiß.

Wer wollte wohl Gefahren fliehen?
Wir stehen ja in Gottes Hand!
Laßt mutig uns die Schwerter ziehen
Für König und für Vaterland.

Wir sind dem König treu ergeben,
Ihm treu in Freuden und in Schmerz;
Noch schlägt für ihn, gilts auch das Leben,
In uns ein treu hannöversch Herz.

Und sollt ich auch im Kampfe bleiben,
Trifft mich des Feindes sichre Hand,
So laßt auf meinen Grabstein schreiben:
Für König, Gott und Vaterland.

Arnold von Weyhe.

An die Kronprinzessin Marie.

Sei uns gegrüßt auch hier an diesem Orte,
Du hohe Braut, sei doppelt uns gegrüßt:
Vernimm voll Huld die kühnen Freudenworte,
Wovon das volle Herz uns überfließt!

Wir jubeln laut, daß Dich in unserm Kreise
Als unsers Königssohnes liebe Braut,
Als eine Tochter unserm Königsgreise,
Als künftge Landesmutter wir geschaut.

Lieb bist Du uns, wir dürfen frei es sagen,
Nicht Schmeichelei entweihet unsern Mund;
Schau rings umher, Du magst die Blicke fragen,
Ein jedes Auge thut Dirs freudig kund.

Ach könntest Du in unsern Herzen lesen
Und sehen dort, seit wann es für Dich schlägt,
Seit wann Du lieb und wert uns schon gewesen,
Und was den Keim der Liebe drein gelegt!

Ists Liebe nicht zu ihm, den wir verehren,
Weil er der Liebe seines Volkes wert?
Dem alle Herzen dieses Volks gehören,
Weil er die Liebe seines Volkes ehrt?

Ists nicht ein Nachhall von dem schönen Worte,
Das er gesprochen laut und öffentlich,
Das anschlug durch des Ohres offne Pforte
An unser Herz und fortklingt dort für Dich?

Sprach ers doch aus, daß höher denn die Schätze,
Womit ihn Gottes Gnade reich geschmückt,
Daß höher denn der Krone Glanz er schätze
Die Seligkeit, womit Du ihn beglückt.

„Ich dank es Gott als Höchstes seiner Gnade,
Daß ihre Lieb er mir hat zugewandt;
Ich wandle froh des Lebens Dornenpfade
An dieses Engels segensreicher Hand.

„Ja, hielt ich jetzt in diesen meinen Händen
Zu freier Wahl das eigene Geschick,
Könnt ich um ihren Preis es leuchtend wenden: —
Ich hielte fest an ihr — sie bleibt mein Glück!"

So sprach er, als er heimkam von der Werbung
Und lauter Jubel uns ihm nah geführt;
Da sahn wir von dem Glücke der Erwerbung
Verklärt sein edles Antlitz und gerührt.

Wir aber tragen stolz Hannovers Farben,
Das ewig reine, fleckenlose Weiß,
Das Gelb der korngefüllten reifen Garben,
Das schöne Sinnbild für des Landmanns Fleiß.

Wir jubeln mit bei diesem frohen Feste,
Das Dir und uns die Vorsehung gebar,
Und legen Dir als unsrer Gaben beste
Die deutsche Treue auf den Weihaltar. *)

Freiherr O. von Cornberg.

Beim Tode Ernst Augusts.

18. November 1851.

Ein großer Fürst ist aus der Welt geschieden,
In tiefer Trauer ruhen Stadt und Land.
Im Krieg ein Held, doch größer noch im Frieden,
Ward er mit Stolz von seinem Volk genannt.
Ihn, dessen Ziel nur unser Glück hienieden,
Ihn raubte uns des Todes kalte Hand.
Wir sehen trostlos ihn zu Grabe tragen,
Ihm folgen unsre Thränen, unsre Klagen.

---

*) Die silberne Hochzeit, welche Hannover 1867 in Hietzing feierte, hat es gezeigt, daß das Wort von der „deutschen Treue" bei den Hannoveranern noch nicht zur leeren Redensart herabgesunken ist. Nur die Nationalliberalen haben sie verleugnet und dadurch bewiesen, daß sie weder Deutsche noch Hannoveraner sind.

Wohl kann dein Geist sich froh zu Gott erheben,
Du darfst dich freudig deinem Heiland nahn;
Du weihtest unsrer Wohlfahrt ganz dein Leben.
Du hast gesiegt! Es war kein leerer Wahn!
Mit Liebe bleibt dir stets dein Volk ergeben,
Mit Ehrfurcht nennt dich jeder Unterthan.
Gott wird für deine Liebe dich belohnen,
Und uns im Herzen dein Gedächtnis wohnen.

Du hast das Rechte, hast das einzig Wahre
Erstrebt mit gläubig frommem Heldensinn,
Beglücktest unser Land so viele Jahre,
Begehrtest nie nach irdischem Gewinn.
Drum stehn wir kummervoll an deiner Bahre
Und sehn mit Schmerz auf unsern Vater hin.
Noch können wirs nicht denken und nicht faßen,
Daß uns Hannovers Stolz und Glück verlaßen.

Doch nur getrost! Gott wird uns Beistand senden,
Er wird uns lindern diesen herben Schmerz!
Er wird sein Auge gnädig auf uns wenden,
Wie wir vertrauend schauen himmelwärts.
Es wird Georg das große Werk vollenden:
Nur Mut! wir kennen sein getreues Herz!
Mit Gottes Beistand wird es ihm gelingen,
Was Ernst August begonnen, zu vollbringen.

Es blühe ihm auf seiner Väter Throne
Ein langes, ungetrübtes Erdenglück;
Es bring uns einst in seinem theuren Sohne
Hannovers Genius Ernst August zurück.
Heil dir, Georg! Gott schütze deine Krone!
Es lächle dir ein günstiges Geschick!
Gott sei mit dir! Er fördre dein Bestreben!
Was auch geschieht — wir bleiben dir ergeben.

Arnold von Weyhe.

Der König starb.

1851.

Der König starb! So ruft sich schmerzerschrocken
Die Hauptstadt zu, und ehrne Zungen tragen
Die Trauerbotschaft durch das ganze Land. —

Der König starb! Wenn sonst ein Sterblicher
Wird abberufen von dem Herrn der Welt —
Und wärs der Vater auch, der treue Gatte,
Und wärs die Mutter auch, um deren Leiche
In Thränen halb und halb mit frohem Lächeln
Die Schaar der ahnungslosen Kleinen steht —
So schließt sich wieder bald die offne Lücke,
Ein Andrer tritt an den verwaisten Posten,
Der früher ihn bekleidet, wird vergeßen,
Und einsam nur, in schmerzgeweihten Stunden,
Denkt noch ein treues Herz an ihn zurück.
Doch wenn ein König starb, in dessen Hände
Gott die Geschicke eines Volks gelegt,
Dann sitzt auf seinem frischen Grabeshügel
Schon die Geschichte, und mit ehrnem Griffel
Schreibt sie, was er vollbracht, That oder Unthat,
Zu ewiger Erinnrung in ihr Buch,
Der Nachwelt, die es liest, zu Nutz und Frommen.
Hier starb ein König; aber welch ein König?
Wert, daß man ihn im Hermelin begrabe,
In königloser Zeit der einzge König!
Denn als die andern hohen Herrscher alle
Im Sturme, wie das Rohr im Winde, schwankten,
Stand er allein, der königliche Greis,
Fest, wie im Forst die moosge Eiche steht,
Die lieber bricht, als daß sie beugt das Haupt.
Drum blickt ganz Deutschland auch, ja ganz Europa,
Was noch gesund am vielverzweigten Baume
Des königlich gesinnten Welttheils ist
Und nicht der Seuche „Volksherrschaft" verfiel,

Die wie ein Krebs an seinen Wurzeln nagt, —
Es blickt Europa, das monarchische,
Voll Schmerz auf diese Königsleiche hin.
Vor allem aber steht in tiefster Trauer
Und in gerechtem Schmerz um den Verlust,
Der alle, aber ihn vor andern, traf,
Ein Stamm des großen deutschen Vaterlandes,
Der alte königliche Sachsenstamm.
Ja, traure nur, du treues Sachsenvolk,
Um deinen König, welcher, treu wie du
Und fest wie du und markig, stark und bieder,
Dein Banner hoch hielt in dem Sturm der Zeit
Und rein bewahrte deiner Ehre Schild.
Sieh nur zurück mit liebevollem Blick
Und präg es fest in dein Gedächtnis ein,
Was er dir war und was du ihm verdankst,
Wie er als Mann sein Blut für dich verspritzt
Und noch als Greis auf seiner Ahnen Thron
Dich treu geschützt mit starkem Heldenarm.
Und dort sieh hin, o Volk! wer ists, der dort,
Ein Jüngling noch in frischer Jugendkraft,
Sich mutig in der Themse Fluten stürzt,
Sein Leben einzusetzen für — ein Kind?
Derselbe ists, der noch im Greisenhaar
Der Kinder väterlich sich angenommen,
Und dessen letzter Weisheitsspruch, der schnell,
Ein echtes Königswort, durch Deutschland flog,
Den Kleinen noch, den „armen Würmern" galt.

Nun ruht auch er von seiner schweren Arbeit,
Die Last der Krone drückt sein Haupt nicht mehr.

Wir aber, die wir noch hienieden wallen
Und voll Erwartung in die Zukunft sehn,
Wir danken Gott, daß uns in solcher Zeit
Von ihm ein solcher König war beschieden,
Der mitten uns durch großes Völkerleid
Hindurchgesteuert hat in tiefem Frieden.

Schwer sind die Zeiten, doppelt schwer für den,
Den Gott belehnt mit Scepter und mit Krone;
Drum laßt zu ihm uns für den König flehn:
Sei du, wie mit dem Vater, mit dem Sohne!
Sei du sein Hort, sein Schild, sein Trost und Licht,
Sein starker Schutz auf allen seinen Wegen.
Von dir, der auch in Sturm und Wettern spricht
Und der auch über Könge hält Gericht,
Von dir allein kommt Heil und Glück und Segen!

Ludwig Grote.

Georg V.

1851—1866.

Im Wonnemonat.

27. Mai.

O Monat Mai! Gepriesen seist du zum andern Mal! *)
Es lächelte von neuem uns deiner Sonne Strahl:
Du schenktest uns den Fürsten, auf den das Volk vertraut,
Auf den das Land voll Liebe und voller Hoffnung schaut.

Du schmücktest unsre Heimat, du ziertest unsern Thron:
Du setztest uns zum Segen des greisen Helden Sohn.
Die Saat, die einst der Vater so herrlich ausgesät,
O schaut, wie unterm Sohne sie reich in Blüte steht!

Was immer möge bringen der Zeiten Sturm und Not:
Wir bleiben Dir ergeben, Georg, bis in den Tod!
Wie sonst zu allen Zeiten, so heute im Gebet
Für Dich um Heil und Segen des Volkes Lippe fleht.

Mag auch die Welt befallen noch mancher tolle Wahn:
Es huldigt Dir mit Stolze Dein treuer Unterthan.
Du wohnst in jedem Herzen, dem heut die Sonne scheint,
Dein Volk bleibt Dir in Liebe und Treue stets geeint.

*) Vergleiche das Gedicht auf Seite 77, dessen Überschrift lauten muß: Heinrich und Gertrud. Der geneigte Leser wird gebeten, diesen Schreibfehler zu verbessern.

So lang an unsre Küsten des Meeres Welle schlägt,
So lange unser Acker des Himmels Segen trägt,
So lange unsre Berge in ihren Vesten stehn,
Und unsre Flüß und Ströme durch lachende Fluren gehn:

So lange wird, o König, auch Deines Volkes Herz,
Aufs innigste verbunden mit dir in Freud und Schmerz,
Den Wonnemonat preisen, der einst Dein Haus dem Land,
Und Dich jetzt Deinem Hause und Deinem Volk verband.

Arnold von Weyhe.

Das Ernst-August-Denkmal.

21. September 1861.

Es geht ein Jubel heut durchs ganze Land,
Ein Freudenruf aus aller Treuen Munde,
Daß Gottes Gnade uns ein Fest gesandt,
Von dem die späte Nachwelt noch giebt Kunde,
Daß heut ein Denkmal unserm Land erstand,
Das Fürst und Volk begrüßt im engsten Bunde,
Ein Denkmal, das, auf festem Stein gegründet,
Des Volkes treue Liebe uns verkündet.

Ein Denkmal unsers Fürsten! Seinen Namen,
Den Namen unsers Königs Ernst August,
Umschließt fürwahr der köstlichste der Rahmen,
Das ist des Volkes Herz in treuer Brust!
Wohl Alle, welche heut zusammenkamen,
Sind seiner Größe sich voll Stolz bewußt,
Die uns in trüben und in heitren Tagen
Voll Würde durch der Zeiten Sturm getragen.

Es mahnen uns des Festes heitre Klänge
An Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit;
Es jubelt laut die dichtgedrängte Menge,
Es jauchzen alle Herzen weit und breit;
Es tönen heute freudge Lobgesänge,
Zu feiern jene segensreiche Zeit,
Wo einst der erste Ernst August geboren
Dem Held Georg von Anna Leonoren.

Der Erste dieses Namens! Auf den Höhen
Von Herzbergs Schloß im lichten Sonnenstrahl
Sehn wir die Wiege dieses Fürsten stehen,
An ihr den Helden und sein Ehgemahl.
Aus Herzbergs hohen Hallen sehn wir gehen
Hannovers neuer Ära goldnen Strahl;
Der erste Welfe, den der Kurhut schmückte,
War Ernst August, der uns so hoch beglückte.

Wohl ward die höchste Ehre seinem Sohne,
Die stolze Königskron setzt er aufs Haupt;
Wir sehen ihn auf Englands Inselthrone,
Erfüllet ward, was nimmer man geglaubt:
Mathildens Stamme ward Britanniens Krone;
Doch ach zugleich ward unser Land beraubt
Der Fürsten, die wir alle hoch verehrten,
Und die nur selten zu uns wiederkehrten.

Da drang ein Lichtstrahl in Hannovers Leben,
Nachdem verfloßen manches öde Jahr;
Ein Fürst ward unserm Land zurückgegeben,
Der unser Stolz und unsre Freude war;
Dem Volkeswohle galt sein ganzes Streben,
Und dieses ward erfüllet wunderbar.
Der Fürst, der uns so hoch zu heben wußte,
Er war der zweite unsrer Ernst Auguste.

Und heute sehen wir auf hohem Steine
Sein theures Bild dem Auge dargestellt;
Von Fürst und Volk begrüßt wird im Vereine
Auf hohem Roß der königliche Held.
So sehn wir ihn in lichtem Sonnenscheine,
Ein ehern Denkmal für die spätste Welt.
In unsern Herzen wird er nie vergehen,
In Segen sein Gedächtnis wird bestehen.

Und wie schon zweimal ein Georg gegeben
Dem Vaterlande einen Ernst August,
So schenkte wieder ein Georg das Leben
Dir, theurer Prinz, der unsre Freud und Lust.
Wir fühlten freudig unsre Herzen beben,
Von hoher Freud erfüllt ward unsre Brust,
Als du geboren wardst vor sechszehn Jahren:
O hohes Glück, das damals wir erfahren!

Mit freudgem Dank zum Himmel schaun wir heute,
Da uns geboren unsrer Zukunft Stab;
Gab doch das Meer selbst wieder seine Beute
Auf Gottes Wink uns aus dem Wellengrab!
Wohl tönt' durch alle Gauen Festgeläute,
Daß Gottes Gnade Dich uns wiedergab!
O mög Dich stets sein starker Arm bewahren,
Dem Vaterland zum Heile, vor Gefahren.

Dem theuren König, unserm Herrn, zur Seite
Stehst Du vor Deines großen Ahnherrn Bild,
Vor ihm, der nur dem Volk sein Leben weihte,
Dem Heldengreis, Hannovers Schirm und Schild.
Wohl wird an diesem frohen Tage heute
Dein Herz von einem heißen Wunsch erfüllt:
Nach Deines Vaters langem, reichem Leben
Dem Vaterland das höchste Glück zu geben.

Drum rufen wir aus tiefstem Herzensgrunde,
Aus froher und aus dankerfüllter Brust,
Das ganze Volk aus einem treuen Munde:
Ein dreifach Hoch Georg und Ernst August!
Daß noch der spätsten Nachwelt wird die Kunde,
Wie wir des hohen Glücks uns sind bewußt,
Daß Gottes Huld, dem Land zum Heil und Frieden,
Hannover solchen Fürstenstamm beschieden.

Arnold von Weyhe.

Gelb und weiß.

Gelb und weiß das Banner rollt,
Banner unsrer Ahnen;
Gleich dem Silber und dem Gold
Flattern unsre Fahnen.

Goldiggelb und silberweiß
Leuchten unsre Farben,
Wie im Lenz das Blütenreis,
Und im Herbst die Garben.

Ha, was dieser Farben Pracht
Birgt für reiche Wonne!
Weiß der Mond in dunkler Nacht,
Gelb die helle Sonne.

Weiß die hohe Alpenfirn,
Und im See die Schwäne;
Gelb der Reif auf Königs Stirn,
Und des Löwen Mähne.

Weiß der Unschuld Ehrenkleid,
Gelb das Gold der Treue,
Die nicht wankt in Leid und Streit,
Wie der Feind auch dräue.

Darum hoch das Heiligtum
Unentweihter Farben,
Dem die Väter hohen Ruhm
Heldenkühn erwarben.

Gelb und weiß das Banner rollt,
Banner unsrer Ahnen;
Gleich dem Silber und dem Gold
Flattern unsre Fahnen.

Ludwig Grote.

Langensalza.

27. Juni 1866.

Es zog nach langem Frieden
Hannovers Kriegesheer
Hinaus ins Feld gen Süden
Zu Vaterlandes Wehr.
Der Krieg ist kommen über Nacht
Und hat des Elends viel gebracht
Im deutschen Vaterland.

Und wie einst tapfre Ahnen
Geschaart ums Schlachtpanier,
So folgen auch den Fahnen
Hannovers Söhne hier.
Nicht Einer treulos blieb zu Haus,
Ein jeder zieht mit Gott hinaus
Zum Kampf fürs Vaterland.

Im Kampf für Recht und Treue,
Da hat es sich bewährt,
Da hat das Heer aufs neue
Der Welt Respect gelehrt.
Hei, wie da flogen Blitz auf Blitz!
Doch fand dabei manch braver Schütz
Den Tod fürs Vaterland.

Im dichten Kugelregen
Feindlicher Infantrie,
Wie sausten da die Degen
Der tapfren Cavallrie!
Sie sprengten viermal das Quarré,
Das bracht den Feinden Tod und Weh,
Und Ehr dem Vaterland.

Hannovers Artillristen,
Ihr brachtet Tod und Schreck;
Und auch ihr Infantristen,
Ihr trafet auf den Fleck.
Ihr Jäger, auf dem blutgen Feld
Habt ihr manch Edelwild gefällt
Zu Schutz dem Vaterland.

Doch ach, nach heißem Streiten,
Am Morgen nach der Schlacht,
Da naht von allen Seiten
Sechsfache Übermacht!
Nun hilft nicht Tapferkeit, nicht Mut,
Vergebens flöße jetzt das Blut
Fürs theure Vaterland.

Sie mußten sich ergeben,
Denn Kampf wär sichrer Tod;
Es nagt an ihrem Leben
Auch noch die Hungersnot.
So ward, o Schmerz, nach blutger Wehr
Gerettet einzig nur die Ehr
Dem theuren Vaterland.

Im Kampf für Recht und Ehre,
Wo heiß das Herzblut rann,
Da streckten sie die Wehre
Und weinten Mann für Mann.
Der tapfre Reiter preßt ans Herz
Sein treues Roß und weint voll Schmerz
Ums theure Vaterland.

Ja weinet nur, ihr Braven,
Das steht dem Mann nicht schlecht;
Wen solche Schläge trafen,
Der weint mit Fug und Recht.
Ein Schurke, wer den weibisch schilt,
Aus dessen Aug die Thräne quillt
Ums theure Vaterland.

Die braven Hannoveraner.

Wo kommt ein Freund? Wo steht der Feind?
Wo sind sie zu erfragen?
Bald hordenweise, bald vereint —
Das ist ein trostlos Jagen!
An Pulver mangelts und an Blei,
Doch nicht an Bajonetten.
Wir haben prächtge Reiterei,
Wir können uns noch retten.
Steig auf den Berg, Trompeter, zu den Föhren,
Blas deinen Ruf: die Bayern müßens hören!

Was häuft sich dort? Was blitzet auf
Als wie von Feuerschlünden?
Ein Preuße sprengt daher im Lauf,
Er hat uns was zu künden.
Die Waffen nieder! Preußen kann
Euch sonst Pardon nicht schenken.
Wohl! Nur ein Stündchen, bester Mann,
Damit wir uns bedenken.
Trompeter, lauf! die Grenzen sind nicht ferne:
Blast, Kinder, blast! die Bayern kommen gerne.

Es rührt sich nichts, die Zeit verrinnt,
Der Feind strömt immer dichter.
Versuchen wirs! Der Kampf beginnt,
Europa sei uns Richter.
Wir fechten einsam, eingekeilt,
Gleich mutigen Spartanern.
Reichstruppen, wenn ihr könnt, so eilt
Und helft den Hannoveranern.
Das Eisen klirrt, es donnert aus den Röhren,
Hui Schlachtenlärm! die Bayern müßens hören!

Den trübsten Kampf, den Deutschland sah,
Man kämpft ihn ohn Ermatten;
Viel Feinde liegen blutend da,
Und viel giebts zu bestatten.
Kein Retter kommt, was fruchtets mehr?
Es ist genug, ihr Helden!
Ein Lebewohl noch thränenschwer
Läßt euch der König melden.
Kehr heim, Trompeter, und hör auf zu blasen:
Die Bayern werdens wißen, wenn sies — lasen.

O nein!

Hannoverland, mein Heimatland,
Sollst eines Andern sein?
Gelöset wär das alte Band
Des Volks und Throns? — O nein!

Wo ist der König? fragt das Land,
Der Prinz, wo mag er sein?
Ach ferne sind sie, sind verbannt!
Auch Ehr ist hin? — O nein!

Wo ist das Heer? Ins arme Land
Zogs traurig wieder ein
Mit einem Stecken in der Hand.
Geschlagen wärs? — O nein!

Hannoverland, mein Heimatland,
Was wird dein Loos nun sein?
Du stehst an eines Abgrunds Rand,
Der dich verschlingt? — O nein!

Wie viel man dir auch nahm, o Land,
Es bleibt das Beste dein:
Verlorst du auch der Zukunft Pfand?
Die Treue auch? O nein!

Halt an der Treue wohlbekannt,
Gott wird dein Helfer sein;
Wer ihm vertraut, baut nicht auf Sand!
Nun schwarz und weiß? — O nein!

Ernst Feistkorn.

Echte Treue.

Das ist fürwahr nur schlechte Treue,
Die fest in guten Tagen steht,
Sich brüstend sonder Furcht und Scheue,
So lang der Fuß auf Rosen geht;
Doch wenn die Bahn wird dornenvoll,
Da sie sich recht bewähren soll,
Zieht sie den Fuß zurück voll Reue:
Das ist fürwahr nur schlechte Treue.

Die echte Treue stammt von oben,
Sie nimmt nicht Ehre, sucht nicht Lohn;
Und willst du sie erst recht erproben,
So laß ihr alle Wetter drohn.
Die echte Treue steht und fällt
Mit dem, dem sie sich zugesellt,
Und welchem sie ihr Wort gegeben,
Der hat sie ganz mit Leib und Leben.

Sie wirft sich rasch dem Feind entgegen,
Der tückisch ihren Herrn bedroht,
Hält Stand im dichten Kugelregen,
Sieht kühn ins Angesicht dem Tod,
Beut unerschreckt zum Schild sich an,
Deckt ihren Herrn und schützt selbst dann,
Wenn er gefallen, seine Leiche
Noch sterbend gegen Schwertesstreiche.

Und ob man ihr gleich Kronen böte
Und alle Schätze dieser Welt
Und sie auf Hamans Stuhl*) erhöhte
Und brächt ihr alles Gut und Geld:—
Die Treu ist treu, und kein Gewinn
Vermag zu ändern ihren Sinn.
Umsonst, daß Satan sie verführe,
Sie hält ihr Wort auch ohne Schwüre.

Das ist die deutsche Mannentreue,
Von der uns singt manch altes Lied,
Rein wie des Himmels ewge Bläue,
Tief wie das Meer, fest wie Granit.
Still lächelnd geht sie ihren Gang
Und wird nicht müde, matt und bang,
Ob rechts, ob links ein Abgrund dräue:
Das ist die echte deutsche Treue.

Ludwig Grote.

*) Buch Esther 1,3.

Ich bin ein Fürst im fremden Lande.

Ich bin ein Fürst im fremden Lande,
Bin meines Königreichs beraubt;
Zerrißen sind viel heilge Bande,
An deren Dauer ich geglaubt.
Es hat mich mancher schnöd verlaßen,
Auf dessen Treu ich fest gebaut;
Doch wenn des Glückes Stern' erblassen,
Mein Aug getrost zum Ewgen schaut.
Ich hab als Fürst bewahrt die Ehr,
Es hat gesiegt mein tapfres Heer:
Mein Volk hält meine Fahne hoch,
Und Gott im Himmel lebet noch!

Mein theures Volk, all deine Leiden,
Wie innig theil ich sie mit dir!
Ich lohnte gern mit tausend Freuden
Dir deine Liebe für und für!
Jetzt bin ich machtlos, steh alleine,
Doch ungebeugt, mit festem Mut;
Ich weiß, daß ich es redlich meine,
Und wahr mein Recht mit Gut und Blut.
Ich hab als Fürst bewahrt die Ehr,
Es hat gesiegt mein tapfres Heer:
Mein Volk hält meine Fahne hoch,
Und Gott im Himmel lebet noch!

Wie sich das Schicksal mag gestalten,
Ich halt im Sturme männlich aus!
Ist auch mein Reich in Feinds Gewalten
Und öd mein einst so glücklich Haus —
Nur Mut! es wird einst anders werden,
Die innre Stimme sagt es mir;
Dann winkt nach Stürmen und Beschwerden,
Mein Volk, auch meine Freude dir.
Ich hab als Fürst bewahrt die Ehr,
Es hat gesiegt mein tapfres Heer:
Mein Volk hält meine Fahne hoch,
Und Gott im Himmel lebet noch!

Georg V., König von Hannover.

Der Königin Abschied.

Die Königin grüßt zum letzten Mal
Den grünumbuschten Hügel,
Die Mauern und die Thürme all
Und die gothischen Fensterflügel.
Es schrillt der Pfiff, es braust der Dampf,
Dann raset der Zug von hinnen:
O weh, nun versinket die liebe Burg!
Mariens Thränen rinnen.

Es fliegen dem naßen Auge vorbei
Die waldigen Höhen und Thale;
Ach, diese friedlichen Heimatsaun,
Sie grüßt sie zum letzten Male!
Auf jedem Bahnhof sieht sie wohl
Ihr Volk, das treue, stehen:
„Fahr wohl, geliebte Königin!"
Und weiße Tücher wehen.

Und immer näher braust der Zug
Zu ihres Landes Grenzen;
Sie sieht das letzte, stille Dorf
Im Abendrote glänzen.
„Leb wohl, mein Land, leb ewig wohl!
Ich muß von Haus und Herde;
Doch meine letzte Ruhe sei
Einst hier in heimischer Erde!"

O arme Frau, hart ist die Welt,
Und hart sind deine Loose!
Von ihrem treuen Stamme trennt
Sich blutend nur die Rose!
Ach daß der rauhe Sturm der Zeit
Auch zarte Fraun erfaßte!
Ach daß er herzlos Dich vertrieb
Aus Deinem Königspalaste!

Denn ehern wie Helm und Schild und [Schwert
Sind diese Zeiten, die herben;
Und wer den neuen Göttern trotzt,
Den suchen sie zu verderben.
Doch ihr, der frommen Dulderin,
Ihr fließt gar manche Zähre;
Gebt ihrem schlichten, edlen Sinn,
Gebt ihrem Schmerz die Ehre.

Sie hat getröstet manches mal
Die Armen und die Kranken;
Nun wird sie selber arm und muß,
Ach Gott, ins Elend wanken!
Gebt ihr viel Segenswünsche mit,
Daß sie getröstet werde;
Macht leicht der edlen Königin
Die Last der fremden Erde.

Zwar herrscht nun eine neue Zeit
Im armen deutschen Lande;
Doch ehren wir jetzt und immerdar
Die alten, heiligen Bande.
Leb wohl, leb wohl, es singt Dein Volk
Dir schmerzliche Klagelieder,
In den Heimatwäldern hallen sie
Und in den Herzen wieder.

Marie, Königin von Hannover.

Hannover in Hietzing.

18. Februar 1868.

Du edler König, deutscher Mann,
Um den wir heut mit Stolz uns schaaren,
O nimm den Schwur der Treue an,
Die wir im Herzen Dir bewahren!
Und Du, o edle Dulderin,
Sieh hier versammelt deine Kinder:
Dir, heißgeliebte Königin,
Gilt unser Gruß und Schwur nicht minder!

Georg, Marie — leuchtend stehn
In unsern Herzen diese Namen;
Und nimmer, was auch mag geschehn,
Wird unsrer Treue Kraft erlahmen.
Schwer ist die Zeit und kummervoll,
Und unser Herz ein Krug voll Zähren;
Doch in der Zeit der Prüfung soll
Sich unsre Treue recht bewähren.

Und seht, wir stehen nicht allein,
Mit uns viel deutsche Herzen schlagen,
Die Euch dieselbe Liebe weihn,
Dieselbe Treu entgegentragen.
Ein ganzes Volk, ein ganzes Land
Steht fest zu Euch und Euren Fahnen;
Denn uns umschlingt ein heilig Band,
Geknüpft von Vätern schon und Ahnen.

Wie Silber wird jetzt Euer Herz
Geläutert in der Trübsal Gluten,
Und was Euch kränkt, ist unser Schmerz:
Mit Euren unsre Herzen bluten.
Doch Mut, nur Mut! denn treuvereint
Kann man gar schwere Lasten tragen,
Und leichter, wenn das Auge weint,
Die Herzen ineinander schlagen.

Zwar silberweiß ward Euer Haar,
Es bleichte schon die rosge Wange;
Es seufzet auch das Herz wohl gar:
Ach Herr, wie lange, wie so lange!
Denn schweres hat ja Gottes Hand
Euch beiden auferlegt zu tragen!
Verkünden wirds von Land zu Land
Der Sänger noch in spätsten Tagen.

Doch ob das Haar auch silberweiß,
Die Wangen auch wie bleiche Rosen,
Seid nur getrost: des Kampfes Preis
Entgeht allein den Glaubenslosen.
Doch wer da kämpft im Glauben recht,
Ob in der Hütt, ob auf dem Throne,
Mann oder Weib, Herr oder Knecht,
Dem wird die goldne Siegeskrone.

Drum unverzagt! Nicht weiß allein,
Nein gelb und weiß sind unsre Farben,
Und golden wird Eur Abend sein,
Wenn Andrer Tage längst verdarben.
Was will Euch denn dieß Silber heut
Mit seinem hellen Glanz erzählen?
Die goldne Hochzeit sei nicht weit,
Da Fürst und Volk sich neu vermählen.

Zum 14. April.

Da was Glanz
Vull un ganz,
As an Dines Volkes Harten
Noch Dîn Fürstenharte slôg;
As noch neinen
Van den Kleinen,
Dei up Recht und True harrten,
Ile Aftergunst bedrôg.

Aller Blick
Wendet sik
Na den stillen Friedensdagen,
Fast in True, klar in Recht,
Da an Ehren
Un Altären
Un wat süss üsch dä behagen,
Rüttelde nein fremd Geslecht.

Nicht verzagt,
Denn verklagt
Is bi Gott im Himmel baben,
Wat üsch quälet fôrt un fôrt;
Lat sei maken
Öre Saken,
Is ör Graff doch all egraben,
Düstrer Meindat düstrer Ôrt.

True steit
Fast in Leid;
Use Harten drum nich swanken,
Hoirt wie doch im Geist all slân
Eine Stunde
Frohster Kunde,
Wo dat Falsche kumt int Wanken,
Wo Dîn Volk schall uperstân.

Zum 27. Mai.

An sinen Krückstock stuppt de Ole
Na 'n Kerkhof matt un meu henan;
Dat is van Koppe bet taur Sole
En braven, vullût truen Mann.

Da liggt sei all ût sinen Leben,
De Kinner un dat true Wîf;
Hei is alleene averbleben
Me hellen Geist un morschen Lîf.

Da steit de Ole, deip ebeuget,
An aller Meuen Ruestä,
De Henn' efalt, de Lippen reuget
Me Andacht still hei taun Gebä.

„Dat eine möcht ek noch beleben,
Denn woll ek starben dusentgêrn,
Dat 't Gott gefäll, üsch we'r tau geben
Den olen Koinig, usen Hêrn."

Prinzessin Friederike von Hannover.

Koinigskind
Stolz un lind,
Jümmer nah un jümmer fêrn,
Wat wi wünschet un nich könnet,
Wat me Freuden wi Dek gönnet:
Sta üm usen Hêrn.

Vaders Bild
Fast un mild,
Düstrer Nächte heller Stêrn,
Dat in Kêen un in Fesseln
Usen Hêrn wi doch nich wesseln:
Segg et usen Hêrn.

Welfenmagd
Unverzagt,
Find dem Find der Koinigsehrn
Un der Meindat ane Rüe
Un der Feigheit ane Schüe:
Hôlt tau usen Hêrn.

Volkesehr
Hoch un hehr,
Lât Dîn Denken heimwarts kehrn,
Un wenn up den Heimatswegen
Dei Gedanken sek begegen:
Huldge usen Hêrn.

Zum 9. Januar.

Der Stamm, dem, Königstochter, Du entsprungen,
Gab Preußen seine erste Königin
Und Östreich zweimal eine Kaiserin,
Von deren Liebreiz alle Welt bezwungen.

Auch sie, die uns Bertram de Born besungen,
Mathilde, schaut als Ahnfrau auf Dich hin,
Und dann Sophie, die große Kurfürstin,
Die selbst mit Leibniz um den Preis gerungen.

Siehst Du, wie glänzend ihre Häupter ragen?
Sie alle giengen unter Kronengold:
Du hilfst des Vaters Dornenkrone tragen.

Dich nahm die Kindesliebe ganz in Sold,
Drum alle treuen Herzen für Dich schlagen,
Und Gottes heilge Engel sind Dir hold.

Prinzessin Friederike von Hannover.

Prinzessin Mary von Hannover.

Edelreis
Gelb und weiß,
Schlichte Blume nordscher Au!
Fern und von uns ungesehen
Stehst Du jetzt auf Alpenhöhen,
Rein und frisch im Morgenthau.

Lenzeskind
Sanft und lind,
Sehnend schaun nach Dir wir aus!
Ach wie holten wir so gerne
Aus der Fremde, aus der Ferne
Dich zurück ins Vaterhaus!

Mutters Bild
Zart und mild,
Ungetrübt von giftgem Hauch!
Kindeseinfalt, Engelsgüte
Birgt Dein jungfräulich Gemüte:
Wer Dich sieht, der liebt Dich auch.

Edelreis
Gelb und weiß,
Frisch und rein wie Morgenthau
Ist uns je ein Lenz entglommen,
Wird uns dieser sein willkommen,
Da du blühst auf unsrer Au!

Zum 3. December.

Schnee und Eis bedecken die Gefilde,
Und vergangen ist der Rosen Pracht;
Doch in Herzen weckt die höhre Macht
Heute zaubergleich manch Prachtgebilde.

Blüten regen lieblich sich und milde,
Vom Erinnrungshauche angefacht,
Überziehen, trotz der Winternacht,
Unser Land mit einem Ehrenschilde.

Treue Liebe webet dir den Kranz,
Den der Väter Glaube mächtig bindet,
Drin die Hoffnung ihre Stelle findet.

Welch ein warmer, heller Sonnenglanz
Ziert nun Deinen Tag trotz Winterhüllen! —
Bald wird seine Deutung sich erfüllen.

Prinzessin Mary von Hannover.

Zweite Abtheilung.

Sage und Natur.

Die Jöljagd.

Wenn vor Nachbars Thür auf den Stufen wir saßen am Abend,
Kinder, für Schauer empfänglich, der Mägde gelehrige Schüler,
Rückten wir näher zusammen, gedachten der Sagen der Vorzeit,
Immer von neuem erzählt in flüsterndem Ton — dem Erzähler
Jeder zur Hülfe bereit, denn stocken nicht durfte der Vortrag.
„Auf dem Röllekenberg schleicht spukend zu nächtlicher Stunde
Feurigen Auges ein Hund mit deutlichem Kettengerassel,
Nächtlicher Wanderer Schreck" — so lautete meistens der Anfang.
Lieber noch wandten wir uns zum Sagengefilde der Vorzeit.
Reich war bebaut dieß Feld und bot zur gefälligen Auswahl,
Was vor allem behagte, Gespenstergeschichten die Menge.
Denn es mußten dem Volk die beliebtesten Göttergestalten
Sich umwandeln am End in gespenstige, finstere Wesen.
Wodan den mächtigen Herrn, den Geber des rühmlichen Sieges,
Machten zum Jäger sie flugs, der wild und tobend umherzieht.
„Wenn mit grausem Hallo und Rüdengekläffe die Jöljagd
Sauset durch finstere Luft, vorbei dem ängstlichen Wandrer,
Welcher verirreten Schritts durchstreift die nächtliche Haide —
Sternlos wölbt sich der Himmel, es leuchtet dem Armen kein Lichtlein —
Beugt er sich schnell vor dem Zug und macht ein Zeichen des Kreuzes.
Wehe dem Spötter, der keck und frevelnden Mutes ihm nachruft!
Rasch nahm mancher den Lohn, der den Mund ihm schließet für immer."
Also begann der Erzähler verwarnend; es freuten sich alle
Wieder zu hören die Mär. „Ein Siemermann, Bauer in Langen,
Kühnen, verwegenen Sinns, ruft rasch und entschloßen den Zug an,
Der hoch über sein Haus mit lautem, verworrnem Getöse
Zieht zur Mitternachtsstund. Er mag im Zechergelage
Haben versäumt die Zeit, und der Mut ihm erwachte zur Unzeit.
„Gebt mir ab!" so ruft er. Doch kaum sind entflohen die Worte,
Als mit großem Geheul und dräuendem Stimmengewirre
Über ihm schwindet der Zug, und zu Füßen hin taumelt dem Frevler
Schwarz und verdorrt eine Hand. Er selber entweichet ins Haus zwar,
Eilig verriegelnd die Thür, und glaubt vor dem Gast sich geborgen.

Doch ihm folget die Hand und wählt zur Wohnung den Schrank sich,
Welcher mit festem Verschluß dem Bauer bewahret den Geldschatz.
Hier nun beharret sie fest und ist nicht zu bannen, wie viel sichs
Kosten auch läßet der Wirt, den beschwerlichen Gast zu entfernen.
Tief in den Schooß der Erde, mit schwerem Gesteine belastet,
Gräbt er sie ein und schwört, jetzt kehre sie nimmermehr wieder.
Dennoch macht sie sich los und liegt von neuem im Schranke.
Weit weg über die Lande, bis wo die Wogen des Meeres
Spülen des Ufers Gestein, trägt selbst die grausige Hand er,
Schleudert sie weit ins Meer, doch ruhig, als ob sie geblieben,
Liegt sie wieder im Schrank und spottet der Rückkehr des Wirtes.
Feuer verzehret sie nicht, und es nagt nicht freßender Fäulnis
Hungriger Zahn an ihr. Nicht Priester und kirchlicher Bannspruch,
Keinerlei Macht noch List, nicht Geldes gewaltiger Zauber
Halten die Hand entfernt: sie liegt wie immer im Schranke.
Bleich und ermatteten Augs, dem selten sich nahet der Schlummer,
Schleichet der Bauer einher, sich selber zum Grauen geworden,
Während doch ruhig im Schrank ihm liegt der treibende Schrecken.
Endlich erlöst ihn der Tod." Und der Schrank? so fraget ihr alle.
Alt und morsch, so heißts, von niemand sonders beachtet,
Steht er bei altem Gerümpel, doch soll ihm die Hand noch nicht fehlen.
Keiner im selbigen Haus scheint viel um den Gast sich zu kümmern.
Ungern zeigen sie nur den Schrank; ausweichend dem Frager,
Lachen verschmitzt sie und gehn. Sie ehren den grausigen Wächter,
Welcher auch ohne Geräusch ihr Wesen behütet vor Dieben.

Nach Hermann Hartmann.

Die Stadt Osnabrück.

Als der Sachse noch bloß die Burg der Hase sie nannte,
Pflanzt ein Riese sich dort auf die Brücke, die über den Fluß führt.
Tausende rund um ihn her in weithin strahlender Rüstung!
Sämmtliche Speere gerichtet auf ihn! Und in dem Gewühle
Dieser Unzähligen, hell die Königeskron auf dem Helme,
Ragt ein gewaltiger Mann mit flammenden Augen, als hätt er
Vor, den eisenbewaffneten Mann von der Brücke zu schmelzen.
Sage, der sächsische Kämpfer, wer ists, mit dem zottigen Felle,

Welches die Schulter bedeckt, die Schulter, die mächtig genug scheint,
Ohne zu brechen, den Thurm von hier nach London zu schleppen?
Trügt mein Auge mich nicht? Der Mann, mit der Eiche bewaffnet,
Wittekind ists, der Sachse, der Wunder im Kampfe verrichtet.
Niemals hatte der Held noch Frankreichs siegenden König,
Frankreichs siegender König noch nie den Helden erblicket.
Siehe, sie machten zuerst an der Burg der Hase Bekanntschaft.
„Stehet!" so brüllte der Sachse mit Macht, „ihr gedungnen Banditen,
Stehet! Der Weg zur Burg, über mich als Leiche nur geht er.
Wähle darum den Tapfersten, Karl, mich zur Leiche zu machen.
Oder besitzest du Tapfere nicht, so mögen auf einmal
Alle mir kommen!" Da wütete Karl: „„Der fränkische Ritter
Kämpfet mit Schwächlingen nicht, die ihren unrühmlichen Namen
Uns zu nennen sich schämen. Wie heißt du? Sags, und wir kämpfen!""

Wittekind war im Begriff, ihm Namen und Herkunft zu nennen,
Horch, da rauschet der Fluß! Ein unmanierlicher Ochse
Peitscht durch die Flut sich hindurch und kommt an die Brücke geschwommen,
Ein unmenschliches Thier! Wohl zwei der gewaltigsten Friesen,
Wie bei der Brandschatzung um Gallus stehn auf der Freiheit,
Hätte der sächsische Ochs zugleich im Leibe beherbergt.
Aber den Brüller ergriff beim Horne der Held, auf die Brücke
Zog er ihn leicht, und ein Faustschlag nur, da stürzte der Ochs hin.
„Franken, erkennt ihr mich jetzt?" Die Franken erbeben und schweigen,
Alle, nur Roland nicht. Der eilte zu seinem geliebten
Könige Karl und sprach mit sicherem Ton, wie ein Held spricht:
„König, als Gott mir hilft! 's ist Wittekind oder der Teufel!
Doch sei er Lucifer selbst, ich brenne, den Mann zu bestehen.
Roland und Wittekind! Nimm, o Heide, den Handschuh! Wir kämpfen."
Und es rief die Trompete zum Streite die beiden. Sie warfen
Beide die Waffen hinweg und stürzten mit ganzem Vermögen
Los auf einander. Mit sehnigen Armen umschlangen sich beide,
Rangen von Seite zu Seite, verflochten, umspannten und streckten
Ihre gewaltigen Glieder zur Wette; doch als sich im ganzen
Stolze die Stärke der Kämpfenden hub, da strauchelte Roland,
Glitschte zur Brücke hinab und riß den verwickelten Sachsen
Mit dem Gedonner zerscheiterter Welten im jüngsten Gerichte
In die zertheileten Fluten, die hochaufspritzend zusammen

Schlugen jetzt über den Helden. Da lagen die beiden im Waßer,
Zappelnd mit Armen und Beinen. „Wie?“ sagte der fränkische König,
„Treue bezeigte man dem, der Gott die Treue verweigert?“ —
„„Göttlich, gerecht und weise! Das heißt wie ein Kaiser gesprochen!““
Krähten dem Könige kaum die fränkischen Höflinge Beifall,
Hurrah! da donnert der Fuß des Heers schon über die Brücke.
Wittekind sahs und brüllte vergrellt. Dann riß er sich los und
„Roland,“ sprach er, „was kämpfen wir hier, von Schurken gesehn nur?
Lebe denn wohl! Wir treffen uns einst im Gewühle der Hauptschlacht.“
Murrend entweichet der Held, zerstampfet die Brück und entwurzelt
Eine der Fichten — sie sauset dahin vor die krachenden Thore! —
Läuft dann, die Ohren gehängt, ut iniquae mentis asellus, [1])
Fluks an die Weser, sich dort an die Spitze der Heere zu stellen.
Aber der König benannte, das Abenteur zu verewgen —
Sich zur Schande! — das werdende Städtchen die Ochsenbrücke.

Nach Brortermann.

Greteſch. [2])

Als Held Wittekind hatte die Burg der Hase verloren,
Rieb ein widrig Geschick in dreien Gefechten sein Volk auf.
Alles verlor er, ihm wurde — der großen Verluste der größte —
Selbst in der Wittekindsburg sein Weib, sein Knabe gefangen.
Also verließ ihn das Glück sehr oft, doch nimmer die Hoffnung,
Er sein Vaterland nie. Er floh in Dänemarks Wälder
Und kam bald mit Golde verstärkt und mit Heeren zurücke.
Ganz Westfalen war wiederum sein in wenigen Wochen,
Burgen und Städt' und unter den Burgen, die Krone von allen,
Osnabrück! Und dieser Eroberung folgte die Scene,
Die ich dir jetzt zu malen gedenk — ein herrliches Nachtstück.

Unfern Osnabrücks, nicht weithin hinter Krispinsburg,
Hebt sich ein doppelter Hügel. Den Fuß des einen umirret
Eines Gewäßers Kryſtall, die niedere Stirne des andern
Zierte vor Alters, aus Steinen erbaut, ein einfaches Denkmal.

[1]) Gleichwie ein begoßener Pudel. [2]) Eine Bauerschaft in der Nähe Osnabrücks.

Über das Denkmal reckte dereinst ein bemooseter Eichbaum
Knorrig den Arm mit Waffen behängt. Jetzt ist er verschwunden.
Siehe, nach Vätergebrauch in zottige Felle geschlagen,
Kamen drei stattliche Männer. Sie lehnten die blitzenden Schilde
Und die Speer' an den Baum und setzten sich hin auf das Denkmal.

Gretesch' Hügel, sieh Wittekind hier, sieh neben dem Helden
Seiner Gefährten den ersten. Als jenen die Mutter Natur schuf,
Rief sie jauchzend: ersteh und sei der Erste der Sachsen!
Aber verliebt in ihr eigenes Werk, entschloß sich die Göttin,
Zu wiederholen noch einmal in Albion Wittekinds Urbild.
Der mit dem rötlichen Bart und dem prächtigen, wallenden Helmbusch
Ist Held Albion, aber der andre zur Linken des großen
Helden ist Agoball, der Führer des dänischen Hülfsvolks.
Als auf Osnabrücks so lange schon dienstbarem Throne
Endlich das Siegespanier der Freiheit wiederum wogte,
Sprach zum Freund und zum Dänen der Sachs die geflügelten Worte:
„Morgen begleitet ihr mich, Weib, Kind und Burg zu befreien
Aus den Klauen des Franken. Der Träumer! Er glaubte mich kraftlos.
Darum bewahrte das Weib er mir und den Knaben, indem er
Beide gefangen und sicher bewacht in der eigenen Burg hielt.
Doch auch die kommende Nacht, die schönste der Nächte, verstreiche
Nicht ungenutzt. Komm, Dänemarks Held, komm mit uns nach Gretesch,
Rache zu schwören auf Hermanns Grabe den fränkischen Räubern.
Starre nicht so! Es ist Hermanns Grab. Zwar fabelt die Nachwelt,
Als der Cherusker den Stolz des eisernen Römers gebeuget,
Sei zum Selbstmord hier der verzweifelte Varus geschritten.
Aber gefehlet! Es war das Grab des großen Erretters,
Sein auch die Waffen am Arme der Eiche, man sahe hier Hermanns
Völlige Rüstung, es fehlte nur Eins, das Beste von Allen,
Eine gewaltige Keule, begabt mit solcherlei Tugend,
Daß ein einziger Streich, geführt vom Arme des Helden,
Straks einen Berg von Metall in Staub zu verwandeln genug war.
Diese, die wars, die Germaniens Joch in Stücke geschlagen,
Diese vermißte die Welt nach Hermanns blutigem Tode.
Sicherlich hat ein Gott sie entrückt, weil keiner, ach keiner
Von den entarteten Deutschen ward würdig derselben befunden.
Ha, wer sie hätte, die Keule des Hermann, des Schilderzerbrechers!

Schilde der Franken zerbräch er, wie jener einst Schilde der Römer.
Tod und Verderben den Franken! Wie, Däne? der fränkische Räuber
Könnte, des Himmels Gesandter, bestimmt sein, Völker zu lehren?
Nein, ein Tyrann ist Karl, und Meere von Gnadenmitteln,
Ganz unendliche Meere, wie uns die Priester sie preisen,
Färbten sich eher zu Blut, als daß sie die Kruste des Blutes,
Des meineidig vergoßenen Bluts, von den Händen ihm spülten.
Ha des Himmelsgesandten, der dort an der Mündung der Aller
Tausende würgte der sächsischen Männer, meineidig, im Stillstand,
Der in Ketten sie würgte mit ruhigem Blut, wie ein Knabe,
Welcher die lästigen Mücken mit fliegendem Hauch an die Wand bläst!
Fürsten aus Sachsenlands edelstem Blute, die waren es — Fürsten!
Siehe, sie wurden vorübergeführt, mit Ketten belastet,
Vor dem Tyrannen, der gieriger noch, als Varus, nach Blut lechzt.
Ach, da begann der Henker Gejauchz und Geschrei der Verzweiflung!
Blut, wie edleres nie und nirgends floß auf dem Erdkreis,
Mischte sich jetzt mit der Weser in rauchenden Purpurströmen.
Helden, ergraut im Kampfe für Freiheit, starben in Ketten.
Siehe, da rangen die Hände verzweifelnd die blühenden Knaben.
Kaum daß sie rangen und flehten, so flog der Kopf schon vom Rumpfe.
Dorten bespritzte den Greis das Blut des sterbenden Sohnes,
Auf den enthaupteten Sohn sank sterbend der würdige Greis hin,
Für den bepurpurten Henker ein herzerfreuender Anblick.
Ha, wie grinst er herab von dem elfenbeinernen Stuhle!
Weser, was hubest du nicht aus dem Strombett die schäumenden Wogen,
Dieses Geschlecht zu vertilgen? Warum, o Erde, verschlang nicht
Ihn dein geöffneter Mund? Doch nein, o Himmel, du ließest
Uns die Sorge der Rache. Wohlauf, hier knie ich und schwöre.
Höre den eisernen Schwur, o Wodan, Herrscher Walhallas,
Höre mich, Sonne des Tags, und o Mond, du Fackel der Nächte,
Höre mich, Erde, der Menschheit Ernährerin, wie auch ihr Grabmal.
Höret mich, Hermanns Geist und unsrer Erschlagenen Geister:
Ruhe, so lang ich bin, soll nimmermehr werden den Franken.
Möge der Tod des Schurken mein Tod sein, mögen die Huren
Karls auf seine Gesundheit und unseres Landes Verderben
Trinken aus Wittekinds Schädel in Gold und Silber gefaßet,
Wenn mein Tagesgedanke, mein Traum in schlaflosen Nächten
Rache nicht ist, wenn jemals rein von fränkischem Blute

Raſtet mein Stahl, wenn je mein Auge der Ruhe ſich ſchließet,
Ehe die Franken hinweg von dem heimiſchen Boden gefegt ſind,
Oder ich ſelbſt mein Leben im Eiſengefilde verblutet,
Sterbend die kämpfenden Brüder zu Streit und Sieg noch entflammend."

Kaum noch ſprach er das Wort, o ſieh, was erleuchtet die Gegend?
Schau, die entzündeten Lüfte durchwallet ein purpurner Lichtſtrom.
„Wodan! Mir brennet das Haar! Horch, Wittekind, horch, wie es donnert!"
Alſo rufen die Helden, da ſchwebt — mirabile dictu! —
Hoch aus der Luft eine Keule zu ihnen herunter; es rufet
Wie aus den Wolken ein Geiſt: „Dem Stärkſten die Keule des Hermann!"
Stehen bedonnert die Helden. Zuletzt ſpricht Albion lächelnd:
„Wittekind, nimm!" Held Wittekind ſchwieg. „Dem Stärkſten, ſo hieß es,"
Brummte der ſtörriſche Däne. Die Keule vom Boden zu haſchen,
Flog er und zog, daß ihm krachte der Arm in allen Gelenken.
Aber umſonſt! Er knurrte, wie knurrt ein beleidigter Köter,
Der ſich vergebens bemüht, den Stein aus dem Pflaſter zu nagen.
Langſam hinkt' er zurück zu dem Helden und murmelte mürriſch:
„Eher wohl lichtet' die Erd ich empor und mich mit der Erde!"
„Albion, geh!" ſprach Wittekind jetzt, und Albion eilte.
Aber auch er kam ledig zurück, und, „Wittekind", lacht er,
„Geh, das Hexending iſt für uns an den Boden gefroren."
Wittekind gieng und faßte die Keul und hob ſie und warf ſie
Mühelos hoch in die Luft, zum Freudenzeichen, als wär er
Willens, dem bleichen Geſellen, dem Mond, an den Kopf ſie zu werfen.
Nur eine Feder war ihm, was den anderen Helden ein Berg war.

Nach Brortermann.

Wittekindsburg.

Ein gar traulich Gebüſch! — Des Abendrots glühender Purpur
Blickt durch ſein liebliches Grün, das ſanft im Hauche des Weſtwinds
Schauert, verſtohlen hindurch und glänzt wie des blühenden Mädchens
Roſige Wange durchs Spinnegewebe des neidiſchen Schleiers.
Quer durch den Buſch ein kryſtallener Bach, der über verſchränkte
Wurzeln ſich murmelnd ergießt, und weithin hinter dem Buſche
Auf der bewachſenen Höh ein Schloß von Thürmen umdrohet.
Dieſes iſt Wittekinds Burg, von der ich euch weiter erzähle.

Wittekind, welcher den Tag hindurch noch Speere gebrochen,
Langte, vom Abend umdämmert, gemach mit der Keule, dem Dänen
Und Freund Albion an in dem obenbesagten Gebüsche.
Nach drei Jahren voll Leid, voll Schweiß und blutiger Arbeit
Sah er es wieder, sein mütterlich Land: — was mußt er empfinden!
Nieder sich warf er aufs Knie und küßte die Muttererde.
Ha, wie pocht ihm die Brust! Wie hattest du, gütiger Himmel,
Weise des Wittekinds Herz mit mächtigen Rippen umbollwerkt!
Denn eine Decke von Fleisch — die hätt es sicher gesprenget.
„Seh ich dich wieder, o Burg! euch wieder, ihr Eichen, in deren
Schatten die Mutter den Knaben gebar! euch, gelbe Gefilde,
Die mich ernährt, mir immer so theuer, doch tausendmal theurer,
Seit wir aus Feindes Gewalt mit Blut euch wieder erlöset!
Welch ein Strom von neuen Gefühlen durchpocht mir den Busen,
Unempfunden dem Knaben und unempfunden dem Jüngling,
Voll empfunden dem Mann! Doch horch, welch ein jammerndes Ächzen
Tönt durch den schauernden Busch?—„„Held Wittekind! Vater! mein Vater!““
Rief eine kindliche Stimm, und Wittekind eilte dem Ton nach.
„Götter! was seh ich? mein Sohn! O komm in die Arme des Vaters!
Komm von der Eiche herab! Doch wie? Mit Riemen gebunden?
Sage, was soll das kindische Spiel?“ — „„Mich banden nicht Kinder!
Männer getrauten sich nicht, mich ungebunden zu töten!““ —
„Junge, als Kind schon so stolz? Wo hast du das Feste des Tons her?
Wahrlich du bist mein Sohn! Du läßt dir Sachsen nicht nehmen!“

Und sie banden den Leidenden los. Dann setzten die Helden
Um den Knaben vertraulich sich hin, und der Schlingel erzählte:
„„Fürchterlich hausen die Franken! Wir duldeten viel, doch am meisten
Geva: das Affengesicht des fränkischen Führers verfolgt sie,
Wie ihr eigener Schatten, so daß sie niemals allein ist.
Was er nur will? Ich kann es nicht sagen; könnt ihr es erraten?
Oft schon hört ich sie zürnen und schelten. Sie sprach zu dem Franken:
Sclave, bedachtest du nie, was es heißt, daß ich Wittekinds Weib bin?
Oftmals sagte sie das. Es wurmte mir aber gewaltig,
Daß sie immer des Vaters und nimmer des Sohnes gedachte.
Immer nur Wittekind! sprach ich. Befehlt nur! Bin ich nicht Sachse?
Also fragt ich sie oft, und so sehr die Mutter auch lachte,
Dennoch beschloß ich in mir den Mord des tückischen Rotkopfs.

Aber die Schlauen! Sie merkten mirs ab, und weil sie es merkten,
Banden sie mich an den Baum, mich also bequemer zu töten.
Doch sie hörten euch kommen, noch eh das Meßer gezückt war,
Und wie Hasen entfloh in den Busch das feige Gesindel."" —
„Auf!" rief Wittekind, „auf! trag du, mein Knabe, die Kolbe!
Feiglinge sinds! Drum Schande für mich, benutzt ich den Vortheil."
Aber die Franken begiengen indes im Gewölbe des Burgsaals
Wahrlich ein sardanapalisch Gelag! Sündfluten Burgunders
Floßen am Boden dahin, und in den wallenden Fluten
Wälzten sich säuisch die Sachsenbezwinger. Dort reitet der Eine
Auf dem geleereten Faß, und dort schwiemschlaget der Zweite.
Dieser hier gähnet und streckt die stakigen Beine gen Himmel,
Aber es stürzen, indem er sie streckt, aus dem Maule des Vierten,
Welcher sich über ihn lehnt mit weitvorquellendem Froschaug,
Kataraften von Wein, mit Stücken von Braten vermischet,
Ihm in den Bart! Dort hüpft auf wankendem Beine der Fünfte,
Schreiet Triumph und schwinget den goldenen Becher und krähet
Allerlei Unsläterein, die ein sächsisches Ohr nur beleidgen.
Alle beherrschte des Weines Gewalt, bis auf Einen. Der Eine
War ihr Gebieter. Und siehe, der war in der Ecke des Saales
In dem geschäftigsten tête à tête mit Geva begriffen.
„Heidin, so sträubt euch doch nicht so sehr!" .. Doch, Leser, ich schweige.
Denn was er weiter gesagt, das sagt sich nur auf französisch;
(Oder berlinerisch auch! In Berlin die deutschen Franzosen
Sind es ja auch, die uns jetzt mit französischen Ehen beglücken!)
Aber auf deutsch — — o nein! Es waren dereinst unsre Väter
Käuscher im Lande der Sachsen, als ihr neumodigen Herrlein!
Kurz, er wurde so sehr Franzos, daß endlich die Heldin
Aus dem Busen hervor den lange verborgenen Dolch zog.
„Bube, das mir? Und wäreſt du auch wie ein König so mächtig,
Elender, wiße, wer sterben gelernt hat, trotzet auch Köngen."
Sieh, schon erhebt sie den Stahl! Doch bums! wie vom Blitze getroffen
Schwirrt ins Zimmer die Thür, in tausend Splittern zerspalten,
Da sie mit nerviger Faust der mutige Knabe zerschmettert.
Wittekind trat jetzt herein. Er faßte den glühenden Wüstling
Fest am Schopf und beugt, wie der Knabe beuget die Weide,
Daß die Rippen ihm krachen, den roten Kopf auf die Füße.
Jetzo ergreifet er ihn beim Bein, und der zappelnde Feldherr

Fliegt, in der Hand des Helden zur schrecklichen Keule geworden,
Erst dem Sänger ums Ohr, dann kommt die Reih an die Andern.
Wie in den nahen Morast der furchtsam quakende Frosch hüpft
Vor dem dröhnenden Fußtritt des Wallers, so stürzen die Franken
Alle durchs offene Fenster, im Graben die Hälse zu brechen.

„Geva!" rief jetzo der Held und flog in die Arme der Heldin,
„Geva, ersehnt von mir mit glühender Sehnsucht, so kann ich
Nun ein einziges Mal dich freudiglich wieder umarmen!"
„„Flüchtling! Hab ich wieder! Ich halte dich! Aber wie lange?""
„Denke nicht daran, Geliebte! Nur wenige Tage sind unser.
Siehst du die Helden um mich? Schon stehen die Männer Westfalens
Dicht dort gereiht an der Hase Gestade, schon nahet sich Roland,
Nahet sich Karl, der Tyrann, der selbst mit Kindern und Weibern
Krieg zu führen nicht scheut. Doch weg! Es trübe die Zukunft
Nicht der Gegenwart Lust! Zwei Tage sind unser, o Geva!"

Nach Brortermann.

Die Kirche zu Ankum.

Als vom einigen Gott die erlösungbringende Lehre
Siegreich gieng aus dem Kampf hervor mit dem heidnischen Glauben,
Baueten Kirch und Altar dem christlichen Gotte die Väter.
Kirchlein waren es meist, den kleinen Gemeinden zu groß noch;
Denn noch viele verehrten die heidnischen Götter im Stillen,
Beteten unter dem Schwerte des mächtigen Frankenbeherrschers,
Wie er gebot, den Glauben, doch heimlich dann kehrten sie wieder
Zu den Altären zurück und schlachteten Wodan, dem Götzen,
Blutige Opfer zur Sühne, damit er sie gnädig beschütze
Vor dem abscheulichen Karl. Doch machtlos waren die Götter.
Groß und prächtig jedoch und weithin sichtbar vor allen
Stehet die ankumer Kirche, der ältesten eine des Landes.
Hoch hob früher der Thurm das glänzende Kreuz in die Lüfte,
Merkmal christlichem Volk. Denn es sollte den heiligen Orten,
Deren aus heidnischer Zeit gar viele sich zeigten dem Volke,
Weithin ragend und leuchtend die christliche Kirche voranstehn.
Glänzend erhob sich der Bau; doch man hatte sich schier überhoben,
Bis an den Himmel gebaut einen babylonischen Thurmbau.

Zwei der größten Dynasten — es wohnte der eine gen Osten
Stolz auf der rüsseler Burg, der andere westlich zu Holsten
Saß hinter mächtigem Wall und Unheil drohendem Pfahlwerk —
Hatten nach vielem Gezänk, wo passend zu suchen ein Bauplatz
Für die zu gründende Kirche, sich endlich geeinigt, daß jeder
Möchte sich rüsten, beim Schein des kommenden Morgens von Haus aus
Grade den Weg zu gehn, der führt vom Einen zum Andern.
Keiner wohl hat sich verspätet; denn eben die Mitte des Weges
Hatten die beiden erreicht und gaben sich fröhlich die Hände,
Grüßten und riefen zugleich: „Es sei uns gesegnet die Ankunft!"
Hier nun, wo beide sie standen, auf hohem, geräumigem Abhang,
Gründeten fluks sie den Bau. Es halfen auch fleißig die Andern.
Unten am Hang bald bauten bescheidene Hütten die Dörfler.
Weil den Platz zur Kirche bestimmte die glückliche Ankunft,
Nannten sie Ankum den Ort, der bald zum stattlichen Dorf wuchs.
Als nun vollendet der Bau und im Knauf auch errichtet das Kreuz war,
Hatte man höher gebaut, wie sonst wohl irgend auf Erden;
Denn den Engelgesang zur Geburt des göttlichen Kindes
Hörte man deutlich im Thurm zur Zeit der heiligen Weihnacht,
Wie die Engel ihn sangen den Hirten auf Bethlehems Fluren:
„Ehre sei Gott in der Höh und Friede den Menschen auf Erden!"
Aber die himmlische Näh sollt werden dem Thurme verderblich.
Wer hoch stehet, erwäge, daß nahe vielleicht ihm der Sturz sei.
Nie ward sterblichem Auge vergönnt, die Himmel zu schauen,
Niemand kehret von dort, zu verkünden der lebenden Menschheit,
Was er da droben gesehn; denn es soll dem Wißen ein Ziel sein.
Einst traf zündend der Blitz des Thurmes gewaltige Spitze.
Hoch auflodert der Brand, in wenigen Stunden zerstörend,
Was einst über ihr Maß in langer Reihe von Jahren
Schufen die menschlichen Kräfte. Die Nachwelt nahm sichs zur Lehre,
Bauend auf altem Gemäuer das Dach von bescheidener Höhe.
Wohl ward stumpf nun der Thurm, zum Spott der witzelnden Menge.
Aber so gehts: wer fällt, hat keinerlei Anspruch auf Mitleid.
Wer sich der Meng überhebt, seh wohl zu, daß er nicht falle.
Fällt er, verzeiht man ihm nie, daß ihm nach Großem der Sinn stand.
Hohes Gemüt anstaunt man, doch muß bei dem Werk der Erfolg sein.
Wer nicht weiß den Erfolg und das Glück für immer zu feßeln,
Baue bescheiden und klein. Das lehret der Kirchbau zu Ankum.

Nach Hermann Hartmann.

Der Rosenstrauch zu Hildesheim.

Ein Schneegewand umhüllet den kahlen Winterhain:
Der fromme Ludwig reitet zur Jagd waldaus, waldein.

Da hält er still und wendet zu seinen Treun sich um:
„Um Gott! ich hab verloren mein liebstes Heiligthum!

„Ein einfach Silberkreuzlein, das mir so heilig ist
Und viel geweihter Restchen im hohlen Raum verschließt!

„Sprengt aus nach allen Seiten, ob ihr es mögt erschaun;
Da, wo ihrs findet, will ich dem Herrn ein Kirchlein baun."

Sie reiten aus zu suchen, vertraun dem Herrgott fest,
Und traben durchs Gestöber, zerstreut nach Ost und West.

Da sehn im Schnee sies glänzen, solch Glänzen sahn sie nie,
Die Flocken überfunkelnd, doch nicht so weiß wie sie.

Hellglühnde Rosen sind es, von unsichtbarer Hand
Mit heilgem Duft verwoben zur festen Blumenwand.

Und jede Rose sendet zum Kelche Strahlen aus,
Und aus den Strahlen wölbt sich ein heilig Wunderhaus.

Und wie am Hochaltare auf kühlen Flammen ruht,
Ein Feuerkreuz zu schauen, des Fürsten liebstes Gut.

Die Jäger sehns und staunen und knien andächtig her:
Jagdhörnerklang verkündet dem Fürsten rasch die Mär.

Und alsbald kam Herr Ludwig, was er gelobt zu baun,
Und alsbald war ein Kirchlein mit luftgem Kreuz zu schaun.

Und mächtig wie der Glaube und wie die Liebe warm
Schlang bald ums Kirchlein sprossend der Rosenbusch den Arm,

Und trieb, das Kreuz zu küssen, zur Kuppel seinen Keim
Und hüllt in heilge Schauer das Städtchen Hildesheim.

J. G. Seidl.

Die Kaiserwoort in Goslar.

Der Kaiser Heinrich kam einmal
Beim Vogelfang ins Gosethal.
Zu seinem Diener sprach er: „Traun!
Am Flüßchen will ich Hütten baun."

Der Diener rief: „Is dat en Wôrt?" [1])
Herr Heinrich sprach: „„En Kaiserwôrt.""
Bald hob sich drauf ein stattlich Haus,
Mit hohen Giebeln schaut es aus.

Es ist bekannt im deutschen Land,
Die Kaiserwoort wird es genannt.
Jetzt trinkt man drin vom fernen Rhein
Aus grünen Römern kühlen Wein.

Daneben reiht sich Haus an Haus,
Die Reichsstadt Goslar ward daraus
Mit Markt und Straßen, Wall und Thor:
Das rief des Kaisers Wort hervor.

Drum, Goslar, warst du zugethan
Dem römschen Reiche sonder Wahn.
Am Rathaus noch geschrieben steht
Dieß Lob für dich, was nie vergeht.

Und reich belohnt ward deine Treu!
Dein Segen wurde täglich neu,
Seit unter eines Hufes Schlag
Hervor das Gold des Berges brach.

Verschwunden ist die alte Zeit
Und all des Reiches Herrlichkeit,
Wie ein Zug Finken aufwärts fleugt,
Wenn vor dem Netz er wird verscheucht.

Noch aber geht in diesem Haus
Manch wackrer Bürger ein und aus,
Und ringsum steht die Stadt so traut,
Die Kaiser Heinrich einst gebaut.

Nach Heinrich Pröhle.

Der arme Weber zu Osterode.

Zu Osterrod ein Weber schritt
Den Wiesenbach entlang.
Es kündete das Osterfest
Noch nicht der Glocken Klang;
Noch stieg nicht übern Wald empor
Der Sonne goldner Glanz;
Doch war die Strahlende bereit
Zu ihrem Freudentanz. [2])

Der Kummer füllt des Armen Brust,
Die Sorge schwer ihn drückt;
Wohin er sieht, die bleiche Not
Ihm starr ins Auge blickt.
Ach, seufzt er, wann wird Ostern mir
Ein Auferstehungstag
Aus meines Elends Feßel, die
Schon lange auf mir lag?

---

[1]) „Ist das ein Wort?" Niedersächsisch wird Wort gedehnt ausgesprochen und lautet ganz wie die letzte Silbe in Kaiserwoort. Daher jene, aller Etymologie ins Angesicht schlagende Erklärung.

[2]) Am ersten Ostertage soll die Sonne mit drei Freudensprüngen aufgehn.

Da plötzlich schaut sein trübes Aug
Dort eine Jungfrau licht,
Im weißen Kleid, die wäscht im Bach
Ihr holdes Angesicht.
Das glänzt und leuchtet wunderbar,
Wie ers noch nie gesehn;
Ihr Blick war mild, so rot ihr Mund,
Ihr Wuchs so schlank und schön.

Und wie er staunend vor ihr steht,
Winkt sie zur Burg hinauf;
Der Weber ohne Zagen folgt
Ihr im gestreckten Lauf.
Da sah er blühn der Lilien drei,
Und eine pflückt sie ab,
Die lächelnd sie als Festgeschenk
Dem armen Manne gab.

Wie wards ihm drob so wohl ums Herz,
So leicht in seiner Brust!
Er eilt, die Blume vor dem Hut,
Heim voller Lebenslust.
Da stieg die Sonne prächtig auf,
Ihr Licht war neu und jung,
Und that dort über grünen Höhn
Dreimal den Freudensprung.

Und als der Feuerball die Welt
Begrüßt wie eine Braut,
Der Weber fröhlich und beglückt
Auf seine Blume schaut.
Sie war aus lautrem, echtem Gold,
Viel hundert Thaler wert;
Sein ganzes Leben hat er hoch
Den Ostertag geehrt.

Nach J. Werner.

Die Gleichen bei Göttingen.

Wer hat die Gleichen sich beschaut?
Sie sind am gleichen Tag gebaut,
Und auf dem Doppelhügel
Schwingt ein Wind seine Flügel.

Jetzt liegen sie in Schutt und Rauch,
Doch kommt heran des Liedes Hauch
Und webt zur rechten Stelle
Die Burgen hoch und helle.

Zwei Brüder bauten rasch daran
Nach gleichem Sinn und gleichem Plan,
Die Mauern grüßten zusammen
Des Abendrotes Flammen.

Die Thore wölbten sich zugleich,
Die Maurer führten gleichen Streich,
Bis beider Thürme Spitzen
Ein Morgenrot sah blitzen.

Und wo die Wände brüderlich
Die eine kehrt zur andern sich,
Sie ließen zu beiden Seiten
Sich den Altan bereiten.

Dann mit der Sonne frühstem Stral
Die guten Brüder jedesmal,
Sie grüßten sich querüber
Und hatten sich desto lieber.

Und mit dem letzten Abendlicht
Nicht ließen sie die süße Pflicht,
Sie winkten sich wie Kinder
Und schliefen um so linder.

Auch ihre Söhne hieltens so,
Darüber Anger und Wald war froh,
Thät schöner, als in ganz Sachsen,
Bei solcher Eintracht wachsen.

Und auch der Söhne Söhne noch,
Sie grüßten sich wie Brüder doch
Mit Kuss und Liebeszeichen
Dort vom Altan der Gleichen.

So giengs ins zehnte, zwölfte Glied,
Bis Einer sonder Erben schied;
Doch welcher es war von beiden,
Die Sage wills nicht entscheiden.

Wie dieser fühlt sein Ende nahn,
Läßt er sich tragen zum Altan;
Er ruft von drüben vom Sterben
Den einen Sohn zum Erben.

Von Lieb und Eintracht predigt er
Den beiden Gleichen theure Mär;
Sturmwolken trieb der Winter,
Ein Spätrot stand dahinter.

Drauf schlief der alte Gleichen ein,
Bald drüben auch der Vetter sein,
Und von den Schlößern nieder
Da schauten Brüder wieder.

Doch war nicht Fried und Freude seit,
Die Erbschaft zeugte bösen Streit;
Da führten ihre Bahnen
Sie nicht zu den Altanen.

Der eine zog gen Süden aus,
Vom Norden kam der andr' ins Haus;
Sie suchten sich Genügen
In wilden Fehdezügen.

Der Wald erseufzte von dem Schall,
Es klagte laut der Wiederhall,
Ja, ihrer Schlößer Mauern,
Die fiengen an zu trauern.

Und weil der Väter Eintracht wich,
Gebeugte Feinde regten sich:
„Leicht ists, mit den Entzweiten,"
Frohlockten sie, „zu streiten."

Und dichte Haufen zogen bald
Herauf durch beider Berge Wald.
Zurück in ihre Gleichen
Die Brüder mußten weichen.

Sie dachten wohl an des Vetters Wort,
Doch fochten sie im Streite fort;
Sie hatten im Schwertertönen
Nicht Zeit, sich zu versöhnen.

Auch ist umringt schon beider Burg,
Und keiner kann zum andern durch;
Zusammen konnten sie siegen,
Allein muß jeder erliegen.

Und jetzt gesprengt ist beider Thor,
Und mordend steigt der Feind empor,
Er schwingt die Siegesfahne —
Da traten sie zum Altane.

Das erstemal sie grüßen sich
Von Herzen laut und brüderlich,
Den Speer in hohen Handen —
Wohl haben sie sich verstanden.

Sie winken mit den Augen hell,
Sie werfen ihre Speere schnell,
Die, in den Lüften sausend,
Durchkreuzen hoch sich brausend.

Und jeder trifft des Andern Herz,
Sie winken und sinken ohne Schmerz;
Da fangen an zusammen
Die Burgen aufzuflammen.

Und spät im tiefsten Schutt und Sand
Die Leichen man zusammen fand. —
Sturmwolken trieb der Winter,
Ein Spätrot stand dahinter.

Gustav Schwab.

Das Nadelöhr bei Ilefeld.

Bei Ilefeld da liegt ein Stein,
Hat durch und durch ein Öhr,
Und einen Brauch, der ist nicht fein
Und erlustirt doch sehr.
Der Amtmann will, er soll nicht sein;
Allein was hilft ihm Drohn und Schrein?

Kauft er sich aber los mit Geld,
So braucht er nicht hinein;
Doch that ers nicht, so muß der Held
Dreimal so durch den Stein.
Dann ist er ein gemachter Mann,
Der Andre wieder hauen kann.

Kaum fährt ein neuer Knecht ins Holz,
Flugs greifen die Andern ihn;
Er muß sich, sei er noch so stolz,
Durch dieses Öhr bemühn.
Er kriecht, sie haun, und schreit der Knecht,
So ists den Andern eben recht.

Sucht man in diesem Stück Moral,
So sucht man sich nicht tot;
Es geht damit wie überall:
Wer reich ist, wehret Not.
Beim Nadelöhr zu Ilefeld
Kommt man vorbei mit baarem Geld.

August Kopisch.

Stiefel.

Im alten Schloße Calenberg
Wohnt einst, weil man ihn ließ,
Ein Geist, der Stiefel hieß,
Und war kleinknurpsig wie ein Zwerg,
Und hatte einen Stiefel an
Fast größer, als der ganze Mann!

Er war durchaus von neuem Schlag,
Gar nicht, wie andre sind,
Und furchtsam, wie ein Kind,
Im Finstern und am hellen Tag:
Kam Einen etwa Grauen an,
Fort lief der alte Stiefel dann!

Sagt Einer: Kleiner Stiefel, sprich,
Warum steckst du das Bein
In solchen Stiefel drein?
So wimmert er gar jämmerlich:
Wenn ichs nicht in dem Stiefel hab,
So zupft es mir der Pudel ab!

Er hielt sich zu dem jungen Herrn,
Der gab ihm oft zum Spaß
Confect und dieß und das:
Milch schlecken mocht er gar zu gern!
Von einem Muttersöhnelein
Soll Stiefelchen die Seele sein.

August Kopisch.

Hameln.

Von Gärten umduftet, umrauschet vom Strom,
Mit schmucken Häusern und altem Dom,
Rings schattige Höhen und sonniges Feld,
So bist du, Hameln, gar wohl bestellt.

Die edle Tochter des Stifts Bonifaz,
Die freie Schwester des Hansarats,
Die pflegsame Mutter von Erwins Kunst:
So stand, Hameloa, dein Nam in Gunst.

Geziert durch Kunst und Wißenschaft,
Durch deiner Bürger Fleiß und Kraft,
Im Glauben treu, in Sitte rein,
Wirst „Queren-" — ein „Ehren-Hameln du sein.

Doch wie du geworden, was du nun bist,
Wie Ring auf Ring dir gewachsen ist,
Manch herrliche Früchte dir reiften aus,
Verkündet das hamelnsche Stiftsherrnhaus.

W. Rothert.

Winfrieds Lehre,
Karols Wehre
Drangen bis zur Hamelau;
Sturmis Rat,
Baugulfs That
Schufen einen Klosterbau.

Als der Orden
Stift geworden,
Schützet ihn Graf Eberstein.
Als die Stadt
Des Krummstabs satt,
Ließ sie Herzog Albrecht ein.

Der Rattenfänger zu Hameln.

1284.

Zu Hameln fechten Mäus' und Ratzen
Am hellen Tage mit den Katzen;
Der Hungertod ist vor der Thür,
Was thut der weise Rat dafür?
Im ganzen Land
Macht er bekannt:
Wer von den Räubern
Die Stadt kann säubern,
Des Bürgermeisters Töchterlein,
Die soll zum Lohn sein eigen sein.

Am dritten Tage hört mans klingen,
Wie wenn im Lenz die Schwalben singen;
Der Rattenfänger zieht heran:
O seht den bunten Jägersmann!
Er blickt so wild
Und singt so mild:
Die Ratten laufen
Ihm zu in Haufen,
Er lockt sie nach mit Wunderschall,
Ertränkt sie in der Weser all.

Die Bürger nach den Kirchen wallen,
Zum Dankgebet die Glocken schallen;
Des Bürgermeisters Töchterlein
Muß nun des Rattenfängers sein.
Der Vater spricht:
„Ich duld es nicht!
So hoher Ehren
Mag ich entbehren:
Durch Sang und Flötenspiel gewinnt
Man keines Bürgermeisters Kind.

In seinem bunten Jägerstaate
Erscheint der Spielmann vor dem Rate;
Sie sprechen all aus einem Ton
Und weigern den bedungnen Lohn:
„Das Mägdelein?
Es kann nicht sein!
Herr Rattenfänger,
Müht euch nicht länger;
Eur Flötenspiel ist eitel Dunst
Und kam wohl von des Satans Kunst."

Am andern Morgen hört mans klingen,
Wie wenn die Nachtigallen singen,
Ein Flöten und ein Liedersang
So süß vertraut, so liebebang.
Da zieht heran
Der Jägersmann,
Der Rattenfänger,
Der Wunderfänger,
Und Kinder, Knaben, Mägdelein
In hellen Schaaren hinterdrein.

Und hold und holder hört mans klingen,
Wie wenn die lieben Englein singen,
Und vor des Bürgermeisters Thür,
Da tritt sein einzig Kind herfür:
Das Mägdelein
Muß in den Reihn;
Die Mäuschen laufen
Ihm zu in Haufen:
Er lockt sie nach mit Wunderschall,
Und nach der Weser ziehn sie all.

Die Eltern laufen nach den Thoren,
Doch jede Spur war schon verloren:
Kein Eckard hatte sie gewarnt,
Des Jägers Netz hält sie umgarnt.
Zwei kehrten um,
Eins blind, eins stumm:
Aus ihrem Munde
Kam keine Kunde.
Da hob der Mütter Jammern an.
So rächte sich der Wundermann.

K. Simrock.

Der Rattenfänger zu Hameln.

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Der vielgereiste Rattenfänger,
Den diese altberühmte Stadt
Gewiss besonders nötig hat.
Und wären Ratten noch so viele,
Und wären Wiesel mit im Spiele:
Von allen säubr' ich diesen Ort,
Sie müßen mit einander fort.

Dann ist der gutgelaunte Sänger
Mitunter auch ein Kinderfänger,
Der selbst die wildesten bezwingt,
Wenn er die goldnen Märchen singt.
Und wären Knaben noch so trutzig,
Und wären Mädchen noch so stutzig:
In meine Saiten greif ich ein,
Sie müßen alle hinter drein.

Dann ist der vielgewandte Sänger
Gelegentlich ein Mädchenfänger;
In keinem Städtchen langt er an,
Wo ers nicht mancher angethan.
Und wären Mädchen noch so blöde,
Und wären Weiber noch so spröde:
Doch allen wird so liebebang
Bei Zauberfaiten und Gesang.

Göthe.

Die Weser.

Ich lob mir einen deutschen Strom,
Der ist mir lieb und wert vor allen,
Umwölbt von ernster Eichen Dom,
Umgrünt von kühlen Buchenhallen.
Ihn hat nicht, wie den großen Rhein,
Der Alpe dunkler Geist beschworen,
Ihn hat der friedliche Verein
Verwandter Ströme still geboren.

So taucht die Weser kindlich auf,
Von Bergen traulich eingeschloßen,
Und kommt im träumerischen Lauf
Durch grüne Aun herabgefloßen.
So windet sie mit leichtem Fuß
Zum fernen Meere sich hernieder
Und spiegelt mit geschwätzgem Gruß
Der Ufer sanften Frieden wieder.

Doch hat sie in der Zeiten Flug
Gar manche große Mär erfahren,
Und ihre stille Woge trug
Viel Herrliches in fernen Jahren.
Sie sah in ihrer Wälder Schooß
Des Adlers Siegesflügel wanken
Und von der deutschen Arme Stoß
Der ewgen Roma Säulen schwanken.

Und als mit fester Eisenhand
Held Karl den fränkschen Scepter führte,
Da wars im deutschen Weserland,
Wo sich ein neuer Frühling rührte;
Da hörte man des Kreuzes Ruf
Mit hellem Klang an den Gestaden
Und sah der Frankenrosse Huf
Sich in den nordschen Wellen baden.

So meldet sie dir manchen Traum
Aus ihrer Vorzeit grauen Tagen
Und sieht dabei des Lebens Baum
Stets frisch an ihren Ufern ragen;
Es glänzen in der lichten Flut
Der Klöster und der Burgen Trümmer,
Des Mondes und der Sonne Glut,
Des Thurmes und der Segel Schimmer.

Und meerwärts durch ihr Felsenthor,
Durch immer wechselnde Gefilde
Strömt sie die Welle leicht hervor,
Wie jugendliche Traumgebilde.
In ihren Tiefen klar und rein
Hörst du es seltsam wehn und rauschen
Und kannst bei stillem Abendschein
Der Nixe Wunderlied belauschen.

Nach F. Dingelstedt.

Die Weser.

Der Morgen kommt, der Morgen graut,
Die frischen Lüfte wehen,
Die Hähne krähn im Dorfe laut,
Nun muß der Tag erstehen.

Am Weserufer Mann und Roß,
Und auch ein Reisewagen;
Frisch, Fährmann, mach die Fähre los,
Hinüber uns zu tragen.

Die Fähre knarrt, und wir hinein,
Wir fahren leise weiter;
Es glänzt der Strom wie Silberschein
Und fließet sanft und heiter.

Die Felder aber ährenschwer,
Die scheinen noch zu träumen;
So auch die Wälder rings umher,
Die dicht das Thal umsäumen.

Doch alles, alles rüstet sich,
Den jungen Tag zu grüßen;
Die Welle rauscht so feierlich
Dahin zu unsern Füßen.

Da ist in ihrer schönsten Pracht
Die Sonne aufgestiegen;
Schnell weicht und schwindet rings die Nacht,
Der Tag muß sie besiegen.

Und nun erblühn im Morgenglanz
Die schönen Wesergauen,
Des Thaues Diamantenkranz
Ist überall zu schauen.

Die Morgenglocken klingen hell,
Es wachen auf die Felder,
Vom Schlafe sich ermuntern schnell
Die frischen, duftgen Wälder.

Ans andre Ufer stoßen wir
Mit Roß und Reisewagen,
Der soll durchs blühende Revier
Alsbald uns weiter tragen.

Und über uns in blauen Höhn
Die Lerche hat gesungen;
Ach wär mein Lied nur halb so schön
Wie's Lerchenlied gelungen!

Nach Günther Nicol.

Die Nordsee.

Die Nordsee hat viel Wunder, —
Da saß einmal am Strand
Der Waßerkönig und rührte
Die Harfe mit der Hand.

Da tanzten um ihn die Fische
Und manche Waßerblum,
Hüpften und sprangen die Wellen
Wie Lämmer um ihn herum.

Ein Mägdlein gieng zur Kirche,
Das sprach den Harfner an:
„Du wirst doch nimmer selig,
Du schöner Waßermann!

„Du wirst doch nimmer selig,
Du armer Waßerneck!"
Da schrie er vor Entsetzen
Und jähem Todesschreck.

Er rang die weißen Hände,
Er weint' und schluchzte sehr
Und stürzte sich verzweifelnd
Wieder ins brandende Meer.

J. Mosen.

Die weiße Düne und die blaue Ballie.

Die weiße Düne bei Nordernei,
Ein Stückchen Land in der See,
Trägt weder Moos noch Strauch noch Baum,
Trägt weder Gras noch Klee.
Die blaue Ballie bei Wangeroog,
Ein Stückchen See im Land,
Hegt weder Fisch noch Frosch noch Krebs
Noch Muscheln auf ihrem Strand.

Da war einmal ein Schwesternpaar
In alter grauer Zeit —
Die eine, die trug ein blaues stets,
Die andre ein weißes Kleid —,
Die hatten geschworen bittren Haß
Der Liebe bis in den Tod,
Und machten weit und breit im Land
Den Freiern große Not.

Und als sie starben, wer hätts geglaubt?
War Sand und Waßer ihr Herz;
Der Inselkönig, ihr Vater, sank
Darob in tiefen Schmerz;
Die eine begrub er in Nordernei,
Die andre in Wangeroog,
Und setzte jeder wohl auf das Grab
Von Stein ein Denkmal hoch.

Das eine versenkte gar bald das Meer
Und wälzte darüber die Flut,
Das andre bedeckte hoch mit Sand
Der Wind in seiner Wut;
Und Waßer und Sand blieb unfruchtbar
Bis auf den heutigen Tag:
Da kann man sehen, was Sprödigkeit
Auch noch im Grabe vermag.

Gustav Pfarrius.

Das Haidemeer.

Es dehnet sich die Haide
Weit, ein bezaubert Meer:
Bald runde Hügelwellen,
Bald Fläche rings umher.

Die Lämmer gleich den Fischen
Umziehn den Hünenstein,
Der ragt mit seinen Klippen
Ins Haidemeer hinein.

Und dort ein leichter Wagen —
Er regt sich langsam nur;
Bald hat des Sandes Welle
Vertilgt des Schiffleins Spur.

Hier steht auf grüner Insel
Ein Dorf im Eichenhain;
Es kehrt der Storch zum Neste
Auf moosgem Strohdach ein.

Wie bei des Tages Sonne
Zum Meer die Möwen fliehn,
Der Haide rote Wellen
Die Bienen rings umziehn.

Durch Meer und Tannen schlingen
Bei Nacht im Mondenglanz
Wie goldne Meereswolken
Die Elfen ihren Tanz.

Das ist ein Summen, Wogen
Rings in dem stillen Land,
Als ob vom Hünensteine
Es lenkte Geisterhand.

A. Freiherr von Leutrum-Ertingen.

Mein Heimatland.

Ich wohne nicht im Rebenland
Und nicht in goldnen Auen,
Noch da, wo hoch vom Felsenrand
Viel stolze Burgen schauen.

Ich wohne nicht, wo Riesen gleich
Gen Himmel ragen die Berge;
Die Höhn in meines Blicks Bereich
Sind Wichtel nur und Zwerge.

Die Haide ist mein Heimatland,
Doch denkt ihr nun zu richten
Das Land, wo meine Wiege stand,
So sag ich euch: mit nichten!

Wißt, auch im Haidelande wohnt
So manche stille Wonne;
Es scheinet hier derselbe Mond,
Es lacht dieselbe Sonne.

Es rauscht der Wind so sehnsuchtsbang
Durch düstre Fichtenwälder,
Die Lerche gießt so hellen Klang
Auf grüne Saatenfelder.

Und zaubergleich, wenn säuselnd weht
Der Herbstwind über die Haide,
Mit goldnem Haar die Birke steht
Im weißen Atlaskleide.

Und wißt ihr, was das Beste ist
Im Land, wo ich zu Hause?
Daß man am leichtsten da vergißt
Die Welt und ihr Gebrause.

Ludwig Grote.

Lob der Haide.

O tiefe, tiefe Stille,
O Einsamkeit der Haide!
O reiche Segensfülle
Des Friedens und der Freude!
O Land, vom Weltgetümmel
Geflohen und gemieden,
Dir ist von Gott im Himmel
Fürwahr ein köstlich Loos beschieden!

Beschaut, ihr Menschenkinder,
Das Land nur etwas näher,
Erfreun wirds euch nicht minder
Wie Canaan die Späher.
Es birgt viel reichen Segen
Die braune Haidefläche,
Es strömen euch entgegen
Auch hier wohl Milch- und Honigbäche.

Hier sticht nicht die Tarantel
Wie auf Hesperiens Hügeln;
Hier fliegt der Trauermantel
Mit goldumsäumten Flügeln.
Es mühn auf tausend Wegen
Die Bienen sich, die schnellen,
Den süßen Haideseegen
Zu sammeln in die blanken Zellen.

Buchwaizen blüht und flimmert
So weiß im Haidereiche,
Wie wenn das Leinen schimmert
Im Mondstrahl auf der Bleiche.
Ans weiße Meer so helle
Ein blaues Flachsfeld grenzet,
Wie wenn des Seees Welle
Im Sonnenstrahle ruht und glänzet.

Es prangt mit tausend Blüten
Die waldumkränzte Wiese,
Und keines Stromes Wüten
Bedroht, wie andre, diese.
Es murmeln sanft und leise
Durchs ebne Land die Bäche,
Es schallt der Lerche Weise
Hell über die stille Haidefläche.

Und sieh hier auf der Weide
Die breitgestirnten Rinder,
Dort mitten in der Haide
Die schwarzen Haidekinder,
Die Schafe wie die Schnucken,
Den Schäfer sammt dem Spitze,
Die beide sich begucken
Die Welt von ihrem Ruhesitze.

Und über all der Wonne
Ist ausgespannt der Himmel
Auch hier mit seiner Sonne
Und seinem Sterngewimmel.
O reiche Segensfülle
Des Friedens und der Freude!
O Einsamkeit und Stille,
O neidenswertes Glück der Haide!

Ludwig Grote.

Die Blüten der Haide.

Kennt ihr von der Haide die Sage
Uralt und wunderbar?
Die Sage, wovon ihre Blätter
Schimmern so rötlich und klar?

Vor Zeiten blühte die Haide
Wie glänzender Schnee so weiß;
Es säuselte lichtumfloßen
Jedwedes grüne Reis.

Da kämpften auf blühender Haide
Einst deutsche Männer wert,
Sie kämpften für Freiheit und Glauben,
Für Heimat und heimischen Herd.

Viel treue Herzen sanken
Hinab in den kühlen Tod,
Es färbte die weißen Blüten
Das Blut so brennend rot.

Und ob auch viele sanken,
Es siegte das heilige Recht,
Und Freiheit und Glauben blieben
Dem tapfern, treuen Geschlecht.

Wohl stiegen Regenschauer
Vom hohen Himmel herab —
Nicht konnten sie bleichen die Blüten
Rings um der Helden Grab.

Und bald von Haid zu Haide
Leuchtete roter Schein:
Von großen Thaten erzählen
Die Blumen wunderklein.

Eduard Ziehen.

Der Haidjer.

Es ist so still, die Haide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle;
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre grauen Gräbermale.
Die Kräuter blühn, der Haideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelhaide Glöckchen;
Die Vögel schwirren aus dem Kraut,
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallnes Strohdachhaus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Haidjer lehnt zur Thür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Steig davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Jetzt zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Nach Theodor Storm.

Heimweh nach der Haide.

Golden stehen rings die Felder,
Üppig winkt die Saat im Thal;
Grüne Auen, Berge, Wälder
Glänzen in der Sonne Strahl.

Zwischen grüner, duftger Weide
Einsam, traurig und allein
Liegt ein schmaler Streifen Haide
Rings bekränzt vom Tannenhain.

Mich ergreift ein mächtig Sehnen,
Seh ich, braune Haide, dich;
Mögen Andre dich verhöhnen,
An die Heimat mahnst du mich.

Rufst zurück mir alle Freuden
Meiner frohen Jugendzeit;
Doch die Freuden wurden Leiden,
Und die Heimat ist so weit.

Alle Theuren, die mich lieben,
Alle Freunde sind so fern.
Sehnsucht nur ist mir geblieben:
In die Heimat möcht ich gern.

Kenn nicht mehr der Jugend Freude,
Darf nicht wieder fröhlich sein!
Wie im Wiesenland die Haide,
Bin ich einsam und allein.

Arnold von Weyhe.

Sächsische Art.

Mein Herz ist mir genesen,
Frisch weht mirs durch die Brust,
Weil je und je gewesen
Das Wandern meine Lust.
Des Vaterlandes Segen
Im lichten Strahl zu schaun,
Gieng ich auf manchen Wegen,
Zog ich zu fernen Gaun.

Auch forscht ich gern mit Liebe
Nach Sitt und frommer Zucht,
Ob die noch Blüten triebe
Und reifte Himmelsfrucht.
Nach Männern und nach Frauen
Und nach der Jugendblüt
Durchspäht ich rings die Gauen,
Durchforscht auch das Gemüt.

Als Deutschland ich durchgangen,
Da bin ich heimgekehrt
Mit brennendem Verlangen
An meinen Sachsenherd.
Ich sah mir an die Mannen
In meinem Heimatland,
Die standen nicht wie Tannen
Mit zu geschmeidger Hand.

Sie standen wie die Eichen
Mit stärkstem Stamm und Ast,
Der Mannheit Bild und Zeichen,
Als Hochwuchs, Mittelmast.
Ich sah mir an die Frauen,
Die warn wie Milch und Blut,
Wie Engel anzuschauen,
Und fleißig, treu und gut.

Ich sah mir an die Eichen
In meinem Heimatland,
Die standen da als Zeichen,
Als aufgereckte Hand.
Ich hörte so sie fragen:
Was hast du nun gesehn?
Das sollst du frei uns sagen,
Du mußt uns Rede stehn!

Hast Männer du erblicket,
Starkmutig, so wie hier?
Die nicht der Sturm zerknicket,
Die stehen, so wie wir?
Wo sind des Reiches Tennen?
Wo wächst der stärkste Schaft?
Wo sind der Rosse Sennen?
Wo wurzelt Deutschlands Kraft?

Nicht braucht ich nachzusinnen,
Hintretend auf die Seit,
Ein Urtheil zu gewinnen,
Mein Spruch war längst bereit.
Ich war in Stolz gewachsen
Und zeugte laut sogleich:
Hier in dem Land der Sachsen,
Hier liegt der Kern vom Reich!

Ludwig Pfotenhauer.

Geschichtliche und literarische Erläuterungen.

Hermanns Siegeslied.

Seite 1.

Nicht um einen Angriffs-, sondern um einen Vertheidigungskrieg handelte es sich, als Hermann, der Cheruskerfürst, sein Volk zu den Waffen rief. Trotz der einzelnen Einfälle der Deutschen ins römische Gebiet, trotz des Angriffes, welchen sie auf die römischen Legionen machten — die Angreifenden waren nicht die Deutschen, sondern die Römer. Diese wollten Germanien in eine römische Provinz umwandeln, wie vorhin Gallien. Die Energie, mit der dieß Ziel verfolgt wurde, zeigte, wie sehr es ihnen Ernst damit war. Da zog Hermann das Schwert für Deutschlands Freiheit und zur Abwehr des römischen Cäsarismus. Aber die Freiheit, die er meinte, war nicht die eines unförmlichen Colosses zur Unterdrückung und Erstickung jeder berechtigten Eigentümlichkeit, sondern die eines jeden Gliedes am Gesammtleibe Deutschlands. Der Tag im teutoburger Walde ist die Grundlage für die fast 2000jährige Geschichte Deutschlands; aber nicht tötende Einerleiheit, sondern wohlthuende Mannigfaltigkeit und größter Reichtum besonderster Entfaltung erwuchs auf dem mit dem Blute der römischen Legionen gedüngten Schlachtfelde. Nicht für den militärischen Einheitsstaat, den er in Rom kennen gelernt hatte, sondern gegen denselben führte Hermann die verbündeten deutschen Stämme in den Kampf und rettete dadurch Deutschlands Zukunft, die auf Föderation, nicht auf Centralisation angelegt war. Damit ist Hermanns weltgeschichtliche Bedeutung bezeichnet. Sie besteht darin, daß er die germanische Welt vor dem Untergange durch die Macht des andringenden Romanismus gerettet hat. Ohne Hermanns deutschen Sinn und deutsche That wäre Deutschland, wie so manches andre Volk, erdrückt und aufgesogen von der Umfaßungskraft des römischen Eroberungsstaates, wäre deutsches Wesen, deutsche Tiefsinnigkeit und deutsche Gedankenfülle, deutsche Treue und deutsche Gottesfurcht nie zu ihrem Recht gekommen in der Entwicklung der europäischen Menschheit. An seinem mutigen Widerstande brach sich die Macht der römischen Legionen, und Deutschland wurde nicht, wie Gallien, umgemodelt und umgestaltet durch die einrückende römische Organisation und Civilisation, Deutschland blieb ein selbständiges Land und bewahrte seine eigentümliche Art und seine ihm von Gott zugedachte selbständige Stellung. Mit Recht wird Hermann deshalb der Befreier Deutschlands genannt, und er trägt diesen Namen mit um so größerem Ruhme, als ihm derselbe nicht von parteiischen Volksgenoßen, sondern von einem Sohne des besiegten Roms beigelegt wurde. Liberator haud dubie Germaniae wird er von Tacitus genannt.

Seite 1. Aber so glänzend der Sieg war, den Hermann über den römischen Militärdespotismus davongetragen hatte, noch fehlte zur wahren Freiheit der schwerere Sieg, nämlich der über die Despotie des Heidentums. Das Heidentum ist der Mutterboden der Sclaverei, der leiblichen, wie der geistigen, von der kein heidnisches Volk sich selbst loszumachen vermocht hat. Auch die deutschen Volksstämme waren der Sclaverei, weil dem Heidentume verfallen, wenn auch nicht so tief versunken, als die römische Welt. Diese that es allen andern Völkern zuvor in Ausschweifung und Knechtssinn. Ruere in servitium, sie stürzen in die Knechtschaft, so schildert der römische Schriftsteller Tacitus die haltungslose Hingabe seiner Landsleute an den Cäsarismus, den Despotismus und die glänzenden Laster des militärischen Einheitsstaates. Durch den Glanz der äußern Machtstellung ließen sie sich verlocken, aller wahren Freiheit im Innern zu entsagen. Sie siegten sich selbst in die Knechtschaft hinein und legten sie den besiegten Völkern auf die Hälse. Die Freiheit war nur noch ein Traum, bei weitem die Mehrzahl der Menschen bestand aus Sclaven und Unterjochten, über welche grausame Tyrannen die blutige Geißel schwangen.

Da wurde das Kind geboren, das in den Gemütern herrschen, das der geknechteten Welt und auch dem deutschen Volke die wahre Freiheit und damit auch die rechte Einigkeit bringen sollte. Nicht Hermann, sondern der Knabe von Bethlehem, der 9 Jahre vor der Varusschlacht geboren wurde, ist der Urheber der wahren Freiheit und Einheit Deutschlands; denn nicht das Schwert, sondern das Kreuz, nicht die Caserne, sondern die Kirche hat Deutschland zu dem gemacht, was es geworden ist, und Bonifacius hat zur Einigung Deutschlands unendlich viel mehr beigetragen, als Karl der Große. Auch Hermanns That hätte wenig genützt, ohne den wahren Retter Deutschlands, den Weltheiland, der unserm Volke die wahre Freiheit, die innere Freiheit, und die wahre Einigkeit, die Einigkeit im Geiste, brachte. Als aber Hermann für die äußere Freiheit das Schwert zog, war der Friedefürst bereits erschienen und arbeitete in seiner Weise an seinem Befreiungswerke. Auch Hermann kämpfte für ihn, ohne es zu wißen, und bereitete dem den Weg, in welchem auch Hermanns Sehnsucht ihr Ziel fand. Denn was uns zu einem Volke im Sinne Hermanns macht, ist nimmer der Militärdespotismus, der mit Blut und Eisen einigt, sondern das tiefe geistige Band, das alle Stämme Deutschlands umschlingt, der gemeinsame Glaube, die gemeinsame Sprache, die gemeinsame Literatur, kurz die ganze gemeinsame Bildung, deren Lehrmeisterin die christliche Kirche ist.

Es giebt daher keine größere Geschichtscarricatur, als wenn unsre modernen Reichsfreunde, welche bekanntlich kein gegliedertes Reich, sondern einen ungegliederten Staatscoloss nach der Weise Roms zu ihrem politischen Ideal erkoren haben, den Cheruskerfürsten Hermann zum Repräsentanten ihres militärischen Einheitsstaates gemacht haben. Die Geschichte weiß nichts davon, daß der Besieger des Varus seine verbündeten Mitfürsten, z. B. die Heerführer der Katten, Chauken, Bructerer u. s. w. etwa mit Hülfe der römischen Legionen vertrieben habe, um für sich und seine Cherusker die Alleinberechtigung in Anspruch zu nehmen. Es ist also Geschichtsfälschung frechster Art, wenn das durch Blut und Eisen geeinigte Deutschland seine Legitimation auf Hermann zurückführt. Wollten unsre Einheitsfanatiker sich einen Schutzpatron für ihr geeinigtes Deutschland wählen, so sollten sie Flavius, den Erfolganbeter, oder Segestes, den Verräter, nehmen, oder noch beßer jenen verrömerten Markomannenfürsten Marbod, welcher in Böhmen ein centralisirtes Deutschland nach römischem Muster anbahnte und zu dem Zwecke ein stehendes Heer

von 70,000 Mann aufstellte, nicht aber den freiheitsliebenden Hermann, der dem Marbod sein undeutsches Handwerk legte. Es ist eine merkwürdige Ironie der Geschichte, daß das Denkmal Hermanns im teutoburger Walde in demselben Zeitpunkte errichtet wird, wo das moderne Nachbild jener Cäsarenwirtschaft, welche er vom deutschen Boden verscheuchte, mit activer Hülfe Italiens und passiver Hülfe Frankreichs seinen Einzug in Deutschland gehalten hat, um gerade denjenigen Stamm, der am tapfersten gegen die Cäsaren, gegen Augustus, Karl, Ludwig XIV. und Napoleon, gestritten hat, seiner Selbständigkeit zu berauben; ähnlich wie man in Worms Luthers Denkmal in demselben Zeitpunkte einweihte, wo man der lutherischen Kirche mit allen Mitteln das Grab zu graben bemüht ist. Aber so pflegt es oft in der Geschichte zu kommen. Die Kinder der Prophetenmörder bauen der Propheten Gräber. Seite 1.

Lied der alten Sachsen. Seite 2.

Dieß Gedicht weist uns zu den verborgenen Anfängen des Sachsenstamms zurück. Schon Wittekind von Corvei, der Vater der sächsischen Geschichtsschreibung, macht die zutreffende Bemerkung, daß es unmöglich sei, über den Ursprung der Sachsen etwas sicheres mitzutheilen; denn derselbe hülle sich in das Dunkel des grauen Altertums. Dies Volk gleicht den Geharnischten des Deukalion, welche aus der Erde wuchsen: es tritt in die Geschichte ein, ist da, und niemand weiß, woher es kommt. Unser Gedicht verdankt seine Entstehung einem der vielen Versuche, die Herkunft des Sachsenstammes zu ergründen: aus den Felsen des Harzgebirges sollen die Stammväter der Sachsen hervorgegangen sein. Offenbar hängt diese Sage zusammen mit der Waffe der Sachsen, dem Sahs oder Sax, einem kurzen, krummen Meßer, das später unter dem Namen Taßhaken vorkommt. [1]) Da dieses Meßer, wonach die Sachsen benannt sein sollen — wie die Heruler nach dem Schwert (heru), die Longobarden nach der Barde, die Franken nach der Framje (framea) — anfangs aus Steinen gearbeitet war, so lag es nahe, die Entstehung des ganzen Volksstammes auf dasselbe Element zurückzuführen, wie seine gefürchtete Waffe. Erwägt man, wie leicht eine charakteristische Waffe, durch welche ein tapfrer Volksstamm sich seinen Nachbarn furchtbar machte, zu einer dauernden Namengebung Veranlaßung werden konnte, und welche hervorragende Rolle das Meßer noch heutiges Tages in manchen Gegenden Niedersachsens spielt, (namentlich bei den Matrosen, den Stammesvettern jener sächsischen Seefahrer, welche unter Hengist und Horsa das Meer befuhren), so wird man wenigstens obiger Erklärung des Namens der Sachsen seinen Beifall nicht versagen können. [2])

Dieser Name gehört nicht der ältesten Zeit an. Tacitus kennt die Sachsen noch nicht, wiewohl er schon die den Sachsen stammverwandten Angeln nördlich von der

[1]) Vergleiche Grote, Bartholomäus Sastrow (Halle, bei Julius Fricke 1857), Seite 11. Daß Saß und Taß nur zwei verschiedene Formen desselben Worts sind, braucht kaum bemerkt zu werden. Sollte nicht auch Sense, niederdeutsch Seisse, damit zusammen hängen?

[2]) Schon im Annoliede heißt es Vers 344:

Von den mezzern also wahsen
Wurden sie geheizzen Sahsen.

Und das Commando des Sachsenherzogs Hengist lautete nach Nennus: „Nimed eure Saxes."

Seite 2. Elbe wohnen läßt. Erst Ptolemäus nennt die Sachsen und sagt, daß sie auf dem Rücken (supra dorsum) des cimbrischen Chersones wohnen. Ihre frühsten geschichtlichen Wohnsitze haben wir also in dem Landstriche zu suchen, der die cimbrische Halbinsel mit dem Festlande verbindet, zwischen der Niederelbe und Trave im heutigen Holstein bis hinauf zur großen schleswigschen Bucht. Zur Zeit des Tacitus scheinen sie noch höher hinauf im Norden gesessen zu haben, von wo aus die Cimbern, Teutonen, Longobarden, Gothen und Heruler wie ein gewaltiger Völkerstrom über die Brücke der cimbrischen Halbinsel nach Süden sich ergossen. Daß auch die Sachsen, wie die genannten Volksstämme, aus dem hohen Norden herabgestiegen sind, wird durch die dort heimischen Sagen bestätigt. Wann sie jedoch ihre Sitze in dem südlichen Theile der cimbrischen Halbinsel einnahmen, darüber läßt sich nichts ermitteln. Wahrscheinlich entwuchsen sie der nordischen Völkerwiege zwischen Tacitus und Ptolemäus, also zwischen 70 und 150 nach Christi Geburt. Auch waren diese nordelbischen Sitze keineswegs das Ziel ihrer Wanderung. Vielmehr überschritten sie bald den Elbstrom und breiteten sich über die norddeutsche Ebene immer weiter aus nach Süden bis an das Harzgebirge und nach Westen bis an die Weser und über die Weser hinaus bis zum Rheine, wo sie dann mit den Franken zusammenstießen. In allen diesen Gegenden fanden die Sachsen schon verwandte Völkerschaften, mit denen sie aber in friedlicher Weise, ohne blutigen Zusammenstoß, sich geeinigt und vermischt zu haben scheinen. Wenigstens hat die Geschichte keine Spuren eines Kampfes zwischen den ältern Bewohnern und den einwandernden Sachsen aufzuweisen. Zur Zeit des Tacitus finden wir in dem spätern Niedersachsen eine ganze Reihe von Völkerschaften, unter denen die Longobarden, Chamaven, Bructerer, Cherusker, Angrivarier und Chauken die namhaftesten sind. Von den drei erstgenannten Stämmen läßt sich nachweisen, daß sie auswanderten, die Longobarden nach Italien, wo sie bis zu Karls des Großen Zeiten unter eignen Königen sich hielten, die Bructerer und Chamaven nach dem Rheine zu, wo sie unter den Franken sich verloren. Da die Cherusker, Angrivarier (Engern) und Chauken ihre Sitze nicht verließen, so müßen sie in die Einheit des sächsischen Namens aufgenommen sein. Dem Wesen nach bestand also das so erweiterte sächsische Volk aus derselben Völkersubstanz, die seit Hermanns Tagen hier ihre unveränderten Sitze gehabt hatte. Nur daß diese einen kräftigen Zusatz in den überelbischen Sachsen bekam, von denen deshalb auch mit Recht der Name auf die Gesammtheit übergieng. Die Völkerwanderung ließ den sächsischen Stamm unberührt, und wenn auch jene Namenserklärung, wonach Sachsen so viel als Säßhafte bedeuten soll, geschichtlich unhaltbar sein dürfte, da ja gerade die Altsachsen das eingewanderte Element repräsentiren, so paßt sie doch trefflich zu den Sachsen der spätern Zeit, welche, als sie dießseits der Elbe zur Ruhe gekommen waren, als ein ackerbautreibendes und darum säßhaftes Volk erscheinen. Zähes Festhalten am Alten ist von den Tagen der Urzeit her ein Grundzug der niedersächsischen Bevölkerung. Mächtige Umbildungen haben seit Hermanns und Wittekinds Tagen, mit Ausnahme der Bekehrung zum Christentume, weder in den äußern Schicksalen des Volks, noch in seinen innern Verhältnissen stattgefunden. Es läßt sich daraus schließen, daß auch der Charakter desselben sich wenig verändert hat. Was Tacitus von den Germanen schreibt, das gilt vorzugsweise von den Niedersachsen; denn hier, in Niedersachsen, war ja der Schauplatz der Kämpfe, die er schildert; hier hatten die Römer jene tapfern, freiheitsliebenden Männer kennen gelernt, welche Augustus fürchtete und Tacitus bewunderte.

Und daß alles, was Tacitus von den Sitten und Gebräuchen, von dem Charakter und der Lebensweise dieser Norddeutschen berichtet, sich so ziemlich unverändert bis zur Zeit Karls des Großen erhalten hat, geht daraus hervor, daß noch ein Schriftsteller des neunten Jahrhunderts, Rudolf von Fulda in seiner translatio S. Alexandri, die Schilderung des Tacitus wörtlich in seine Darstellung aufnimmt. Schwerlich würde er das gethan haben, wenn er nicht die Germanen des Tacitus noch in den Sachsen seiner Tage wiedergefunden hätte. Jedenfalls zeigt sich bei den Niedersachsen eine viel reinere Abstammung und eine viel ältere, festere, ursprünglichere Bildung, als bei unsern halbslavischen Nachbarn im Osten und als bei den Oberdeutschen, welche von jeher mehr unstät waren und auch in frühere Berührung mit der übermächtigen Bildung der Römer und demnächst mit dem Christentume kamen. Seite 2.

Schwerting der Sachsenherzog. Seite 3.

Es ist der dänische Chronist Saxo Grammaticus († 1204), welcher uns diese Sage aufbewahrt hat. Sie reicht in jene Zeit zurück, wo der Sachsenstamm noch nördlich von der Elbe saß in dem Theile der cimbrischen Halbinsel, von wo Hengist und Horsa auszogen, um England zu erobern. Bittre Feindschaft herrschte damals zwischen den Sachsen und Dänen. An der Spitze der Sachsen, so lautet die alte Sage, standen die beiden Herzöge Schwerting und Hanev. Beide unterlagen in einer blutigen Schlacht dem Dänenkönig Frotho und wurden ihm tributpflichtig. Hanev griff bald wieder zu den Waffen und fiel in einer Schlacht, welche nach der Meinung des Saxo Grammaticus, der sich aber als ein schlechter Historicus erweist, da geschlagen sein soll, wo jetzt die von Hanev benannte Stadt Hannover liegt (apud vicum Hanofra, taliter ab eo nuncupatum). Schwerting befreite nun die Sachsen von der Dänenherrschaft, indem er sich selbst dem Untergange weihte. Wie alle alten Sagen birgt auch diese Sage einen tiefen Sinn. Sie zeigt, daß es zum Nationalcharakter der Sachsen gehört, lieber mit Ehren unterzugehen, als eine schmachvolle Fremdherrschaft zu erdulden.

Wittekind. Seite 11.

Dieses Stück ist der alten Sassenchronik entlehnt, welche zuerst Leibniz im dritten Theile seiner Scriptores rerum Brunsvicensium abdrucken ließ. Schon Dr. K. F. A. Scheller, der im Jahre 1826 eine sorgsamer redigirte Separatausgabe derselben veröffentlichte, machte in der Vorrede darauf aufmerksam, daß einzelne Partieen der alten Reimchronik nicht nur einen bedeutenden geschichtlichen, sondern auch einen hochpoetischen Wert haben. Der unbekannte Verfaßer, der am Ende des 13. Jahrhunderts schrieb, benutzte aufs sorgfältigste die ihm zu Gebote stehenden Quellen, von denen einzelne, z. B. eine Chronik von Gandersheim, für uns verloren sind. Er selbst sagt über diesen Punkt:

Alle des ek uch jê (euch erzähle),
Des han ek van mek kleine (wenig).
Der Wiser unde over Leine,
Over der Elbe unde over der Heide,
Doringen unde Sassen beide,
Wôr de alden stichte waren,
Des han ek ein deil der skrivt
dorchfaren,
Wôr ek des icht vornam,
Dat mek hirto even (recht) kam.

Seite 11. Es leuchtet die strengste Wahrheitsliebe aus jeder Zeile der Sassenchronik hervor, und daher verdient sie, wenn auch eine secundäre Quelle, dennoch alle Beachtung. Namentlich aus der Zeit Heinrichs des Löwen und seiner Söhne enthält sie einige höchst interessante Züge, welche die Geschichte jener Tage in einem ganz andern Lichte erscheinen laßen, als die gibellinischen Darstellungen. Was den poetischen Wert der Sassenchronik anbetrifft, so erhebt sich die schlichte, treuherzige Erzählung an einzelnen Stellen — ich verweise auf die Schilderung der Schlacht bei Weißensee Seite 90 — zu so hohem Fluge, daß man sich der Vermutung nicht enthalten kann, der Verfaßer habe aus alten Volksliedern geschöpft. Ich hoffe mir daher den Dank meiner Leser zu verdienen, wenn ich verschiedene Stücke aus der alten Reimchronik heraushebe und durch Anmerkungen dem Verständnisse näher zu bringen suche. Der Text ist natürlich unverändert geblieben. Dagegen habe ich in die Orthographie Regel und Consequenz zu bringen gesucht. Auch ist von verschiedenen Wortformen immer die gewählt, welche die gewöhnlichste und verständlichste ist. So kommen z. B. neben einander Wortformen vor, wie ome und eme, wante und wente, also und alse, an und in, wo und we; selbst der männliche Artikel ist bald der, bald de geschrieben. Die Beseitigung solcher Ungleichheiten wird hoffentlich das Verständnis fördern.

Ohne Zweifel gehört auch das hier mitgetheilte Stück über Wittekind, das hart am Eingange steht, zu den schönsten und ansprechendsten. Es schildert in fließenden Versen und in anschaulichster Weise die hohe Bedeutung des berühmten Sachsenherzogs, dessen Name höchst wirksam erst am Schluße der ganzen Schilderung hervortritt. Auffallend ist es, daß Wittekind nach unseres Chronisten Darstellung öfters (dicke) insgeheim zu König Karls Hofe kommt, bis endlich (to einer tit) eine Aussöhnung erfolgt. Die Sage weiß sonst nur von einem einmaligen Besuche des Sachsenherzogs im Heerlager des Frankenkönigs, wie er in dem weiter unten (Seite 34) mitgetheilten Gedichte von Platen dargestellt ist.

Seite 12.

Wittekind.

Dieß Gedicht gehört zwar weder zur Sage, noch zur Geschichte, doch es dient darum nicht minder dazu, uns die Zeit des Sachsenkriegs zu vergegenwärtigen. Es ist Wahrheit und Dichtung. Nur in einem Punkte irrt der Verfaßer gewaltig, wenn er sagt: „Kein Ährenfeld.“ Die Sachsen waren schon damals dasselbe ackerbautreibende Volk, das sie jetzt sind, und man würde sich von Wittekinds Kampfgenoßen ein ganz falsches Bild machen, wollte man sich dieselben als rohe Barbaren denken, ohne jede Spur von Cultur, Bildung und Gesittung. Es ist zwar richtig, daß Wittekinds Sachsen wesentlich auf derselben Culturstufe standen, als Hermanns Cherusker. Denn in jenen so weit entfernten Zeiten gab es keine Fortschritte, wie im Zeitalter der Eisenbahnen, der Naturwißenschaften, des Culturkampfes, der Gesetzesfabrikation und der Ministerkrisen. Jahrhunderte brachten damals weder in den Sitten und Gebräuchen noch in den Kunstfertigkeiten und Lebensbedürfnissen eine merkliche Veränderung hervor, und ein wirklich Neues konnte nur durch das Christentum herbeigeführt werden. Aber daraus folgt noch nicht, daß wir uns Cherusker und Sachsen als rohe Barbaren vorzustellen haben. Schon Hermanns Zeitgenoßen beßaßen die Anfänge der Cultur durch eigne Erfindung, ehe sie die unliebsame Bekanntschaft der Römer machten. Das zeigt die unterirdische Welt, welche von den Cultur-

zuständen der alten Germanen deutlich Zeugnis ablegt, nämlich die alten, viel durch- Seite 12.
forschten Grabdenkmäler, welche Waffen von Stein und Erz, Schmucksachen aller Art, grobe und feine Thongefäße, Glasperlen und andre Kunstprodukte bergen. Jedenfalls verstanden schon die alten Cherusker sich zu kleiden und zu nähren, und daß sie sich auch zu wehren wußten, haben die Römer zu ihrem Schrecken erfahren. Sie kämpften nicht mit Knütteln und Steinen, sondern mit künstlich gefertigten Waffen. Wie hätten sie sonst den römischen Legionen einen so siegreichen Widerstand entgegensetzen können? Neue Elemente der Bildung brachten die aus dem Norden vordringenden Sachsen mit, welche mit den Cheruskern zu einem Volke zusammenwuchsen. Verstanden die Sachsen sich doch schon im fünften Jahrhundert auf die Schiffsbaukunst, da sie sich von Holstein aus in ihren Ciulen (Kielen) den französischen und britischen Küsten furchtbar machten. Diejenigen aber, welche sich vom Meere abwandten und weiter nach Südwesten vordrangen, entwickelten sich der Natur des Landes gemäß je länger je mehr zu einem säßhaften Bauernvolke. Die Sachsen waren Ackerbauer und somit im Besitze all der Culturschöpfungen an Gebäuden, Geräthen und Gewerben, welche der Landbau, zumal in so nördlicher Lage, voraussetzt. Sie hatten auch eine festgegliederte Verfaßung und beobachteten alte, durch die Jahrhunderte geheiligte Gesetze, welche Karl der Große unter dem Titel: Lex Saxonum lateinisch aufschreiben ließ und die im 13. Jahrhunderte mit späteren Zusätzen vermehrt von Eike von Repkow unter dem Titel des Sachsenspiegels in niedersächsischer Mundart aufgezeichnet sind. Wie kann man ein solches Volk für rohe Barbaren ausgeben? Zwar wie alle Germanen hatten auch die Sachsen von Alters her eine unüberwindliche Abneigung vor dem städtischen Leben, weil ihnen dasselbe als Beschränkung der persönlichen Freiheit erschien. Sie wohnten auf einzelnen Gehöften oder in Dörfern truppweise[1]) zusammen, und ihre Hauptbeschäftigung war der Ackerbau. Wären sie nur Jäger und Hirten gewesen, deren Lebensweise nur eine dünne Bevölkerung voraussetzt, wie hätten sie solche Kämpfe bestehn, solche Verluste erleiden können, ohne ganz aufgerieben zu werden? Wie hätte Karl an einem Tage 5000 Hauswirte abschlachten und andre Volkshaufen bis zu 10,000 in die Verbannung fortschleppen können? Und woher hätte er die Arbeitskräfte nehmen wollen, um seine kirchlichen Anstalten auf Zehnten zu begründen? Die Geschichte thut unwiderruflich dar, daß wir es mit einem säßhaften, ackerbautreibenden und daher auch friedliebenden Volke zu thun haben. Allerdings gaben die Grenzstreitigkeiten mit den Franken zu manchem Raubzuge Veranlaßung, und daher der beständige Vorwurf der Wildheit und Grausamkeit, welcher den Sachsen von den fränkischen Schriftstellern gemacht wird. In der That mochte in den Grenzdistrikten, wo die Sachsen sich zur Abwehr der fränkischen Angriffe und zu gerechter Heimzahlung genötigt und veranlaßt sahen, sich der kriegerische Sinn ihrer Jugend je länger je mehr ausbilden. Aber so wenig die Cherusker den Römern gegenüber der angreifende Theil waren, so wenig giengen die Sachsen den Franken gegenüber auf Eroberung aus. Wie bei allen ackerbautreibenden Völkern gehörte die Friedensliebe zu den Grundzügen ihres Charakters, und nur wenn sie angegriffen wurden, wählten sie sich einen Herzog und zeigten, daß sie eben so freiheitsliebend, als friedliebend waren und das Schwert eben so gut zu regieren verstanden, als den Pflug. Denn mit einer Zähigkeit ohne Gleichen hingen sie an dem Erbe der

[1]) Dorf und Trupp ist dasselbe Wort. Vergleiche Eisdorf und Eistrup. Heißt doch ein Dorf im Amte Lauenstein Dörpe, weil sich dort zwei Trupps (centeni) ansiedelten.

Seite 12. Väter. Voll trotziger Kraft und im Gefühle der Freiheit unbeugsam, waren sie nur schwer zugänglich für das Fremde und mistrauisch gegen jede Neuerung. Hinterlist und Tücke war ihnen fremd. „Nidingswerke" waren ihnen eben so verhaßt, als verächtlich. Ein einfacher Sinn stand bei ihnen, wie bei den alten Cheruskern, in Ehren. Der Begriff des Gehorsams war dem freien Sachsen unbekannt, und nichts haßte er mehr, als „zahlen und dienen," wie denn Zehnten und Heerbann die beiden Hauptpunkte waren, die ihnen Karls Gewaltherrschaft unerträglich machten. Aber die Treue durchwaltet des Sachsen ganzes Leben. Er ist treu seinem Weibe, treu seinem Freunde, treu seinem Volksgenoßen, treu seinem Herzoge, treu seinen Göttern, nur nicht seinem Feinde, der ihm sein Höchstes, die Freiheit, gewaltsam rauben will. Tiefe Wurzeln hatten die sächsischen Völker in die heimische Erde gesenkt, und gleich ihren alten Eichen waren sie fest mit dem Boden verwachsen, auf dem sie theilweise seit einem Jahrtausend saßen. Nach dieser Seite hin bringt unser Gedicht den Volkscharakter gut zur Anschauung.

Seite 38.

Der Dichter des Heliand.

„Was Klopstock wollte und nicht vermochte, das christliche Epos dichten, das war vor tausend Jahren einem neubekehrten Sachsen gelungen. Nicht das fränkische Schwert, die Herrlichkeit des Christentums, die himmlische Milde seiner Lehre hatte ihn dem Friedenskinde Gottes gewonnen. Seinen Namen verschweigt er, bescheiden tritt er zurück hinter seinem Volke, dessen Stimme er ist, wie in aller echten epischen Dichtung die Persönlichkeit des Sängers vor seinem großen Gegenstande verschwindet. In diesem Sinne ist es wahr, daß der Heliand das einzige christliche Epos sei, das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christentum. Wir sehen den Schauplatz in die deutschen Wälder gerückt, vor Burgen mit hochgehörnten Zinnen, die Apostel sind sächsische Recken, und nicht selten bricht die hochherzige Gesinnung deutscher Helden hervor, die rührende Treue der Degen zu dem fürstlichen Gebieter und Herrn."

So Simrock in der Einleitung zu seiner Übersetzung des Heliand. (Elberfeld, 1856.) Das mitgetheilte Gedicht ist das Vorwort, welches Kannegießer seiner Bearbeitung des christlichen Epos vorangestellt hat.

Seite 39.

Heinrich mit dem goldnen Wagen.

Dieß Gedicht führt uns in die Urgeschichte des Welfenhauses zurück, welche mit der Völkerwanderung, also mit der Zeit der ältesten deutschen Geschichte, zusammenfällt. Die Welfen waren nämlich Fürsten und Führer eines jener deutschen Volksstämme, welche in der Völkerwanderung ihre Wohnsitze im Norden mit den Donauländern vertauschten. Zwei Namen sind es besonders, an welche sich die ältesten, bis ins 5. Jahrhundert zurückreichenden Erinnerungen dieses uralten Fürstengeschlechts knüpfen: Eticho und Welf. Der Scyre Eticho nahm an den Zügen des Welteroberers Attila Theil und überschritt nach dem Zusammensturz des hunnischen Reiches die Donau, begleitet von Herulern, Turcilingern und Rugiern. Eticho hatte zwei Söhne, Odoaker und Welf. Während nun Odoaker, von dem heiligen

Severin [1]) nach Süden gewiesen, im Jahre 476 über die Alpen zog, dem römischen Seite 39.
Cäsarentume ein Ende machte und seit 480 als deutscher Heerkönig in Italien gebot, besetzte Welf mit den zurückgebliebenen Schaaren das Land zwischen dem Bodensee und der Ensmündung, zwischen der Donau und dem Nordrande der tyroler Alpen. Durch das Vorstürmen der Longobarden und Bayern sah er sich später auf den Besitz der schwäbischen Landschaft nördlich vom Bodensee und der Höhen und Thäler im Nordwesten von Tyrol beschränkt. [2]) Dort, wo wir später auf die ältesten Stammgüter des Welfenhauses stoßen, behaupteten sich seine Nachkommen als hochfreie Männer selbst gegen die Eroberungen des „großen" Frankenkönigs. Zur Zeit Ludwigs des Frommen fällt zuerst ein hellerer Lichtstrahl der Geschichte auf das uralte Fürstengeschlecht. Wieder sind es die Namen Eticho und Welf, die uns am Ende des 9. Jahrhunderts, freilich noch vielfach von der Sage umwoben, entgegentreten. Die schöne und kluge Judith, [3]) welche Kaiser Ludwig vor allen fürstlichen Jungfrauen würdigte, den Thron mit ihm zu theilen (819), war eine Tochter der sächsischen Heilwig und des Grafen Welf zu Altorf, des Gründers von Reichenau. Sie hatte drei Brüder, von denen Eticho, der Vater Heinrichs mit dem goldenen Wagen, den welfischen Stamm in Deutschland fortpflanzte. Da Heinrich in manchen alten Überlieferungen, z. B. auch in der Sachsenchronik, mit seinem Vater Eticho verwechselt wird, so erscheint Judith häufig als seine Schwester, da sie doch in Wirklichkeit seine Tante war. So auch in unsrer Dichtung. Eticho, Judiths Bruder, verschmähte die Dienste des Kaisers und erfreute sich einer unverkürzten Freiheit und des unbeschränkten Genußes seiner großen Alloden. [4]) Sein Sohn Heinrich war es, der zuerst durch Annahme von Lehen den bisher behaupteten Stolz seines Geschlechtes opferte und sich als Vasall der Gewalt eines Mächtigeren unterordnete. Einer vielverbreiteten Angabe zufolge wurde er durch seine Schwester Luidgarde, welche Gemahlin des Kaisers Arnulf gewesen sein soll, bewogen, in des Kaisers Dienste zu treten. Allein Arnulfs Gattin hieß nicht Luidgarde, sondern Ota, und war auch keine Schwester des Welfen Heinrich. So werden wir also wieder zu seiner Tante Judith zurückgewiesen, der auch unser Dichter den Wunsch zuschreibt, den jungen Grafen Heinrich, ihren Neffen, mit größerem Güterbesitze begabt zu sehen. Als zu dem hochbetagten Etticho die Kunde drang, daß sein Sohn die ungetrübte Freiheit gegen Königsdienste vertauscht habe, faßte ihn der Schmerz dergestalt, daß er seine Freunde zusammenrief,

---

[1]) Severin, eine der wunderbarsten Erscheinungen jener Zeit, predigte in Juvavium, dem heutigen Salzburg, das Evangelium und behauptete sich durch seine Geisteshoheit mitten unter all den Kriegsstürmen, die über jene Gegenden hinzogen. Auch Odoaker kam, wie so mancher Andre, zu ihm, um sich des Gottesmannes Segen zu erbitten. Der hochgewachsene Recke mußte sich bücken, um in Severins niedriger Zelle stehn zu können. Da rief ihm dieser zu: „Zieh nach Italien, zieh hin, jetzt noch mit armseligen Fellen bekleidet; du wirst bald Vielen großes Gut zu vertheilen haben." Später, da er zur Herrschaft in Italien gelangt ist, gedenkt Odoaker dieses Wortes und schreibt dem Severin, auch er möge sich etwas von ihm erbitten. Und Severin erbittet — die Begnadigung eines Verbannten.

[2]) Andrerseits hatten die Welfen auch im Elsaß großen Grundbesitz. Fünf Welfen sollen dort nacheinander als Herzöge geboten haben. Die Tochter eines derselben war jene heilige Odilie, deren an Wundern reiches Leben so vielfach von Sage und Dichtung verherrlicht ist, und die noch jetzt einen Gegenstand gläubiger Verehrung bildet.

[3]) Regina pulchra nimis et sapientiae floribus instructa wird Judith von den Metzer Annalen genannt. Sie gehört zu den hervorragenden Frauen, an denen namentlich die ältere Geschichte des Welfenhauses so reich ist.

[4]) Er war ein König im Kleinen, mehr weil er unabhängig auf eigner Erde saß, als wegen seines reichen Länderbesitzes.

Seite 39. das erlittene Weh ihnen klagte und sein gräfliches Schloß verließ, um es nie wieder zu sehn. In den Voralpen Tyrols, südlich vom Ammersee, wo die alten welfischen Alloden hart bei einander lagen, ließ er für sich und seine zwölf Gefährten Hütten bauen, um in Abgeschiedenheit von der Welt seine Tage im Gebet zu beschließen. Den Sohn, welcher ihm den Stolz seines Hauses verkümmerte, hat sein Auge nie wiedergesehn. Erst als der Tod den Einsamen getroffen, wagte es Heinrich, die abgelegene Bet- und Grabstätte seines Vaters zu betreten. Er wies nun den Gefährten des Verblichenen in dem zwischen Augsburg und Freisingen gelegenen Kloster Altomünster Zellen an und stiftete die Abtei zu Altorf.

Zwei Jahrhunderte später trieb es Herzog Heinrich den Schwarzen, die Waldklause seines Ahnherrn zu besuchen, über dessen Grabe er eine Kapelle aufführen ließ. Ebendaselbst stiftete im 14. Jahrhundert der König Ludwig der Bayer das Kloster Ettal (Etichos Thal) zur Aufnahme von zwölf Mönchen rittermäßigen Standes. In welcher Weise die Sage, die jedenfalls von dem überraschend großen Güterbesitze des Welfen Heinrich Zeugnis ablegt, das rätselhafte Verschwinden des alten Etticho eingekleidet hat, zeigt unsre Dichtung. Dieselbe lehrt uns zugleich die echt königliche Antwort würdigen, durch welche am 15. Juni 1866 die Zumutungen liberaler Schwätzer zurückgewiesen wurden.

Seite 54.

Die Versöhnung.

Es war eine mütterliche Schwäche der ausgezeichneten Königin Mathilde, daß sie Heinrich, ihren Liebling, der des Vaters Namen trug und von ausgezeichneter Schönheit war, dem älteren Otto vorzog und ihn nach des Vaters Tode auf dem Thron zu sehen wünschte. Ihre Hoffnung gründete sich darauf, daß Otto vor der Erhöhung des Vaters auf den Königsthron, Heinrich aber in der königlichen Pfalz geboren war. Als nun der ältere Otto dennoch den Scepter empfieng, trug Heinrich den Stachel im Herzen.

Wenige Jahre nachher verschworen sich die Herzöge Eberhard von Franken und Giselbert von Lothringen gegen den Kaiser. Die beiden Verschworenen, die ihr Heer bei Andernach über den Rhein gesetzt hatten, wurden von Ottos Anhängern überfallen und kamen in der Schlacht um. Heinrich, der Theil an dem Aufstande genommen hatte, entfloh nach Frankreich. Doch bald demütigte er sich vor seinem königlichen Bruder, gelobte Treue und erhielt Vergebung. Otto belehnte ihn sogar mit dem erledigten Herzogtum Lothringen. Dieß geschah im Jahre 939. Aber schon im folgenden Jahre wurde Heinrich aus Lothringen verdrängt, und Otto sah sich genötigt, das Herzogtum anders zu vergeben. Nun stiftete Heinrich eine neue Verschwörung, welche gegen das Leben des Königs gerichtet war und Ostern 941 ausbrechen sollte. Der Plan wurde jedoch entdeckt, die Verschwornen fielen in des Kaisers Hand und büßten ihr Verbrechen mit dem Tode. Nur Heinrich entkam und irrte eine Zeit lang in seinem verlornen Herzogthume Lothringen umher. Dann entschloß er sich, der vielen Drangsale müde, aufs neue die Gnade seines kaiserlichen Bruders zu suchen. In Begleitung einiger Bischöfe, die er um ihre Verwendung angesprochen hatte, trat er eines Tages als ein Büßender mit bloßen Füßen unerwartet vor den Kaiser und warf sich vor ihm nieder. Otto wollte dem gedemütigten Bruder zwar kein Leid thun, ihm aber auch nicht auf der Stelle Verzeihung zu Theil werden laßen,

damit die übergroße Milde nicht aufs neue von dem wankelmütigen Heinrich gemis- Seite 54.
braucht werde. Er ließ ihn daher nach der Pfalz Ingelheim bringen und dort bis auf weiteres bewachen. Bis Ende des Jahres saß Herzog Heinrich hier gefangen.

Zu Weihnachten 941 kam Otto nach Frankfurt, um hier das Weihnachtsfest zu feiern. Da gelang es dem gefangenen Heinrich, sich zur Nachtzeit seiner Haft zu entledigen. Aber er ergriff nicht abermals die Flucht, er wandte sich nach Frankfurt. Kaiser Otto saß in der Frühe des Christfestes, vor Tagesanbruch, im Dome zu Frankfurt. Er hatte all seinen kostbaren Schmuck abgelegt und wohnte in einfachem Kleide dem Gottesdienste bei. Um ihn ertönten die feierlichen Hymnen der heiligen Nacht. Da trat mit nackten Sohlen, ungeachtet der strengen Winterkälte, der reumütige Heinrich in die Kirche und warf sich vor dem Altare mit dem Angesichte auf die Erde. Otto erbarmte sich des unglücklichen Bruders und verzieh ihm völlig zum zweiten Male. Einige Zeit nachher verlieh er ihm das Herzogtum Bayern, und fortan bestand zwischen den Brüdern ungestörte Eintracht. Der Dichter hat die erste, zweite und dritte Begegnung in eins gezogen. Nach Wittekind von Corvei war es nicht ein Priester, sondern Mathilde, die Mutter, welche für ihren irregeleiteten Sohn Fürbitte einlegte. Jedenfalls kam eine Aussöhnung zu Stande, welche auf anderem Grunde ruhte, als so manche Comödien in unsern culturkämpferischen Zeiten. Otto, der nicht Unrecht gethan, sondern gelitten hatte, konnte gleichwohl von Herzen verzeihn, weil er ein Christ war. Heinrichs Enkel war der letzte sächsische Kaiser, Heinrich II.

Die Königseiche des Wendlandes. Seite 58.

Von dieser Eiche heißt es in Merians Topographie (gedruckt im J. 1654), daß sie jährlich von viel tausend Menschen besehn werde. Herzog Georg Wilhelm von Celle hat sie mehr, als einmal, in Augenschein genommen und sie mit einem Zaun umgeben laßen. Sie stand etwa drei Stunden von Lüchow in den sogenannten Planken, einer Forst, welche auch in den vierzehn Gräben genannt wird, weil in uralten Zeiten an jeder Seite der Planken sieben Gräben aufgeworfen worden, die einem Kriegsheere zur Verschanzung gedient haben sollen. Nach der Volkssage wurden da, wo die Königseiche oder der „schmucke Baum," wie das Volk ihn nannte, stand, von dem Sachsenherzoge Hermann Billung die Wenden besiegt. Der außerordentlich schöne Baum war wie gedrechselt und hatte unten vier Klafter im Umfang. Im Jahre 1822 war er schon trocken und wurde am 29. November 1836 von einem furchtbaren Sturm umgestürzt.

Kaiser Otto II. Seite 60.

Otto II. war seinem Vater im Jahre 973 nachgefolgt. Nachdem er die Dänen gezüchtigt und darauf den König Lothar von Frankreich, der sich Lothringens bemächtigen wollte, von Aachen bis nach Paris zurückgejagt hatte (978), zog er im Jahre 980 über die Alpen, um den Saracenen, welche häufige Einfälle in sein Gebiet machten, Einhalt zu thun. Thietmar von Merseburg erzählt die Ereignisse, die unserm Gedichte zu Grunde liegen, mit folgenden Worten: „Indem Otto die Saracenen, die mit großer Heeresmacht seine Lande heimsuchten, zu überwinden beabsichtigte,

Seite 60. sandte er gewandte Späher dahin, die ihm von den Feinden genaue Kundschaft bringen mußten. Zuerst suchte er sie in einer Stadt auf, überwand sie und zwang sie zur Flucht. Darnach griff er sie voll Tapferkeit auf offnem Felde an, wie sie in Schlachtordnung dastanden, und erlegte eine unzählige Menge von ihnen, so daß er sie für gänzlich besiegt hielt. Sie aber sammelten sich unerwarteter Weise wieder und griffen die Unseren mit vereinter Gewalt an, die nun nach geringem Widerstande wichen. Da fielen — o der schmerzlichen Erinnerung! — am 13. Juli Richari, der Lanzenträger des Kaisers, ferner Herzog Udo und die Grafen Thietmar, Bezelin, Gevehard, Günther (Markgraf zu Meißen), Ezelin und dessen Bruder Bezelin, nebst Burchard und Dedi und Conrad und unzählige Andere. Der Kaiser aber entkam mit seinem Neffen Otto (dem Sohne seines Bruders Ludolf) fliehend ans Meer, und als er in der Ferne ein Schiff, eine sogenannte Salandria, erblickte, schwamm er auf dem Rosse des Juden Calonymos darauf zu. Das Schiff aber fuhr vorüber, ohne ihn aufnehmen zu wollen. Als er dann wieder nach den Schutzwerken am Ufer zurückkehrte, fand er den Juden noch daselbst stehen, indem er voll Angst abwartete, wie es seinem geliebten Herrn ergehen möchte. Als nun der Kaiser die Feinde herankommen sah, fragte er den Juden traurig, was nun wohl aus ihm werden sollte? Dann warf er sich, als er auf einer andern Salandria, die der ersten nachfolgte, einen ihm wohlgesinnten Mann bemerkte, von dem er Hülfe erwarten konnte, aufs neue mit dem Rosse ins Meer, erreichte das Schiff und ward, indem ihn nur jener Eine, der sein Dienstmann war, erkannte, von demselben ins Fahrzeug gelaßen und auf das Bett des Schiffsherrn gebracht. Zuletzt erkannte ihn aber auch der und fragte, ob er der Kaiser wäre? Er nun gestand, nachdem er es lange zu verhehlen gesucht, es endlich ein und sagte: „Ich bin es, ich bin zur Strafe meiner Sünden in solch Elend geraten. Aber nun vernehmt, wie wir jetzt gemeinsam handeln müßen. Die Besten meines Reiches habe ich Unglücklicher jetzt verloren, und von diesem Schmerze gestachelt, kann und will ich weder diese Lände betreten, noch die Freunde der Gefallenen je wiedersehn. Laßt uns nur in Rossano landen, wo meine Gemahlin meiner Ankunft harrt, und dann wollen wir mit ihr und allem Gelde, welches ich dort habe — und es ist sehr viel —, zu eurem Kaiser, meinem Schwager, uns begeben, der, wie ich hoffe, in meiner Not mir ein treuer Freund sein wird." Der Führer des Schiffes gab voll Wohlgefallen diesen süßen Worten nach und ließ Tag und Nacht angestrengt arbeiten, um den besagten Ort zu erreichen. Als sie sich demselben näherten, ward auf Geheiß des Kaisers jener Dienstmann vorausgeschickt, um die Kaiserin und den Bischof Thiedrich (von Metz), der bei ihr war, nebst einer großen Anzahl von Geld tragenden Saumthieren zu holen. So wie nun die Griechen die Kaiserin mit so bedeutenden Geschenken aus der Stadt kommen sahen, warfen sie sogleich Anker und ließen zunächst den Bischof mit einigen Begleitern ins Schiff. Der Kaiser aber, der auf Anraten des Bischofs die schlechten Kleider ablegte und beßere anzog, sprang, indem er auf dem Vordertheile des Schiffes sich befand, auf seine Körperkraft und Schwimmkunst vertrauend, schnell ins Meer. Einer von den umstehenden Griechen suchte ihn fest zu halten, indem er ihn am Gewande ergriff; allein vom Schwerte des Liuppo, eines trefflichen Ritters, durchbohrt, sank er rücklings nieder. Die Schiffsmannschaft floh darauf an die andre Seite des Schiffes, die Unsern aber fuhren in den Böten, in denen sie gekommen waren, unangefochten zum Kaiser hin, der sie nunmehr am Ufer in Sicherheit erwartete. Obwohl er nun den versprochenen Lohn in reichen Gaben zu spenden entschloßen war, so fuhren doch jene,

ganz bestürzt und seinen Versprechungen mistrauend, davon und steuerten heim. Und so sahen sie, die an List beständig alle andre Nationen übertroffen hatten, sich nun selbst durch einen ähnlichen Kunstgriff überlistet. Mit wie großer Freude aber der Kaiser von den Anwesenden und denen, die noch dazu kamen, begrüßt wurde, vermag ich gar nicht mit Worten zu beschreiben." Aus dieser Darstellung ergiebt sich allerdings, daß die Geschichte in einigen wesentlichen Punkten von der Dichtung abweicht. Aber Ottos Mut und Entschloßenheit bleibt darum nicht minder bewundrungswürdig. Seite 60.

Zum Verständnisse des vierten Verses sei noch bemerkt, daß Avernus eine Gegend in Campanien ist, die, weil sie einen dichten Wald und einen ungesunde Dünste aushauchenden See umschloß, bei dem Volke in dem Rufe stand, daß sie mit der Unterwelt zusammenhienge. Eine Höhle, welche sich dort befand, sollte den Eingang zur Unterwelt bilden.

Kaiser Heinrich II., der Heilige. Seite 66.

Erzählt wird diese Geschichte in der mit mancherlei Wundern ausgeschmückten Vita des Kaisers Heinrich II., welche ein Bamberger Diacon Namens Adalbert um die Mitte des 12. Jahrhunderts geschrieben hat. Der Anfang des Gedichtes ist höchst unklar und kaum verständlich. Heinrich war Herzog von Bayern, als Otto III. zu Paternum in Italien starb. Sechs Jahre vorher, so erzählt uns Adalbert, hatte der Herzog einen Traum. Ihn träumte, daß er in der Kirche des h. Emmeran in Regensburg zum Grabe des h. Wolfgang trat, um zu beten. Als er seine Andacht verrichtete, erschien ihm der h. Wolfgang selbst und redete so zu ihm: „Schaue die Wand an und lies die Worte, welche da neben meinem Grabmale geschrieben stehen." Als der Herzog hinschaute, sah er an der Wand nur zwei Worte geschrieben: post sex, nach sechsen. Erwachend fürchtete er, daß er nach sechs Tagen, dann nach sechs Monaten abberufen werde. Nach sechs Jahren wurde er zum Kaiser erwählt.

Der Stammbaum der Welfen. Seite 73.

Hat die Dichtung „Heinrich mit dem goldenen Wagen" uns an die männlichen Ahnen des Welfenhauses erinnert, welche zur Zeit der Völkerwanderung aus dem deutschen Norden an die Donau verpflanzt wurden, so weist uns dieses Stück der Sachsenchronik auf zwei hervorragende Frauen hin, durch welche die Welfen wieder in ihre alte nordische Heimat zurückversetzt wurden. Es sind dieß die beiden ausgezeichneten Fürstinnen Wulfhilde und Gertrude, die Mutter und Großmutter Heinrichs des Löwen, jene die Gemahlin Heinrichs I. oder des Schwarzen, diese die Gemahlin Heinrichs II. oder des Stolzen.[1]) Mit vollem Recht hebt der Chronist diese beiden Frauen als Stammmütter des Welfenhauses besonders hervor und bezeichnet sie, oder vielmehr die beiden uralten Herzogshäuser der Billunge und Ludolfinger,

[1]) Der in drei Generationen wiederkehrende Name Heinrich weist uns auf Heinrich mit dem goldnen Wagen, den Sohn Etichos, zurück. Mit Übergehung jenes älteren Welfen habe ich die drei auf einander folgenden Heinriche der Kürze wegen als Heinrich I., Heinrich II. und Heinrich III. bezeichnet.

Seite 73. denen sie angehörten, als die zwei „süßen Wurzeln," welche sich in der Ehe Heinrichs II., des Sohnes der billungschen Erbtochter Wulfhilde, mit der ludolfingischen Erbtochter Gertrude zu einem Baume zusammenschloßen, als dessen erster Sproß der Sohn dieser Ehe, Heinrich III. oder der Löwe, anzusehen ist. Denn jene beiden Frauen, welche sich nicht nur durch ihre Söhne, sondern auch durch persönliche Eigenschaften auszeichneten, waren zwei Erbtöchter, deren Einfügung in das Welfenhaus auf dessen Geschicke den entschiedensten Einfluß übte. Wulfhilde, eine Erbtochter des letzten billungschen Herzogs Magnus, vermählte sich mit Heinrich I. († 1126), welcher, da sein Großohm Welf V. kinderlos gestorben war, durch seine Großmutter Kunigunde das altwelfische Erbe in Schwaben besaß und 1120 auch mit dem Herzogtum Bayern belehnt wurde. Durch diese Ehe gewannen die Welfen auch die reichen billungschen Besitzungen in Niedersachsen, die besonders im jetzigen Fürstentum Lüneburg lagen. Gertrude aber, die Erbtochter des Kaisers Lothar, war es, die ihrem Gemahl Heinrich II. († 1139) die reichen supplinburgschen Güter zubrachte, unter denen der Chronist mit Recht das braunschweigsche Erbe wiederholt betont. Heinrich II., der von seinem Schwiegervater 1127 auch mit dem Herzogtum Sachsen belehnt wurde, war der erste Welf, welcher durch seine Gemahlin Gertrud „die Herrschaft in Braunschweig" besaß und „ein Fürst von Braunschweig" genannt wurde.

Verfolgen wir den Stammbaum dieser beiden hervorragenden Frauen rückwärts, so gelangen wir zwar nicht, wie bei der männlichen Ahnenreihe, bis in die Zeit der Völkerwanderung, aber doch bis in die Tage Karls des Großen und Pipins des Kleinen. Wulfhildens Stammbaum läßt sich verfolgen bis zu jenem Hermann Billung, mit dem der Name Hermannsburg so eng verwachsen ist, und welchem Kaiser Otto I. im Jahre 961 das Herzogtum Ostsachsen verlieh, und darüber hinaus bis zu jenem Amelung, der uns in der Zeit Karls des Großen begegnet und der Vater des Grafen Billung I. war; während Gertrudens Stammbaum noch weiter zurückreicht, nämlich einerseits bis zu dem Westfalen Wittekind und andrerseits bis zu dessen Kampfgenoßen, dem Ostfalen Bruno und dessen Schwiegervater Dietrich, der schon in Pipins Zeit dreimal auf der Asseburg an der Oker belagert wurde. Merkwürdiger Weise sind es wieder zwei Erbtöchter, durch welche Gertrud, die Mutter Heinrichs des Löwen, mit den Ludolfingern zusammenhängt, also mit demselben Hause, dem die sächsischen Kaiser entstammen und von welchem auch der Name Otto auf das Welfenhaus übergegangen ist.[1]) Denn Richenza, die Gemahlin Kaiser Lothars, und ihre Mutter Gertrude, die Gemahlin des Markgrafen Eckbert III. von Meißen, waren Erbinnen der brunonischen Güter, und der Gemahl der letzteren stammte in directer Linie von Heinrich dem Bayern ab, dem Bruder Ottos des Großen, dessen Mutter Mathilde uns wieder zu Wicbert, dem Sohne Wittekinds, zurückführt, während sein Vater, König Heinrich I. (der Finkler), einerseits bis zu Gisela, der Tochter Wittekinds, und andrerseits bis zu Bruno und Dietrich zurückreicht. So sehen wir, daß in dem Welfenhause das weibliche Element stets eine hervorragende Rolle gespielt hat. War es doch auch eine Erbtochter, die große Kurfürstin Sophie,

[1]) Ich erinnere nur an Heinrichs I. Vater, Otto den Erlauchten, Herzog von Sachsen, und an seine nächsten Nachkommen, die drei sächsischen Kaiser, Otto I., Otto II. und Otto III. An sie schließt sich aus dem Welfenhause Kaiser Otto IV. und sein Neffe, Otto das Kind, der erste erbliche Herzog von Braunschweig, der vielen andern Ottonen aus dem Welfenhause zu geschweigen. Nur Otto Tarentinus sei noch erwähnt, der in 40 Feldschlachten siegte: „pater principum et norma nobilium, prudentissimus ac strenuus in factis armorum."

durch welche die Welfen auf den Thron von England gelangten. Und steht doch an der Spitze der ganzen Ahnenreihe, welche unser Stück aus der Sachsenchronik bespricht, eine Erbtochter. Denn jener Dietrich von der Asseburg, welcher sich gegen die Einfälle der Franken so zäh und tapfer vertheidigte — er wurde zweimal von Pipin in die Gefangenschaft fortgeschleppt und gab doch den Kampf nicht auf — und den wir als den ältesten Ahnherrn der Welfen auf der weiblichen Seite anzusehn haben, hinterließ eine Erbtochter, durch welche die Asseburg an Bruno, den Waffengenoßen Wittekinds, kam. Von einem jüngeren Fürstengeschlechte,[1]) dem preußischen Königshause, dessen erste Königin ebenfalls eine Welfentochter war, ist es bekannt, daß es seine gegenwärtigen Stammsitze für Geld erkauft, seine alten ererbten Besitzungen aber in Franken, trotz der flehentlichen Bitten treuer Unterthanen, an Napoleon abgetreten hat. Zu dem Erkauften kamen dann fortgehende Eroberungen, während die norddeutschen Besitzungen der Welfen ohne Ausnahme durch Verheiratungen und Verträge gewonnen wurden. Diesem Gedanken giebt das folgende kleine Gedicht Ausdruck, weshalb es hier eingereiht wurde. Seite 73.

Die Weiber von Weinsberg. Seite 78.

„Der Welf war geschlagen." Damit ist Welf VI. gemeint, Herzog von Sardinien und Spoleto und Markgraf von Tuscien, der Bruder Heinrichs des Stolzen und der Oheim Heinrichs des Löwen, der ritterliche Held, welchen Otto von Freisingen den Cäsar seiner Zeit nennt. Er war es nämlich, der in Süddeutschland mit großer Treue und Hingebung gegen den Hohenstaufen Conrad III. die gekränkten Rechte seines unmündigen Neffen verfocht. Als Heinrich der Stolze am 20. October 1139 in der Blüte seiner Jahre auf dem Fürstentage zu Quedlinburg dahingerafft wurde — man vermutete durch Gift —, glaubten die Hohenstaufen gewonnenes Spiel zu haben. Aber der Kampf begann nun erst mit rechter Heftigkeit; denn im Norden waren es die sächsischen Vasallen, welche sich um ihren jugendlichen Herzog schaarten und, geleitet von der edlen Kaiserin Richenza,[2]) mit seltener Treue und Ausdauer seine Rechte gegen jeden Eindringling verfochten; in Süddeutschland aber erhob Welf VI. das Banner der Welfen und hielt es hoch trotz der Wechselfälle eines ungleichen Kampfes. Es war am 21. December 1140, als Conrad am Ufer des Neckar einen entscheidenden Sieg gewann. Nun kehrte er nach Weinsberg zurück, dessen Belagerung er schon in den letzten Tagen des October begonnen hatte. Aber die festen Mauern und die treue Anhänglichkeit der Bürger an ihren Herzog hatten

[1]) Bekanntlich tauchten die Hohenzollern erst auf, als die Welfen schon vom hellen Glanze der Geschichte umleuchtet waren. Erst Karl IV., der Luxemburger (1347—78), erhob das Geschlecht in den Stand der Reichsfürsten. Aber Macht und Besitz waren gering. Sie wuchsen durch Friedrich, den ersten Markgrafen des Hauses von Brandenburg. Er diente erst dem König Wenzel. Als es mit diesem sich neigte, gieng er zu Ruprecht. Von Ruprecht wandte er sich zu Sigismund, Wenzels Bruder, zurück. Er war ein guter Haushalter und fast so sparsam, wie sein Enkel, König Friedrich Wilhelm I., der sein hölzernes Waschbecken auf einen Sandhaufen stellte und Schmutzmauen trug zur Schonung seiner königlichen Rockärmel. Markgraf Friedrich war bald in der Lage, seinem kaiserlichen Herrn Geld vorzuschießen. Die Summen häuften sich und stiegen bald so hoch, daß Kaiser Sigismund für dieselben dem Hohenzoller aus der Erbmacht seines Hauses die Mark Brandenburg mit der Kurstimme überließ. So war es hier das Geld und dort die Liebe, welche einen entscheidenden Einfluß übte.

[2]) Seite 81 zu Vers 2 muß es zweimal Richenza statt Wülfhilde heißen.

Seite 78. bis dahin alle Anstrengungen des kaiserlichen Belagerungsheeres vereitelt. Da nun aber „der Welfe geschlagen war“ und die Weinsberger auf Ersatz keine Hoffnung mehr hatten, so öffneten sie dem Kaiser die Thore.

Die hochherzige und listige That der Weiber von Weinsberg, wodurch sie ihre Männer von dem ihnen angedrohten Tode retteten, wird von den kölner Annalen erzählt. Man hat die ganze Erzählung in das Gebiet der Fabel weisen wollen. Schon Luden hat gegen dieselbe Zweifel ausgesprochen, welche aber von Jaffe als unerheblich zurückgewiesen sind. Im Munde des Volkes ist allerdings die einfache Erzählung noch ins Detail ausgemalt und mit Zügen ausgeschmückt, welche ins Gebiet der Sage gehören. Wenn z. B. der Volksmund den Herzog Welf VI. selbst auf dem Rücken seiner Gemahlin Uta den Zug eröffnen läßt, so ist dieß eine offenbare Ausschmückung, da ja Welf VI. gar nicht in Weinsberg war; allein die kölner Annalen wißen auch nichts von solchen Zusätzen, durch welche die Geschichte selbst nicht an Glaubwürdigkeit verliert.

Seite 79.

Lob Heinrichs des Löwen.

Dieß Stück ist als eine Probe aus dem größern Gedichte Reinfrid von Braunschweig ausgehoben, welches nicht weniger als 27,627 Verse enthält, ohne den Schluß, der fehlt, und das zum ersten Male im Jahre 1871 von Karl Bartsch als 109. Publikation des literarischen Vereins in Stuttgart veröffentlicht wurde. Unser Bruchstück findet sich auf Seite 4, Vers 102—126. Die einzige Handschrift des Reinfrid von Braunschweig, die aus dem 14. Jahrhundert stammt, befindet sich in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha. Eine Abschrift davon besitzt die königliche Bibliothek in Hannover, nach welcher Gödeke zuerst im Jahre 1849 einzelne Bruchstücke in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen publicirte. Jetzt liegt das ganze Gedicht vor, so weit es erhalten ist. Den Namen des Dichters kennt man nicht. Möglich ist es, daß er sich am Schluße nannte, wenn er überhaupt sein weitschichtiges Werk zu Ende geführt hat. Da die Eroberung von Accon (1291) erwähnt wird, so wird das Gedicht nicht allzu lange nach diesem Ereignisse, also 100 Jahr nach Heinrichs Tode, entstanden sein. Die ganze Darstellung weist auf den Ausgang des 13. oder den Anfang des 14. Jahrhunderts hin, einiges in der Mundart läßt einen allemannischen, vielleicht schweizerischen Dichter vermuten. Der Dichter gehört dem bürgerlichen Stande an und zeigt, wie andre Bürgerliche seiner Zeit, eine ziemlich ausgedehnte Bildung, namentlich eine große Kenntnis von Sagenstoffen, aber auch von naturwißenschaftlichen und philosophischen Dingen. Als Vorbild hat ihm besonders die Sage von Herzog Ernst gedient. Die ganze Composition seines Gedichtes ist eine sehr freie Bearbeitung der Sage von Heinrich dem Löwen, als deren älteste poetische Behandlung, wenn auch nicht als die ursprüngliche, der Reinfrid von Braunschweig gelten muß. Die Hauptzüge der braunschweigschen Löwensage wiederholen sich in unserm Gedichte. In allen Einzelnheiten der Erfindung und Ausführung bewegt sich jedoch der Dichter ganz selbständig, während er sich in Bezug auf die künstlerische Darstellung offenbar an Konrad von Würzburg anschließt, dessen wortreiche aber glatte, correcte aber ermüdende Art zu erzählen und darzustellen er sich ganz zu eigen gemacht hat. So lautet im Wesentlichen das Urtheil des Herausgebers des Reinfrid von Braunschweig. Nicht unerwähnt soll es bleiben, daß die Heinrichssage auch zu

den germanischen Völkern des Nordens drang. Swend Grundtvig bespricht in Seite 79.
den Danmarks gamle Folkeviser (2, 623—633) ein interessantes dänisches Volkslied über den Löwenherzog, das auf einem älteren niederdeutschen Liede beruht, aber einige von dem bekannten deutschen Volksbuche abweichende Züge enthält. Der Löwe, den der Herzog befreit, kämpft hier nicht mit einem Lindwurm, sondern mit einem Panther. Der Herzog erschlägt den Panther, und der Löwe folgt ihm wie ein treuer Hund. So kommen sie zu einem Eremiten, der Heinrich bittet, sich auszuruhn, während er selbst für ihn beten wolle. Der Herzog setzt sich und entschläft, und inzwischen wird er nicht von dem Teufel, sondern von einem Engel 700 Meilen weit in die Heimat getragen, wo er erwachend einen Schäfer trifft, den er zu seiner Freude deutsch reden hört. Dieser erzählt ihm, daß eben des verschollenen Herzogs Heinrich Gemahlin mit einem Andern Hochzeit halte. Der Herzog geht nun als Pilger verkleidet zur Burg und läßt durch den Pförtner den Bräutigam heraus rufen, in welchem er einen seiner früheren Gefährten erkennt, der bei seiner Rückkehr den Herzog für tot ausgegeben und darnach um dessen Gattin geworben hatte. Der Herzog macht ihm Vorwürfe, verzeiht ihm aber großmütig und entschädigt ihn durch ein Geschenk. Sein Weib aber will er selbst behalten. Aus verwandter Quelle geflossen ist ein schwedisches Volkslied, welches A. F. Arwidson in den Svenska Fornsanger, 2, 422 ff. veröffentlichte. Hier trifft der Herzog den Löwen im Kampfe mit einem Elephanten, erschlägt diesen und langt dann durch die Wunderfahrt, deren nur ganz obenhin Erwähnung geschieht, in Braunschweig an. Vor der Burg sieht er seine Tochter stehn, die er um Stärkung für einen Pilger anfleht, während sie sich über den Löwen wundert. Durch die Tochter erhält er dann einen Becher Wein, und die Braut findet, als sie aus demselben trinkt, den halben Ring. Sie zieht nun die andere Hälfte hervor, und beide Stücke verwachsen augenblicklich in eins, worauf die Erkennung des Gatten und die Verabschiedung des Bräutigams folgt.

Noch merkwürdiger ist es, daß die Heinrichssage auch in slavischem Boden tiefe Wurzeln geschlagen hat, während sonst alle deutschen Sagen den Slaven fremd geblieben sind, so daß sie weder den gehörnten Siegfried, noch Herzog Ernst und anderes Verwandtes sich angeeignet haben. Besonders ist es des Braunschweigers treffliches Schwert, das in Böhmen und Mähren eines nachhaltigen Ruhmes genießt. Man vergleiche Feifalik, zwei böhmische Volksbücher zur Sage von Reinfrid von Braunschweig. „In Prag," so berichtet Feifalik, „unter einem Pfeiler der großen Moldaubrücke, dort wo der Roland steht, soll das Schwert vergraben liegen für künftige Zeiten." Hierauf bezieht sich das Gedicht, welches auf Seite 102 dieser Sammlung unter der Ueberschrift „Brunswiks Schwert" mitgetheilt ist. In einem in Mähren sehr verbreiteten Volksschauspiele von dem Leiden und Sterben der heiligen Dorothea weiß der Henker, der die fromme Jungfrau enthauptet, sein Richtschwert nicht besser zu loben, als daß er es schmeichelnd ein wohlgeschliffenes brunswigsches Schwert nennt. Von den Böhmen, welche Reinfrid von Braunschweig sogar als einen ihrer Könige in ihre Geschichte einführten, ist die Reinfridssage nicht nur zu den Magyaren nach Ungarn gedrungen, wo das betreffende Volksbuch bis heut zu Tage höchst beliebt ist, sondern sie hat sich auch in Rußland eingebürgert. A. N. Pypin berichtet in seinem Werke über die Literatur der russischen Volksbücher auch über das Volksbuch von Brunswig, das, obwohl nie gedruckt, sich doch in mehren Handschriften vorfindet und den Titel führt: „Eine rührende Erzählung von Brunswig, einem böhmischen Königssohne, und von dessen großem Verstande und großer Tapferkeit, wie er

Seite 79. nach den Meerinseln zog und durch seine Kühnheit sich einen Löwen gewann und zähmte, und wie er einen schrecklichen Drachen, den Basiliscus, erschlug." Auch in Rußland ist es wieder des Braunschweigers Schwert, das am meisten Anklang gefunden hat und vielfach in andere Sagen übergegangen ist. Pypin macht sogar den Versuch, alle russischen Märchenerzählungen von einem mächtigen Wunderschwerte auf das Volksbuch von Brunswig zurückzuführen. Auch der Löwe ist hier nicht vergeßen. Nach Brunswigs Tode begann er zu trauern und sich in die Erde zu scharren. Aus seinen Augen floß ein Thränenstrom, und als er zum Grabe seines toten Herrn gelangte, brüllte er im Schmerz laut auf und fiel tot nieder.

Seite 80.

Lob Mathildens.

Mathilde, die hohe Ahnfrau des Welfenhauses, ist eine der edelsten Blüten nicht nur des fürstlichen Standes, sondern des weiblichen Geschlechts überhaupt. In ihrem Lobe stimmen alle ihre Zeitgenoßen überein. Arnold von Lübeck sagt von ihr: „Sie gab ihrer hohen Geburt, welche auf eine lange Reihe erhabener Ahnen zurückwies, die Weihe frommer Werke, und den Thaten der Menschenliebe sich widmend, verherrlichte sie diese durch den Schmuck der Religion. Denn sie besaß die höchste Frömmigkeit, fühlte mit Bedrängten auf bewunderungswürdige Weise Mitleid, spendete Almosen mit freigebiger Hand, war eifrig im Gebet und eine höchst andächtige Besucherin der Messe, die sie in großer Anzahl lesen ließ. Die eheliche Treue bewahrte sie rein und gebar ihrem Gatten vier Söhne, Heinrich, Lüder, Otto und Wilhelm." Zugleich war sie sehr empfänglich für die Eindrücke der Kunst und Poesie und hatte aus ihrer englisch-französischen Heimat jene Feinheit geistiger Bildung mitgebracht, welche den Dichter zu dem Vergleiche treibt: „Und Catalanin schien sie mir im Grüßen und im leichten Redespiel;" denn die Catalanen standen vor Allen im Rufe großer Gewandtheit und Höflichkeit. Eben so groß wie ihr Seelenadel war ihre körperliche Schönheit, welche sie auf alle ihre Söhne vererbte, von denen Heinrich, der älteste, sogar den Beinamen des Schönen führt. Der berühmte französische Troubadour Bertram de Born wurde durch ihre Anmut und Liebenswürdigkeit so begeistert, daß er sie in mehren seiner schönsten Kanzonen feierte und sie mit der „weißen Helena" verglich, in welcher das Mittelalter die Blume der Schönheit erblickte.

Es war die Normandie, wo Mathilde während des ersten Exils ihres hohen Gemahls mit dem französischen Troubadour zusammentraf. Nachdem Heinrichs Loos auf dem Reichstage in Erfurt im Jahre 1181 besiegelt war, brachte er den folgenden Winter in Braunschweig zu, um sich auf die Reise zu rüsten, und brach dann im Jahre 1182 auf, um in die Verbannung zu gehn, begleitet von Mathilde und den beiden Söhnen Heinrich und Otto — Lothar blieb in Deutschland — und umgeben von einer großen Schaar treuer Vasallen, zu denen auch der Minnesänger Eilhard von Oberg, der erste deutsche Bearbeiter der Tristansage, gehörte. Heinrich war damals 53 Jahr alt, Mathilde, die erst 25 Jahr zählte, stand noch in der Blüte der Jugend und Schönheit. Der Zug gieng von Braunschweig nach Argenton in der Normandie, wo Mathildens Vater, König Heinrich II. von England, damals Hof hielt. Heinrich empfieng seinen Schwiegersohn, wie es dessen hohem Range gebührte, höchst ehrenvoll und bereicherte die Begleiter desselben durch viele Geschenke. Fast zwei Jahre verweilten nun die Verbannten in der Normandie, bis sie nach England giengen (1183),

wo Mathilde ihren vierten Sohn, Wilhelm, gebar, den Stammvater der Könige von England und Hannover. Während jenes zweijährigen Aufenthalts in der Normandie machte Heinrich eine Wallfahrt nach Spanien zum Grabe des heiligen Jacobus. Mathilde blieb unterdessen am Hofe ihres Vaters in Argenton, und in dieser Zeit war es, wo sie jenen ritterlichen Sänger kennen lernte, der sich eben so wohl fühlte im Getümmel der Schlacht, als im minniglichen Verkehr mit schönen Frauen, den tapfren und liederreichen Bertram de Born. Wahrscheinlich war es gegen das Ende des Jahres 1183, als sich der Troubadour am Hofe einfand und dort die Herzogin sah. Mathildens Vater, Heinrich II., war ein Freund und Beförderer der Dichtkunst, und es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß er den Sänger berief, um der Herzogin Zerstreuung zu verschaffen. Auch ihr Bruder Richard, dem die Unterhaltung seiner Schwester am Herzen lag, ermunterte den Dichter, sie zu besingen. So entstand eine Reihe von Liedern zum Lobe der edlen Fürstin, von denen wenigstens zwei bis auf unsre Tage erhalten sind, welche dem Bilde, das der Chronist von ihr entwirft, völlig entsprechen. In dem einen Gedichte feiert Bertram de Born die Herzogin als die schöne Helena, welche hoch über allen andern Frauen stehe, wie das Gold über dem Sande. Wenn ihn das Treiben des Hofes zu Argenton mit Verdruß und Unmut erfüllt, so ist es ihre holde, liebliche Gestalt, ihr süßes, frommes Antlitz, die freundliche Gesellschaft und Unterhaltung von Sachsen, welche ihm das Leben wieder lieb macht. Das andre Gedicht, von welchem ich die drei letzten Verse mitgetheilt habe, entstand bei einer eigentümlichen Gelegenheit. Der Dichter befand sich mit Richard, Mathildens Bruder, in einem Lager, wo es an allen Bedürfnissen mangelte. Es war auf einen Sonntag, und die Mittagszeit gieng vorüber, ohne daß man zu Tisch gehn konnte. Da unternahm es der Dichter, die hungrigen Gäste mit geistigem Genuße zu speisen. Kurz zuvor hatte er der Herzogin seinen Besuch gemacht, sie hatte ihn mit Auszeichnung empfangen, und nun entwarf er zu ihrem Lobe eine Canzone, welche Diez, der Übersetzer, für die schönste erklärt, die Bertram de Born überhaupt gesungen habe. Auffallend ist es, daß Bertram de Born von einer Krönung Mathildens zur Kaiserin als von einer ausgemachten Sache redet, ja daß er den Pfühl, auf welchem er neben ihr saß, bereits als den „kaiserlichen" bezeichnet. Haben wir darin auch nur dichterische Ausschmückungen zu erblicken, so verraten dieselben doch, in welchem Lichte diesem Kreise der Kampf zwischen den Hohenstaufen und Welfen erschien.

Seite 80.

Heinrichs des Löwen Heimkehr.

Seite 88.

Julius Mosen hat bekanntlich in einem Cyclus von vier Gedichten den Stoff der Heinrichssage bearbeitet, wie er in den alten Volksbüchern aus dem 16. Jahrhundert vorliegt. Das vierte derselben findet sich Seite 98, das dritte hat hier seinen Platz gefunden als Gegenstück zu dem, was die Geschichte über Heinrichs Betfahrt bietet. Die beiden ersten Gedichte von Mosen konnte ich mich nicht entschließen aufzunehmen, weil der Dichter durch seine willkürlichen Zusätze der geschichtlichen Wahrheit zu arg ins Angesicht schlägt. Das gilt namentlich von dem zweiten Gedichte, welches „der Schiffbruch" überschrieben ist. Nach Arnold von Lübeck wurde dem Herzoge in Constantinopel vom Kaiser Emanuel ein prächtig ausgerüstetes Schiff geschenkt, auf welchem er mit seinen Rittern nach Akkon übersetzte. Unterwegs wurde die Reisegesellschaft von einem furchtbaren Sturm heimgesucht. Wie der Chronist

Seite 88. berichtet, erschien einem der Mitreisenden (wahrscheinlich einem der geistlichen Würdenträger, die den Herzog begleiteten) im Traume die heilige Jungfrau und offenbarte ihm, daß Alle der Gefahr glücklich entrinnen würden, was auch geschah. An diese geschichtliche Meerfahrt vom Jahre 1172 hat nun die Sage die Abenteuer des Herzogs im Klebermeere angeknüpft, wo das Schiff stecken bleibt, die Reisegenoßen um ihr Leben loosen und der Herzog, der zuletzt allein mit einem Knechte überbleibt, von diesem in Ochsenfelle genäht und dann von einem Greif davon getragen wird. Was thut nun der Dichter Mosen? Er stellt den Schiffbruch vom Jahre 1172 als Strafe dar für die angebliche Treulosigkeit, welche Heinrich der Löwe im Jahre 1176, also vier Jahre nach seiner Betfahrt, an seinem Kaiser begangen haben soll. Denn er läßt statt der heiligen Jungfrau das Meerweib auftreten,

„Und es ruft: treuloser Mann,
Nenne treulos nicht die Wogen,
Der du wichst vom Heeresbann, (!)
Deinen Kaiser hast betrogen."

Das ist denn freilich fast noch stärker, als wenn der Prophet von Ducherow Heinrichs Enkel, den König Georg V., dafür depossedirt werden läßt, daß sein Ahnherr, der Löwenherzog, einst gewagt habe, einem Grafen von Hohenzollern zu widersprechen! O sancta simplicitas! — Uebrigens hat sich Mosen auch in dem dritten Gedichte „die Heimkehr" einen Zusatz erlaubt, der keine Verbeßerung ist. Das alte deutsche Volkslied weiß nichts davon, daß die Gemahlin des Herzogs zur Hochzeit gezwungen wurde, und eben so wenig davon, daß der Bräutigam ein armes schmachtendes Fräulein im Stiche ließ, um sich der vornehmeren Braut zuzuwenden. Nach der alten Volkssage macht die Herzogin nur Gebrauch von der Freiheit, welche der Herzog selbst ihr beim Abschiede gegeben hat, sich anderweitig zu vermählen, wenn er nach sieben Jahren nicht zurückkehre. Als er dennoch unerwartet im letzten Augenblicke wieder eintrifft, ist er selbst darüber aus, dem getäuschten Bräutigam einen Ersatz zu verschaffen und wirbt für ihn um ein schönes Hoffräulein, das nach einigem Widerstreben ihr Jawort giebt. So zeigt das Volkslied überall einen gesunden Realismus, welchem der moderne Dichter einen sentimentalen Zusatz gegeben hat.

Seite 93.

Heinrich der Löwe in England.

Dieß Gedicht führt uns ins Jahr 1184, in welchem Heinrich und Mathilde in England weilten. Schon im Jahre 1182 war Heinrich mit seiner Familie in die Verbannung gezogen, aber fast zwei Jahre weilten die Verbannten am Hofe Heinrichs II. zu Argenton in der Normandie. Erst im Spätsommer 1183 schifften sie sich nach England ein, wo der Prinz geboren wurde, welcher der Stammvater der englischen und hannöverschen Könige werden sollte. Wilhelm erblickte das Licht der Welt im Jahre 1184 zu Winchester (Wintonia) und wird deshalb in den Chroniken häufig Wintoniensis genannt. Wie alle Söhne Mathildens zeichnete er sich durch seine Leibesstatur aus und erhielt wegen des langen Seitengewehrs, das er zu tragen pflegte, den Beinamen Longa Spada.

Heinrichs des Löwen Verbannung. Seite 95.

Auch in diesem Gedichte begegnen wir der alten Fabel, welche sich selbst in die Sachsenchronik eingeschlichen hat, als ob Heinrich der Löwe den Kaiser Barbarossa treulos in Italien verlaßen habe. „Er mag nach Hause kehren, mir ist er nicht entflohn—" diese Worte weisen auf jenen Vorgang hin, welcher angeblich vor der Schlacht von Legnano im Jahre 1176 stattgefunden haben soll und dem Löwenherzog sogar den Vorwurf der Felonie und des Meineids zugezogen hat. Heinrich der Löwe, so lautet die Fabel, entschloß sich aus Freundschaft für die Mailänder, oder, wie Andre wollen, weil der Kaiser vom Pabste in den Bann gethan war, kurz vor der Schlacht von Legnano, in die nordische Heimat zurückzukehren. Der Kaiser bittet den Herzog flehentlich, zu bleiben. Als dieser ihm die Bitte abschlägt, demütigt sich der Kaiser so weit, daß er dem Herzoge zu Fuße fällt. Aber auch jetzt bleibt der hartherzige Heinrich unerbittlich. Zugleich spricht Einer seiner Vasallen, der Truchseß Jordanus, das geflügelte Wort: „Herr, wißet, seit die Krone sich auf euren Fuß geneigt hat, daß sie auch auf euer Haupt kommen wird." Das hört die anwesende Kaiserin Beatrix und mahnt ihren Gemahl, dieser Stunde und dieses Wortes zu gedenken. So sucht die Sage den unerklärlichen Zwiespalt der beiden Jugendfreunde und Kampfgenoßen zu erklären und leitet alles nachfolgende Unheil aus dieser unheilvollen Stunde her. Die Sachsenchronik kann nicht unterlaßen, bei der Erzählung des Vorgangs auszurufen:

Wê, dat he (der Truchseß) de tungen röret
Und alsodane wôrd föret!
Wê deme rosse, dat van dâr drôg
Den vorsten, dat he dat nicht en slôg!

Aber die ganze Erzählung ist unbedingt ins Gebiet der Fabel zu verweisen. Vergleiche A. Ozlberger: Hat Kaiser Friedrich I. vor der Schlacht bei Legnano dem Herzog Heinrich dem Löwen sich zu Füßen geworfen? Linz 1860. Heinrich war bereits im Jahre 1175, wie alle andern Vasallen, in die Heimat zurückgekehrt. Im Februar 1176 kommt er von Sachsen nach Bayern, ist am 28. Februar in Burghausen, kommt am 7. März nach Ranshofen und geht dann nach Sachsen zurück. Hier in Bayern scheint nun Heinrich im Anfang März eine Zusammenkunft mit dem Kaiser gehabt zu haben, der aus Italien zu ihm über die Alpen kam, um allerdings seine Hülfe in Anspruch zu nehmen. Heinrich lehnte dieß ab, und dieser einfache geschichtliche Vorgang ist dann, wahrscheinlich von übereifrigen Freunden zur Verherrlichung des Löwenherzogs, zu einer Scene ausgeschmückt, welche dem „treulosen Manne" von der andern Seite die bittersten Vorwürfe zugezogen hat. Die Überlieferung wächst sagenhaft fort, und dieselben Schriftsteller, welche von den unmittelbar vorhergehenden und gleich darauf folgenden Ereignissen fast gar keine oder nur eine höchst unklare Kunde haben, malen eine einzelne Scene, über welche sie auch bei dem besten Willen nicht unterrichtet sein konnten, so detaillirt aus, als ob sie dabei gestanden hätten. Die Gründe für den traurigen Zwiespalt der beiden großen Männer liegen tiefer, als in einer augenblicklichen Laune des Löwenherzogs. Die Anfänge der Misstimmung reichen in die Zeit zurück, in welcher Heinrich seine Betfahrt nach dem gelobten Lande machte. Friedrichs Biograph von Bünau erzählt I., 253 folgendes: „Friedrich gieng unterdessen nach Sachsen und suchte diejenigen, denen die Beschützung der Städte aufgetragen worden, nebst andern herzoglichen Lehnsleuten auf seine Seite zu ziehen und zur Verräterei zu bewegen. Er nötigte auch die meisten davon, eidlich anzuge-

Seite 95. loben, daß, wenn der Herzog auf dieser Reise mit Tode abgehen sollte[1]), sie alsdann die Städte und Lande dem Könige überliefern wollten. Nachdem der Herzog zurück gelangt, gab dieß alsbald zu Streitigkeiten mit dem Kaiser Anlaß. Denn Heinrich konnte nicht anders als übel zufrieden sein (sehr wahr!), daß man ihn noch bei seinem Leben beerben und daher seine Bediente theils mit List und Geld, theils mit Bedrohung von ihm abziehen wollen.[2]) Wenn ein Regent in dergleichen Zustand gesetzt wird, ist er in der That nicht mehr Herr in seinem Lande." Hatte schon diese Erbschleicherei des großen Staufen Heinrichs Herz gegen die wahren Absichten des kaiserlichen Vetters mistrauisch gemacht, so erkaltete dasselbe noch mehr, als Friedrich von Welf VI. für Geld dessen reiche Allodialbesitzungen kaufte, welche nach dem Erbrechte an Heinrich fallen mußten. Aus diesen Thatsachen dürfte zur Genüge hervorgehn, daß Heinrich sich vom Kaiser getäuscht sah. Er hatte treu zu Kaiser und Reich gestanden und mit seinem kaiserlichen Vetter gemeinsame Sache gemacht. Er erwartete dafür Dank und Anerkennung. Als er sich jedoch überzeugte, daß der Staufe ihn fürchtete und nur an die Mehrung der eignen Macht dachte, sagte er sich offen von der staufischen Politik los. Es ist nie der Verdacht laut geworden, daß Heinrich dem staufischen Hause die Kaiserkrone zu entwenden gesucht habe, wiewohl sie der erste staufische Kaiser, Conrad III., seinem Vater, Heinrich dem Stolzen, listig entwunden hatte. Aber Heinrich wollte sich auch nicht länger zur Mehrung der staufischen Macht misbrauchen laßen. So kam es zum Bruche, und da der Kaiser nach der verlorenen Schlacht von Legnano einen Prügelknaben haben mußte, dem er die Schuld für die Miserfolge seiner verkehrten Politik in Italien aufbürden konnte, so wurde der Welfe dazu ersehn. Da nun der Kaiser außer seiner eignen Hausmacht das ganze Reich gegen Heinrich aufbot, so war es ja freilich unmöglich, daß der Eine den Vielen auf die Dauer Widerstand leisten konnte. Der Sieg mußte dem Kaiser um so leichter werden, als die über Heinrich gefällte Sentenz zur Bereicherung aller derer diente, welche sie hatten fällen helfen.

Seite 96.

Heinrichs des Löwen Rückkehr.

Dem Dichter dieses Cyclus von Gedichten ist eine Verwechslung passirt, die öfter vorkommt. Er identificirt nämlich die erste und die zweite Verbannung des Löwenherzogs. Als Heinrich zum ersten Male auf drei Jahre in die Verbannung geschickt wurde (1182—1185), begleitete ihn Mathilde und wurde in England Mutter ihres jüngsten Sohnes. Heinrich hielt dießmal seine Zeit getreulich aus und kehrte erst nach Ablauf der drei Jahre in die sächsische Heimat zurück. Aber das war noch nicht genug des grausamen Spiels. Als es dem Kaiser Friedrich I. im Jahre 1189 gefiel, seinen Zug nach dem Morgenlande anzutreten, fürchtete er, Heinrich der Löwe könne seine Abwesenheit zu ähnlichen Intriguen benutzen, wie er sie 1172 während Heinrichs Betfahrt gespielt hatte. Vergleiche das Gedicht von Dr. Karl Baldamus

---

[1]) Es sollte freilich ganz anders kommen. Nicht Heinrich, sondern Friedrich ertrank im Saleph. Möaen doch die Frommen unsrer Tage sagen, ob das nicht auch „ein Gottesgericht" in ihrem Sinne war.

[2]) Auf diesen Vorgang scheinen sich auch die Worte Bertrams de Born zu beziehen: „Seitdem er das Gottesgeleite brach, haben wir nicht gehört, daß der Kaiser an Ruhm und Hoheit zugenommen."

(nicht Baldanus) „Am Grabmale Heinrichs des Löwen," Seite 101. Der Kaiser Seite 96.
forderte daher von Heinrich dem Löwen, entweder auf alle seine Rechtsansprüche öffentlich und feierlich zu verzichten — das hätte man ja freilich auch damals am liebsten gesehn! — oder aber den Kaiser nach Palästina zu begleiten, oder endlich abermals auf drei Jahre in die Verbannung zu gehn. Heinrich wählte das Letztere, jedoch unter der Bedingung, daß seine Erblande unangetastet blieben. Seine treue Mathilde mußte dießmal in Braunschweig zurückbleiben, damit sie die Interessen des herzoglichen Hauses wahrnähme. Denn schon lange zuvor, in den Zeiten seines noch ungetrübten Glanzes, hatte sie nicht selten mit starker und sichrer Hand die Geschäfte der Regierung geführt. „Sie war," sagt ein neuerer Schriftsteller, „von hoher und edler Gesinnung. Die Milde und Weichheit des Weibes verband sie mit einem starken und mutigen, auch in den großen Dingen der Welt wohlerfahrenem Geiste. Die Stärke ihres Charakters, zugleich auch ihre liebevolle Anhänglichkeit an ihren Gemahl, hatte sie bei den schweren Schicksalsschlägen, welche diesen trafen, in der schönsten Weise bethätigt. Gutes Muts war sie ihm in die erste Verbannung gefolgt und hatte ihm in den trüben Stunden dieser Zeit Trost und Zuspruch gewährt. Auch an den großen Angelegenheiten des Staats hatte sie Antheil zu nehmen verstanden und sich in jeder Hinsicht als die eines so großen Mannes würdige Gattin gezeigt." So kam es denn, daß Heinrich ihr für die Zeit seiner zweiten Verbannung die Regierungsgeschäfte übertrug. Aber, war sie auch dieser Aufgabe wohl gewachsen, die Trennung von ihrem hohen Gemahl überwand sie nicht. Sie starb aus Kummer darüber am 28. Juni 1189, erst 33 Jahr alt. Mit der Nachricht von ihrem Tode erhielt Heinrich der Löwe die andre trübe Kunde, daß seine Feinde gegen ihr Versprechen sich an seinen schutzlosen Erblanden vergriffen. [1]) Nun glaubte auch er nicht länger an sein Wort gebunden zu sein. Er kehrte noch im Herbst 1189 in die Heimat zurück, und erst jetzt fand das furchtbare Strafgericht über das treulose Bardowik statt, wovon das folgende Gedicht handelt. Es liegt auf der Hand, daß der Dichter die verschiedenen Ereignisse nicht auseinander gehalten, sondern in eins gezogen hat.

Die beiden Löwen. Seite 97.

In dem Chronicon picturatum von Botho, welcher in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts schrieb, heißt es an einer Stelle, wo von Heinrich dem Löwen die Rede ist: „Und dat is düsse hertog van Brunswik, da de grote historie is af geschreven, de den lauwen to lande bracht unde de öm so truwelik hadde bistan in allen sinen kriges loften. Wo düssem allem is, dat lat ik dar bi bliven, ik finde dat in neiner warhaftigen cronica beschreven, it mach anders süs wesen. Düsse hertog Hinrik leit do geten van metall einen lauwen unde leit den setten up einen stein-pilre in de borch to Brunswik, dar nu de dom licht, unde de lauwe steit dar noch." Zweierlei erhellt aus diesen Andeutungen des Botho. Wir ersehen daraus einmal, daß er eine nicht auf uns gekommene große Historie von dem Löwenherzoge kannte, die er für nicht hinlänglich geschichtlich beglaubigt hielt; und zum andern, daß die Errichtung des Löwenbildes in der Burg zu Braunschweig, welche alle Chronisten übereinstimmend in das Jahr 1166 setzen, auch ihm als eine geschicht-

[1]) Pollicitam sibi ab imperatore non sensit pacem, sed bona ipsius omnium exposita erant direptioni. *Annal. Stederburgenses.*

Seite 97. liche Thatsache bekannt war. Die „große Historie“ erzählte, wie der Herzog den Löwen zu Lande (in die Heimat) brachte, der ihm in allen seinen Kriegsläuften so treulich beigestanden hatte. Sie behandelte also die Betfahrt des Herzogs ins gelobte Land, und da sie Dinge enthielt, welche in keiner „wahrhaftigen Chronik“ geschrieben stehn, also Dichtung und Wahrheit, so erkennen wir in ihr unschwer die Heinrichssage. Ohne Zweifel enthielt sie den Sagenstoff, welcher dem größeren Gedichte „Reinfrid von Braunschweig“ aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, dem Meisterliede von Michel Wyssenhere aus dem Ende des 15. Jahrhunderts und den bekannten Volksbüchern aus dem 16. Jahrhundert zu Grunde liegt. Es frägt sich nun, ob auch der Löwe zu dem geschichtlichen Kerne dieser Sage gehört, oder ob der Herzog nie einen Löwen aus dem Morgenlande mitgebracht hat. Die Betfahrt des Herzogs nach dem heiligen Grabe hat uns sein Zeitgenoße Arnold von Lübeck ausführlich beschrieben, und wir können uns um so mehr auf seine geschichtliche Treue verlaßen, als er an seinem Bischofe, dem ehemaligen Abte Heinrich von Braunschweig, welcher die Betfahrt mitgemacht, einen zuverläßigen Gewährsmann hatte. Des Löwen geschieht bei Arnold eben so wenig Erwähnung, als in einer andern „wahrhaftigen Chronik.“ Dennoch hieße es, das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man schon deshalb die Existenz des Löwen leugnen. Da der Kern der Sage, an den sich die poetischen Ausschmückungen ansetzten, darin bestand, daß „der Herzog den Löwen zu Lande brachte,“ so ist es von vorn herein nicht unwahrscheinlich, daß auch ein wirklicher Löwe existirt hat. Darauf weisen auch die wirklichen Löwen hin, welche später der Rat von Braunschweig im Stadtgraben hielt. Woher dieser Brauch, frägt man, wenn er nicht durch eine bestimmte Veranlaßung ins Leben gerufen wurde? Nun ist es bekannt, daß Heinrich mancherlei Kostbarkeiten und Seltenheiten aus dem Morgenlande mitbrachte. In dem herzoglichen Erbbegräbnisse unter dem hohen Chore des St. Blasius-Domes werden noch heutiges Tages mehre Reliquien aus jener Zeit aufbewahrt, so z. B. ein Antilopenhorn, welches Heinrich aus dem Morgenlande mitbrachte und wofür er wahrscheinlich eine große Summe zahlte, da es ihm für eine Greifenklaue ausgegeben wurde. Diese angebliche Greifenklaue spielt in der Volkssage keine geringe Rolle. In dem Volksbuche aus dem 16. Jahrhundert wird sie zweimal erwähnt. Es heißt da:

Drum bracht er von den Klauen
Sich eine mit zum Ruhm;
Man kann sie heut noch schauen
Zu Braunschweig in dem Thum.

Und am Schluße der Dichtung heißt es:

Da kann man auch noch sehen,
Zum Zeugnis, daß es wahr,
Des Löwen Denkmal stehen,
Der mit dem Löwen war.
Eine Greifenklau auch hanget
Zu Braunschweig in dem Thum,
Mit welcher man noch pranget
Wohl zu des Herzogs Ruhm.

Muß man nun nicht schließen, daß, so gewiss die Greifenklaue existirt hat und noch existirt, wenn auch in Gestalt eines Antilopenhorns, so gewiss auch ein leibhaftiger Löwe mit aus dem Morgenlande kam, wenn auch der Beistand, den der Herzog erst

ihm und dann er dem Herzoge leistete, der späteren ausschmückenden Sage angehört? Seite 97.
Daß der Herzog reißende Thiere mitbrachte aus dem Morgenlande, steht geschichtlich fest. Arnold von Lübeck erwähnt zwei Leoparden. Man erwiedere nicht, um so eher ließe sich erwarten, daß er des Löwen nicht geschwiegen haben würde, wenn dieser wirklich existirt hätte. Arnold von Lübeck führt die Leoparden nur beiläufig an, als er von den Geschenken redet, die dem Herzoge gemacht wurden. Der Löwe wurde dem Herzoge eben so wenig geschenkt, als die Greifenklaue; er hat sich beide selbst erworben, nämlich für Geld. Daher hielt der gleichzeitige Geschichtsschreiber sie der Erwähnung nicht wert; aber in der Volkssage fand der Löwe, der als ein Wunder des Morgenlandes seinen Einzug in Braunschweig hielt, seinen gebührenden Platz, und der Löwenzwinger verdankte ihm seine Entstehung. Daß die Entstehung sowohl des Beinamens „der Löwe" als auch des Löwenbildes vor die Betfahrt fällt, steht meiner Annahme nicht entgegen. Denn hatte Heinrich sich den Beinamen des Löwen bereits zugelegt und auch das eherne Löwenbild am Dome zu Braunschweig bereits errichtet, so lag es ihm doch näher, einen lebendigen Löwen, als ein Leopardenpaar in die Heimat mit zurückzubringen.

Den Beinamen „der Löwe," den Helmold übrigens schon dem Vater, Heinrich dem Stolzen, giebt, soll der Sohn nach demselben Helmold im Jahre 1156 bei der endgültigen Wiedererwerbung Bayerns angenommen haben. Daß das Löwenbild, welches übrigens den Namen vorauszusetzen scheint, 1166 aufgerichtet wurde, ist oben schon erwähnt. Ursprünglich hatte dasselbe wohl keine andere Bedeutung, als daß es die in den Händen des Herzogs liegende höchste Gerichtsbarkeit andeuten sollte. Wir finden es daher nicht bloß in Braunschweig aus Erz gegoßen, sondern in vielen andern Städten aus Stein oder Holz verfertigt. Namentlich ließ der Löwenherzog in Westfalen überall, wo er seine Lehensträger hatte, auch das Löwenbild aufrichten. So sah man in Brilon, Erwitte, Hagen, Werl, Soest den Löwen in Stein ausgehauen, welcher Ratsherrn und Bürgern eine Mahnung sein sollte, daß sich niemand ungestraft der herzoglichen Gewalt widersetze. In Bardowik ließ Heinrich zur Erinnerung an das schwere Strafgericht einen hölzernen Löwen über der Thür des Domes anbringen, der allein der Zerstörung entgangen war. Auch in Osnabrück wurde das warnende Bild des Löwen errichtet und ist dort bis heute noch vorhanden. Wenn man vom alten Dome zum Markte geht, so erblickt man es, sobald man den Domhof verläßt, an der Ecke des ersten alten Bürgerhauses. Bis Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts stand dieß Löwenbild auf dem Domhofe selbst, wo es, den Rücken gegen den Dom gekehrt und Rachen und Klauen mit gesträubter Mähne dem Markte zugewandt, von einem hohen steinernen Postamente herniederschaute. Seit Jahrhunderten hatte es hier gestanden, eine stete Erinnerung an die erste Glanzperiode Niedersachsens. Aber im Anfange dieses Jahrhunderts hatte man keinen Sinn mehr für die Heiligtümer unsrer ältesten Geschichte, und als man vom alten Domhofe die vielen Grabdenkmäler fortnahm, unter denen die Geschlechter der Stadt ruhten, und den ganzen weiten Raum ebnete, wie man jetzt über dem Grabe Deutschlands einen Exercierplatz eingerichtet hat, da fand auch der alte Löwe keine Gnade mehr in den Augen der modernen Vandalen. Ohne Umstände warf man ihn von seinem hohen Postamente und mischte ihn unter die Trümmerhaufen, von denen der Domplatz befreit werden sollte. So war er also schon dem Untergange geweiht, und er wäre verloren gewesen, wenn nicht der Bürger Daniel Meyer sich das alte Steinbild ausgebeten hätte, um es als eine Curiosität an die Ecke seines Hauses zu setzen. Dadurch wurde das

Seite 97. geschichtlich denkwürdige Bild vor der Zerstörung gerettet. Es erhielt seinen Platz an der bezeichneten Hausecke, und der damalige Hausbesitzer hieß hinfüro Meyer an der Löwenecke. Dort steht der steinerne Leu noch heutiges Tages zu ebner Erde und zeugt von der Herrschaft, welche Heinrich der Löwe, wie in Osnabrück, so in ganz Westfalen ausübte.

Seite 99.

Klage über Heinrichs des Löwen Tod.

Heinrich starb 66 Jahre alt auf dem Schloße zu Braunschweig am 6. August 1195. Vierzehn Tage vor seinem Ende tobte über Braunschweig ein furchtbares Gewitter und schlug in den hohen Thurm der St. Blasius-Kirche. Das Holz unter dem Bleidache fieng Feuer, und der ganze Thurm würde niedergebrannt sein, wenn nicht ein starker Regen das Feuer gelöscht hätte. Da das Gemach des Herzogs, wo er auf seinem Krankenlager darniederlag, unmittelbar an die mit der herzoglichen Burg verbundene Kirche stieß [1]) und der Kranke also durch eine um sich greifende Feuersbrunst stark bedroht worden wäre, so geriet seine Umgebung in große Aufregung. Nur der Herzog blieb ruhig und erklärte, daß er bereit sei, zu gehen, wenn sein Herr und Heiland ihn rufe. Auch war ihm nur noch eine kurze Frist gegönnt. Nachdem er noch aus den Händen seines Freundes und Beichtvaters, des Bischofs Isfried von Ratzeburg, das heilige Abendmahl genommen hatte, hauchte er in den Armen des letzteren sein Leben aus mit dem Seufzer: „Gott sei mir Sünder gnädig!“

Seite 101.

Am Grabmale Heinrichs des Löwen.

Über das Grabmal Heinrichs des Löwen vergleiche meinen althannoverschen Volkskalender, Jahrgang 1876, Seite 53. Heinrich wurde in demselben Grabgewölbe beigesetzt, welches wenige Jahre vorher die Überreste seiner treuen Mathilde aufgenommen hatte. Es befindet sich in der Mitte des St. Blasius-Domes, auf dessen Ausbau und Ausschmückung der Herzog viel Kosten und große Sorgfalt verwandt hatte, und zu dem er unmittelbar aus seinem Schloße Dankwarderode durch eine noch jetzt in der Kirche vorhandene Thür gelangen konnte. Die Tumba, welche die Grabstätte ziert, ist ein herrliches Kunstdenkmal aus der Mitte des 13. Jahrhunderts und zeigt uns in erhabener Arbeit die Bilder der beiden fürstlichen Personen. Da schlummert der große Welfe neben seiner herrlichen Mathilde „im Schatten des heiteren Ruhmes; denn die Gerechtigkeit reicht neidlos den Lorbeer ihm dar.“ Allerdings die Gerechtigkeit, aber nicht die Parteileidenschaft, welche im Gegentheil das Bild des großen Toten so entstellt hat, daß man mit Recht sagen kann, er gehört zu den bestverleumdeten Männern der Geschichte.

Freilich hat es allezeit Schriftsteller gegeben, welche dem großen Welfen Gerechtigkeit widerfahren ließen. Zu ihnen gehören selbst Biographen und Lobredner seines

---

[1]) Das Hauptgebäude der alten Burg Dankwarderode enthielt in der Mitte den Saalbau und an den Flügeln die thurmartigen Kemnaten (Kammern) mit ihren künstlich verzierten Dächern. Neben dem rechten Flügel stand das Moshaus oder Mushaus (Gemüsehaus?), das Speisemagazin nebst Küche und Speisesaal, neben dem linken Flügel aber der Dom, der unmittelbar mit der Burg in Verbindung stand.

großen Gegners, Friedrich I., wie von Bünau und der Fortsetzer des Otto von Freisingen. Der letztere nennt den ernsten und sittenstrengen Mann, den Andre so vielfach der Treulosigkeit, des Geizes, der Gewaltthätigkeit und andrer Sünden beschuldigt haben, den Cato seiner Zeit. Er sagt von ihm — und dieß eine Urtheil eines Zeitgenoßen möchte viele Räsonnements der Spätern aufwiegen —: „Heinrich, Herzog von Bayern und Sachsen, war ein Sohn Herzogs Heinrichs des Stolzen und seiner Gemahlin Gertrud, Kaisers Lotharius III. Tochter. Sehr früh schon verlor er seine Eltern. Ein kraftvoller, schöner junger Mann wuchs er auf, noch reicher an Gaben des Geistes. Er fröhnte weder dem Wohlleben, noch der Pest des Müßigganges; sondern nach alter Sachsenweise übte er sich im Reiten, im Scheibenwurf und im Wettlauf. In allen kriegerischen Künsten war er der Erste, und doch liebten ihn alle. Sein Charakter war Bescheidenheit, Würde, aber noch mehr Ernst. Mit den Tapferen wetteiferte er im Mute, mit den Bescheidenen in der Sittsamkeit, mit den Enthaltsamen in der Mäßigkeit. Er mochte lieber gut sein, als gut scheinen, und je weniger er nach Ruhm strebte, je mehr wurde ihm zu Theil. Kam es darauf an, etwas ruhmwürdiges zu thun, so sprach er wenig von sich, aber er handelte desto mehr. Nach seiner Belehnung mit dem Herzogtum Bayern studirte er die Gesinnungen und Gebräuche seiner Unterthanen, gieng ihnen mit Rat und That an die Hand, und in kurzem erscholl sein Ruhm so weit, daß, nachdem er in ganz Bayern die Fehden beigelegt hatte, alle Gutgesinnten ihm eben so anhiengen, als er der Schrecken der Schlechtgesinnten war. Auch in seiner Abwesenheit war er so gefürchtet, daß keiner einen Landfriedensbruch wagen durfte, ohne zugleich seinen Kopf zu wagen. Als er mit seinen Truppen zu den Kaiserlichen stieß, waren in kurzer Zeit Neuangekommene und Veteranen von einem kriegerischen Geiste beseelt, und als bald nachher auch des Kaisers Oheim, Welf VI., mit einem neugeworbenen Heere ankam, das mit allen Kriegsbedürfnissen ausgerüstet war, brachte seine Ankunft uns die Hoffnung des Sieges, wie den Feinden die Bürgschaft des Friedens. Hier wetteiferten zwei Männer, zwei nahe Blutsfreunde — denn Welf VI. war auch Heinrichs Oheim —, in ganz verschiedenen männlichen Tugenden. Welf war freigebig, hülfreich und verzieh gern; Heinrich übte strenge Mannszucht und war ein Feind alles Unrechts. Man lobte Welfs Gelindigkeit, man pries Heinrichs festen Sinn. Welf versäumte seiner Freunde wegen seinen eignen Vortheil, er gab, wo er geben konnte; aber er strebte nach Macht und Ansehn, er wollte Heerführer sein, er wünschte den Krieg, damit seine Tapferkeit glänzen konnte. (Wohlgemerkt: nicht von Heinrich, sondern von Welf wird dieß gesagt!) Heinrich zog Würde und Anstand vor; er wetteiferte nicht mit den Reichen um Schätze, nicht mit den Parteimachern durch Intriguen; er entfernte sich, um den Frieden zu unterhandeln, und war wieder gegenwärtig, um ihn zu erkämpfen. So habe ich diese beiden großen, trefflichen und doch so verschieden denkenden Männer gekannt. Ich habe ihre Gesinnungs- und Handlungsweise, so gut ichs vermocht, hier entworfen, und ich bin stolz darauf, daß mein Zeitalter in dem einen dieser Helden seinen Cato, in dem andern seinen Cäsar besitzt.“ Stephan Kunze, welcher im Anfange dieses Jahrhunderts lebte, besang den Löwenherzog in einem Heldengedichte von 21 Gesängen und fällte über ihn folgendes Urtheil: „Heinrich der Löwe hatte eine andre Behandlung von Kaiser Friedrich dem Rotbart verdient. Er war ihm verwandt; denn die Schwester Heinrichs des Stolzen, Judith, war des Kaisers Mutter. Außerdem war er ihm in allen Kriegen, besonders in Italien, überaus nützlich gewesen. Mit einem eben so starken Heere, als der Kaiser, folgte ihm Heinrich

Seite 101.

Seite 101. der Löwe. Er half dem Kaiser Tortona erobern, nahm Mailand ein, sicherte die Krönung des Kaisers gegen alle Störungen von Seiten der Römer, rettete jenem, als er vom Pferde stürzte, das Leben und focht an diesem heißen Tage mit einem Mute, welcher ihn vor der ganzen Armee auszeichnete." Anders lauten natürlich die Urtheile der gibellinischen Schriftsteller und ihrer Nachtreter, der preußischen Rabulisten, [1]) welche besonders seit dem Jahre 1866 wieder angefangen haben, wie überhaupt die Welfen, so auch Heinrich den Löwen, zu schmähen. Daß sich unter ihnen sogar ein um die deutsche Literatur und Geschichte so wohl verdienter Mann, wie Carl Simrock, befindet, würde unbegreiflich sein, wenn man nicht wüßte, wie blind die Parteileidenschaft macht. In seine „Lieder vom deutschen Vaterlande" hat Simrock nämlich im Jahre 1872 ein ganz albernes, poesieloses Gedicht unter der Überschrift: „Wißt ihr auch, was Welfen sind?" aufgenommen, welches nichts anders ist, als ein gemeines Schmählied, das noch dazu, da es mit dem deutschen Vaterlande nichts, gar nichts zu thun hat, völlig mit den Haaren herbeigezogen ist. Derselbe Schriftsteller, welcher im Jahre 1845 seine „Deutschen Volksbücher" mit Heinrich dem Löwen begann, zeigt sich im Jahre 1872, obwohl ein Mann in grauem Haar, von gibellinischer Parteileidenschaft so verblendet, daß er nicht davor zurückscheut, nach Art der feilsten und gemeinsten Presshusaren das älteste und ehrenreichste deutsche Fürstengeschlecht, das Heinrich den Löwen zum Ahnherrn und einen Leibniz zum Geschichtsschreiber hat, und in ihm den ganzen niedersächsischen Volksstamm, der in seiner großen Mehrzahl mit unwandelbarer Treue an seinem angestammten Fürstenhause auch heute eben so festhält, wie in den Tagen Heinrichs des Löwen, in bubenhafter Weise mit Kot zu bewerfen. Hätte Herr Carl Simrock, wie Schreiber dieses, gesehen, mit welcher Entrüstung seine Verse von hannöverschen Frauen aufgenommen wurden, er würde ohne Zweifel zu der Einsicht gekommen sein, daß er durch den Abdruck eines gemeinen Schmähliedes nicht „den Ehrenstamm der Welfen," sondern nur seinen eignen Namen befleckt hat.

Seite 104.

Der junge Welfe Heinrich und Agnes, die Hohenstaufin.

Von Löwen stammen Löwen ab. Das gilt besonders von dem Erstgebornen Heinrichs des Löwen, von Heinrich dem Jüngern, welcher nicht bloß Erbe des väterlichen Kriegsruhms war, sondern sich auch durch geistige und körperliche Eigenschaften auszeichnete. Arnold von Lübeck sagt von ihm: Erat Henricus praeclarus genere, speciosus forma, validus corpore, notus opinione. Sein Beiname „der Lange" oder „der Schöne" weist auf körperliche Vorzüge hin, die sich bis heute im Welfenhause erhalten haben. Sein Rednertalent verschaffte ihm eben so glänzende Siege, als sein gutes Schwert, und seine Leutseligkeit und Milde war so groß, daß sie ihn bei Alt

---

[1]) Der große Geschichtsphilosoph, der das Pfarramt in Ducherow bekleidet, hat sogar unter Berufung auf den Schluß der heiligen zehn Gebote herausgebracht, daß König Georg V., der 1866 als Christ, als König und als Welf den Schild seiner Ehre unbefleckt erhielt, durch seine Depossedirung und durch die Annexion seiner Erbländer nur die Sünden seines großen Ahnherrn, Heinrichs des Löwen, gebüßt habe. Weil dieser von Barbarossa treulos abfiel, mußte jener von Land und Leuten vertrieben werden. Merkwürdig! Je mehr diese Sorte von Menschen der Politik von Blut und Eisen zustimmen, desto weidlicher schelten sie auf Heinrichs Gewaltthätigkeit, Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit.

und Jung beliebt machte. Den größten und erfolgreichsten Sieg errang er aber auf dem Felde der Minne, indem er das Herz der Erbtochter aus dem feindlich gesinnten Staufenhause eroberte. Ausführlicheres darüber siehe in meinem althannoverschen Volkskalender, Jahrgang 1876, Seite 57. Seite 104.

An Kaiser Otto. Seite 114.

Dieß Gedicht Walthers von der Vogelweide entstand unmittelbar nach der Rückkehr Ottos IV. aus Italien im Jahre 1212. Es steht somit am Schluße der Zeit, von welcher Arnold von Lübeck sagt: Orta est nova lux in orbe Romano, jucunditas pacis et securitas quietis, und auf welche sich die Worte des Reimchronisten beziehen:

Otto der hohe Kaiser klar
Hielt in so großer Ehr drei Jahr
Die Krone und das Reich
Der ganzen Welt so friedenreich,
Daß man ihn mochte nennen schon
Des Friedens Herrn und Sohn.

Leider war die gepriesene Treue der Fürsten, namentlich der süddeutschen, nicht von langem Bestande. Aber die Schuld davon lag nicht an Otto, sondern in der Ungunst der Verhältnisse und in dem Wankelmut der Menschen, welchen der Dichter mit den Fürsten theilte. „Otto war," wie sein Biograph sagt, „einsichtig, gerecht und Gerechtigkeit liebend, gottesfürchtig und ohne Eigennutz, ein sehr tapfrer und unverzagter Krieger, in widrigen Schicksalen ungebeugt ausharrend. Er gelangte zur Königskrone nicht durch ehrgeizige Bewerbung, sondern gerufen und gestützt von der den Hohenstaufen abholden Partei, die indessen nicht mächtig und einig genug war, ihn zu halten. Otto starb unbesiegt von seinem Gegner Friedrich II., freilich verlaßen von den geistlichen und weltlichen Fürsten des Reichs, bis auf seinen Bruder Heinrich und den Herzog Albert von Sachsen, aber immer noch getragen von der Treue seines Erblandes und von der festen Ueberzeugung, daß er allein der rechtmäßige König sei, nicht aber Friedrich, dessen Name in seinem Testamente nicht einmal genannt ist."

Geboren im Jahre 1176, wurde Otto in einem Alter von 22 Jahren zum Könige gewählt und regierte 20 Jahre lang. Er starb am 19. Mai 1218 auf der Harzburg und wurde im St. Blasius-Dom zu Braunschweig neben seinem Vater, Heinrich dem Löwen, beigesetzt.

Wenn man sich überzeugen will, welchen Wiederhall die einseitigen und ungerechten Urtheile der gibellinischen Partei noch immer in der neuern Literatur finden, so nehme man „Walther von der Vogelweide, herausgegeben von Franz Pfeiffer" (Leipzig 1864) zur Hand und vergleiche seine gänzlich unbewiesenen Räsonnements über Kaiser Otto IV. Walther von der Vogelweide bekämpfte die weltliche Macht des Pabstes, die Zuchtlosigkeit der Pfaffen, die Geldsammlungen für die Kreuzzüge und was es sonst für wirkliche oder eingebildete Misbräuche gab. Deshalb ist er ein ganz besonderer Liebling unsrer Liberalen und wird auch von Herrn Pfeiffer auf Kosten des Kaisers Otto gepriesen und in den Himmel gehoben. Seine anmutigen Verse in allen Ehren. Aber bei Lichte besehn läuft ihr Inhalt meist auf die Phrasen eines wohlfeilen Liberalismus hinaus. Thomasin von Zerkläre sagt geradezu, daß sich Wal-

Seite 114. ther schwer am Pabste versündigt habe.[1]) Dichter sollten wie Prediger ihr Worte wohl überlegen; es gezieme ihnen nicht, zu lügen. Aber Walther habe durch seine Rede Tausende bethört. Und was Walthers Gesinnung anbetrifft, so ist er weder frei von Eitelkeit und Eigennutz, noch von Wankelmut und Parteilichkeit. Die Dichter dienten damals, wie die Landsknechte, der Partei, die am besten bezahlte. Daher das Sprichwort: „Wes Brot ich eße, des Lied ich singe." Auch der gefeierte Walther scheute sich nicht, Lieder zu veröffentlichen, welche es nur auf den Geldbeutel der Mächtigen abgesehn hatten. Wenn Herr Pfeiffer ihm nachrühmt, er habe sich niemals gleich so vielen seiner Zeitgenoßen zu gemeiner Schmeichelei und Wohldienerei erniedrigt, er habe hoch über seinen persönlichen Vortheil die Wahrheit, das Recht und die Größe des Reiches gestellt, er sei voll sittlicher Würde und Hoheit durch jene von gemeinem Eigennutz und unersättlicher Habgier beherrschte Zeit geschritten, er sei 30 Jahre lang unerschütterlich treu (!) geblieben," u. s. w. und wenn er dann, um seinen Liebling zu heben, dem Kaiser Otto allerlei übles nachredet — er nennt ihn einen „rohen und gewaltthätigen Fürsten," gegen den Walther von der Vogelweide wegen seines Charakters und seiner Vergangenheit (!) nichts weniger, als sympathisch gestimmt war, dem er dennoch „seine wichtigsten Dienste" (!) zu Theil werden ließ und bei dem er, „trotz aller persönlichen Unbill (!) und trotz der Demütigungen und Täuschungen," womit der arge Welfe ihm lohnte, so lange treu aushielt, „als er ihn für den rechtmäßigen Kaiser halten durfte" (!!) — so sind das die bekannten Räsonnements eines Culturkämpfers, welche theils völlig unerwiesen sind, theils schon durch die von Herrn Pfeiffer herausgegebenen waltherschen Gedichte widerlegt werden. Sehen wir uns das Thatsächliche etwas näher an, so ergiebt sich folgendes.

Es war selbstverständlich, daß Walther als Süddeutscher bei der zwiespältigen Königswahl im Jahre 1198 auf Seiten Philipps von Schwaben stand und seine Stimme zu dessen Gunsten erhob. Philipp, in dessen Lobe die Zeitgenoßen einstimmig sind, zeichnete sich nicht nur durch persönliche Liebenswürdigkeit aus, sondern er besaß auch die reichen Schätze Kaiser Heinrichs VI., welche für Walther eine ganz besondere Anziehungskraft hatten. Der Hohenstaufe gab mit vollen Händen und suchte durch seine Spenden an Geld und Ländereien Feinde zu beseitigen und Freunde zu gewinnen, während die Welfen bekanntlich auf den letzten Rest ihres Erbguts beschränkt waren und Otto selbst bei seinem Oheim Richard von England betteln mußte, um die nötigsten Ausgaben bestreiten zu können. Wie hätte also Walther von der Vogelweide, der keineswegs wie jener andre süddeutsche Dichter dachte: „Mein einzig Gold die Morgensonne, mein Silber all der Mondenschein," gegen den besitzlosen Welfen „sympathisch" gestimmt sein sollen? Ihn zog vielmehr der Hof des reichen Hohenstaufen an. Er begab sich zu Philipp und war anfangs ganz entzückt von dem „süßen jungen Mann." Dennoch zeigte sich bald, daß auch König Philipp es dem Dichter nicht recht zu machen vermochte. Denn dieser beschuldigte sehr bald den freigebigen Hohenstaufen der „Widerwilligkeit im Geben" und glaubte ihn offen zu noch größerer Freigebigkeit ermahnen zu müßen. Zwar war Philipps Freigebigkeit so groß, „daß er damit nicht wie Alexander alle Reiche gewann, sondern selbst die anererbten Lande nur noch dem

[1]) Ein merkwürdiger Widerspruch liegt darin, daß es der ultramontane münchener Dichter und Kanonicus Schrott war, welcher jüngst die Festrede hielt, als man zum Gedächtnisse Walthers an dem Orte, in welchem man seine Geburtsstätte entdeckt haben will, ein Monument errichtete.

Namen nach behielt" (Uhland). Dennoch redet ihn Walther von der Vogelweide in Seite 114.
einem Gedichte (Nr. 101 bei Pfeiffer) so an: „König Philipp, die nahe Spähenden (ohne Zweifel war der Hauptspäher niemand anders, als Walther selbst), zeihen dich, du seist nicht aus freiem Antriebe milde" (freigebig), und ermahnt ihn dann: „Denk an den milden Saladin, der sagte, daß Königshände durchlöchert sein sollten, so würden sie gefürchtet und auch geliebt." In dem folgenden Gedichte heißt es dann weiter: „König Philipp, sie beglückwünschen dich alle und erwarten nun liebes von dir nach dem erduldeten Leide. Du hast Gut und Ehre, um diesen Erwartungen entsprechen zu können. Bedenke, wie Alexander es machte; der gab und gab, bis er alles weggegeben." Sind das etwa Beweise, daß der Dichter von dem Eigennutz und der unersättlichen Habgier seiner Zeitgenoßen frei war? Wir hören weiter nichts von Walthers Verhältnisse zu König Philipp. Als dieser im Jahre 1209 durch Otto von Wittelsbach ermordet wird und die ganze hohenstaufische Partei zu dem Welfen Otto übertritt, stellt sich auch der hohenstaufische Dichter ein. Und womit? Mit einem Gedichte, das man heut zu Tage einfach einen Bettelbrief nennen würde. Weil ihn aber Walther von der Vogelweide geschrieben hat, so wird er uns als ein Muster von Zartsinnigkeit und Feinheit gepriesen. „Walther," so belehrt uns Herr Pfeiffer, „ist des unstäten, heimatlosen Wanderlebens müde, es verdrießt ihn, immer die Gastfreundschaft Fremder in Anspruch nehmen zu müßen und niemals selbst als Hauswirt Gäste empfangen zu können. Er sehnt sich nach einem Heimwesen (sehr begreiflich!) und wendet sich deshalb bittend an König Otto." Die Schlußzeile des betreffenden Gedichts heißt: „Herr, befreit mich von der Armut, daß Gott euch von eurem Widersacher befreie," woraus Herr Pfeiffer mit Recht schließt, das Gedicht falle in die Zeit, als schon der Hohenstaufe Friedrich II. dem Welfen Schach bot. Aber merkt denn Herr Pfeiffer gar nicht, was Walthers Wahl bestimmte? War es das Recht, die Treue, welche ihn an den rechtmäßigen König Otto feßelte, oder war es nicht viel mehr „die Sehnsucht" nach einem angenehmen „Heimwesen?" In einem spätern Gedichte versichert Walther: „Ich habe Herrn Ottos Versprechen, er wolle mich noch (wie unbestimmt!) reich machen" (aha!). Dazu bemerkt Herr Pfeiffer: „Jener hatte ihm sein Wort gegeben, er wolle ihn seiner Armut entheben (wann?). Das Versprechen blieb indes unerfüllt (bis zu Walthers Abfall). Walther ist des bösen Herrn satt (weil er nicht rasch genug reich wird) und glaubt sich berechtigt, den beßern aufzusuchen, den er bisher aus politischer Gewißenhaftigkiet (!) verschmäht hatte." Eine schöne Gewißenhaftigkeit, die ihren Sitz im Magen oder im Geldbeutel hat! Walther hielt treu bei Otto aus, sagte Herr Pfeiffer oben, „so lange er ihn für den rechtmäßigen Kaiser halten durfte," und hier erfahren wir, daß es lediglich der Eigennutz war, von dem er seine Entschließungen abhängig machte. „Es ist bemerkenswert," fügt Herr Pfeiffer in einer Anmerkung hinzu, „daß der Dichter, der nun (als seine persönlichen Wünsche nicht in Erfüllung giengen) in Friedrich den rechtmäßigen (!!) König erblickt, Otto mit einfachem Herr anredet." Ja freilich ist das bemerkenswert; denn es zeugt weder von „politischer Gewißenhaftigkeit," noch von „sittlicher Würde," sondern nur von jener wetterwendischen Achselträgerei, welche ihre Wurzel meist in „gemeinem Eigennutze" hat. Welche „wichtige Dienste" Walther dem Kaiser Otto geleistet hat, davon schweigt Herr Pfeiffer, weil die Geschichte davon schweigt. Was es mit dem unbestimmten Versprechen auf sich hat, ist eben so fraglich. Doch ist es recht wohl möglich, daß Otto, als er nach dreijähriger Abwesenheit von Italien zurückkehrte, um dem Abfall der treulosen Fürsten in Deutschland zu wehren, und als er nun in

Seite 114. der Weise, wie unser Lied es zeigt, von Walther angesungen wurde, diesen durch ein derartiges Versprechen an sich zu fesseln suchte. In dem „uneigennützigen" Dichter, der „von der unersättlichen Gier seiner Zeit" nichts wußte, scheint die sehr allgemein gehaltene Aeußerung Erwartungen erweckt zu haben, zu denen sie ihn schwerlich berechtigte. Wenn dieselben nicht in Erfüllung giengen, so lag die Schuld nicht an Otto. Geiz hat von Heinrich dem Löwen an nie zu den Fehlern der Welfen gehört. Wer die Geschichte jener Tage kennt, weiß auch, daß Kaiser Otto sich bald in einer Lage befand, welche es ihm unmöglich machte, seine Mittel an fahrende Sänger zu verschleudern. Als seine staufische Gemahlin Beatrix wenige Tage nach der Hochzeit im Lager vor Weißensee ganz unerwartet starb, verließen die treulosen süddeutschen Vasallen sofort das Belagerungsheer und giengen zu Friedrich II. über. Nur Walther war so „gewißenhaft," daß er noch immer bei dem „rohen und gewalthätigen" Otto aushielt, weil er noch immer durch ihn — reich zu werden hoffte. Als es damit aber nicht rasch genug gieng, änderte er plötzlich seine Ansichten von Legitimität und verließ den „bösen Herrn," um sich nun mit einem poetischen Bettelbriefe an Friedrich II. zu wenden, und als dieser seinen Erwartungen beßer entsprach, als Otto, war die Frage nach der Legitimität der Dinge für den uneigennützigen Sänger entschieden. Dabei ist es bemerkenswert, wie Walther auch jetzt wieder die politische Lage zu Gunsten seines Privatinteresses auszubeuten wußte. Hatte er seine poetische Epistel an Kaiser Otto mit den Worten geschloßen: „Befreit mich von der Armut, daß Gott euch von eurem Widersacher befreie," so lautet der Schluß des Gedichtes an Friedrich II.: „Die Not bedenket, lieber König, auf daß eure Not zergehe." Man sieht, es ist immer dasselbe Dichten und Trachten nach eignem Vortheil, das sich durch die Schöpfungen des gefeierten Dichters hinzieht. Von Uneigennützigkeit, von Ehrenhaftigkeit, von jener Treue, die dann erst recht sich bewährt, wenn der persönliche Vortheil zu leiden beginnt, von der deutschen Mannentreue, wie sie in den Nibelungen so ergreifend hervortritt, ist weder in dem persönlichen Verhalten noch in den Gedichten des wegen seiner Freisinnigkeit gepriesenen Dichters die geringste Spur zu finden. Was die modernen Gibellinnen davon vortragen, sind lauter Phantasieen. Dennoch sollen wir es glauben; denn Brutus sagts, und Brutus ist ein ehrenwerter Mann, sei es Brutus-Walther, oder Brutus-Pfeiffer. Aber wir laßen uns durch leere Erdichtungen nicht bestechen. Denn poeta amicus, sed magis amica veritas.

Seite 135.

Henning von Steinberg.

Man vergleiche zu diesem Gedichte die „Genealogische Vorstellung einiger uralter hochadliger Häuser, sonderlich derer von Steinberg, von Conrad Barthold von Berens," Hannover 1703 in folio. Nach Seite 43 hatte Aswin von Steinberg zwei Söhne, Aswin und Henning, welche 1360 mit ihren Vettern eine Gütergemeinschaft errichteten und noch 1386 sich gemeinsam unterschrieben, als Conrad von Saldern einige Güter an das Domcapitel zu Hildesheim verkaufte. Dieser Henning von Steinberg, wird dann weiter erzählt, ist vermutlich derselbe, welcher in Eine von Wildenstein dermaßen verliebt gewesen, daß er, als sie zu lange ausgeblieben, oder, was glaublicher erscheint, gestorben war, vor Unmut in die damals fundirte Carthaus vor Hildesheim gegangen ist und sein Leben darin geendet hat. Wie er mit seinem Knecht vor die Carthaus kommen, hat er demselben sein Pferd und sein Siegel zuge-

stellt und befohlen, solches seinem Bruder zu überantworten, auch daneben zu vermelden, daß er nunmehr allem Zeitlichen Ade gesagt, wie er den Falken, den er auf der Hand zu führen pflegte, itzo fliegen ließe. Seine Worte sollen gewesen sein: „Nun fleug hin der Welt Freude und Wollust, ich aber will Gott und der heiligen Jungfrau dienen." Seite 138.

Der blinde Sänger und sein Hund. Seite 139.

Kaiser Wenzel der Faule hatte 1393 zu Ende Juli sein Hoflager zu Karlstein in Böhmen aufgeschlagen, wo er den sogenannten Satebrief, einen Vertrag der Herzöge Bernhard und Heinrich von Braunschweig-Lüneburg mit ihren Ständen, bestätigte. Die kaiserliche Urkunde datirt vom 26. Juli 1393. Kurd von Schwiechelt und Hans von Steinberg hatten sich nun mit andern hildesheimschen Stiftsjunkern verbündet, die braunschweigschen Herzöge auf der Heimreise zu fangen. Die beiden Genannten waren die Vorkämpfer der kriegslustigen, durch das geistliche Regiment schwer zu zügelnden stiftischen Ritterschaft. Schon im Jahre 1382 hatten sie mit ihren Standesgenoßen die nächste Umgebung von Braunschweig verheert, zwanzig Bürger dieser Stadt erschlagen und eine doppelte Zahl gefangen fortgeschleppt, und im Jahre 1387 hatten sie sogar den Herzog Bernhard im Kampfe gefangen und ihn nach dem Schloße Bodenburg geführt, wo er geraume Zeit in enger Haft verbrachte. Jetzt wollten sie das Spiel wiederholen. Die beiden lüneburger Herzöge langten glücklich wieder in ihrem Lande an; kaum waren sie aber daheim, als ihnen die hildesheimschen Stiftsjunker Fehde ankündigten. Mit Bernhard und Heinrich zog ihr Bruder, Herzog Friedrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, gegen die unruhigen Junker zu Felde. Bei Breinum, unfern Goslar, wurde am 14. October 1393 ein harter Strauß gefochten. Der Sieg blieb den Fürsten, welche 88 Ritter und Junker als Gefangene fortführten. Auf dem Schlachtfelde lagen 150 Geharnischte erschlagen, unter ihnen Kurd von Steinberg. Hans von Schwiechelt ward samt dem Verräter Ludger gefangen. Letzterer starb durch Henkershand, während Hans von Schwiechelt jene 7000 Gulden, mit welchen einst Herzog Bernhard seine Haftentlaßung erkauft hatte, jetzt für die eigne Freilaßung daransetzen mußte. — Zwei Jahre darauf, 1395, ließ Herzog Bernhard bei der St. Michaeliskirche zu Leitmeritz auf Bennos Grabe eine steinerne Säule errichten, auf deren Piedestale ein Blinder mit seinem Hunde ausgehauen war und deren Kapital aus Hundsköpfen bestand. Sie hieß die Säule des Blinden, fiel aber 1511 bei einer Erderschütterung ein. Eine Sage erzählt, sie sei schon im fünften Jahre nach ihrer Errichtung eingestürzt, als Herzog Friedrich, der 1400 nach Wenzels Entthronung zum Kaiser erwählt war, auf dem Heimritt von Frankfurt bei Klein-Eglis ermordet wurde. — Mit dem Kampfe „im Deisterwald," auf den Benno bei seinen Enthüllungen hinweist, hat es folgende Bewandtnis. Im Jahre 1373 kündigte Magnus Torquatus, der Vater der drei Brüder Friedrich, Bernhard und Heinrich, dem Grafen Otto von Schaumburg Fehde an und zog an der Spitze einer großen Schaar gegen ihn aus. Bei dem Dorfe Levese, am nördlichen Abhange des Deisters, stießen beide Parteien am 25. Juli 1373 auf einander. Herzog Magnus spähte nur nach seinem Gegner. Als er ihn erkannte, legte er seine Lanze gegen ihn ein, hob ihn aus dem Sattel und sprang dann vom Rosse, um sich seiner zu bemächtigen. Da er nicht wußte, ob der auf dem Boden liegende Graf noch lebe,

Seite 139. beugte er sich über ihn, um auf seinen Athem zu horchen. Da sprang ein Schaumburger herzu und erstach den Herzog hinterrücks mit dem Schwerte. Der Dichter nennt ihn „Mörder" und macht ihn zum Vater des Verräters Lüdger.

Seite 143.

Die Ermordung des Kaisers Friedrich.

Zu den beklagenswertesten Geschicken, nicht nur des Welfenhauses, sondern des deutschen Gesamtvaterlandes, gehört der finstre Mord, welcher den edlen Herzog Friedrich, der zum Höchsten berufen zu sein schien, in unheilvoller Stunde hinwegraffte. Im Reiche sah es traurig aus unter dem faulen Wenzel. Daher kamen die Kurfürsten Johann von Mainz, Friedrich von Köln, Werner von Trier, Ruprecht von der Pfalz und Rudolf von Sachsen im Jahre 1399 überein, den großen Gebrechen, Mishelligkeiten und Irrungen zu steuern. Im Einverständnisse mit Pabst Bonifacius IX. beschloßen sie die Wahl eines neuen Königs. An der Spitze der verbündeten Fürsten stand der Erzbischof Johann von Mainz, der als Kanzler des Reichs vor Allen berufen schien, die Schäden desselben zu heilen. Allein der ehrgeizige Priester dachte weniger an des Reiches Wohlfahrt, als an die Durchsetzung des eignen Willens. Er hatte die Krone dem ihm befreundeten Ruprecht von der Pfalz zugedacht und sann nur auf Mittel und Wege zur Durchführung dieses seines Planes. Zu dem Ende versammelte er die verbündeten Fürsten in Frankfurt und wußte sie unter dem Vorwande, einer zwiespältigen Wahl vorzubeugen, zu der Uebereinkunft zu bewegen, daß, wenn die Wahl auf ein Mitglied der Häuser Bayern, Sachsen, Meißen, Hessen, Hohenzollern oder Württemberg falle, sie von sämtlichen Verbündeten anerkannt werden solle. So glaubte der schlaue Politiker den Throncandidaten am besten zu beseitigen, der vor allen Andern berufen schien, die Zügel des Reichs zu ergreifen, und den er deshalb am meisten fürchtete, nämlich den edlen Herzog Friedrich von Braunschweig, den Beschützer des Rechts und die Zierde der deutschen Fürsten. Denn das Welfenhaus war mit Stillschweigen übergangen, und wurde Herzog Heinrich dennoch gewählt, so hatte der Kanzler des Reichs wenigstens eine Handhabe zur Anfechtung der Wahl.

Auf den 26. Mai 1400 wurden nun sämtliche Stände des Reichs zur Beratung über die neue Kaiserwahl nach Frankfurt eingeladen. Auch Herzog Friedrich war unter den Geladenen. Nichts böses ahnend ritt er gen Frankfurt. Als die Verhandlungen begannen, richteten sich die Augen der Stände voll Vertrauen auf ihn, den ritterlichen Fürsten, dem das Gesetz heilig galt, der beschworene Rechte ehrte und die Friedensbrecher zu züchtigen verstand. Allein Mainz und Kurpfalz widersetzten sich seiner Wahl, darauf fußend, daß das Welfenhaus in dem früheren Vertrage nicht mitgenannt sei. Ohne einen andern Grund anzuführen, als jene Vereinbarung, durch welche Heinrichs Wahl doch keineswegs ausgeschloßen war, that der Reichskanzler Einsprache und bewirkte dadurch, daß die vorläufige Wahl nicht sofort für vollgültig erklärt wurde. Leibniz legt aber dieser vorläufigen Wahl die Kraft bei, daß er den Gewählten als Kaiser Friedrich III. aufführt. Voll Unmut über das Verfahren des ränkesüchtigen Erzbischofs ritt Herzog Friedrich in Begleitung des Kurfürsten von Sachsen und eines stattlichen Gefolges von Fürsten und Herrn aus den Thoren Frankfurts und schlug den Weg gen Norden ein. Da geschah es am 5. Juni des Jahrs 1400, dem Tage vor Pfingsten, daß der reisige Zug in der Nähe von Klein-Eglis in der Weise überfallen wurde, wie es in dem Gedichte beschrieben wird. Kurfürst

Rudolf von Sachsen und Herzog Bernhard, Friedrichs Bruder, mußten verwundet das Schwert senken. Die meisten Edlen lagen erschlagen in ihrem Blute. Nur um Herzog Friedrich, der sich lebend nicht ergeben wollte, wurde noch scharf gestritten. An seiner Seite sank der Domprobst von Verden und verbluteten die letzten Ritter. Da fiel auch Friedrich unter den Mordstreichen Eines von Hertinghausen, und wurde also „das edle Blut von Braunschweig wider Gott und wider Ehre jämmerlich ermordet." Seite 143.

Herzog Heinrich auf dem Falkenstein. Seite 147.

Die Gefangennahme des Herzogs Heinrich von Lüneburg hängt aufs engste mit der Ermordung seines Bruders Friedrich zusammen. Ja, es ist als ob die Klagelaute, welche jene schwarze That durch ganz Deutschland weckte, auch aus diesem herrlichen Volksliede hervortönten, welches das harte Geschick des Bruders des Ermordeten singt, bis es am Schluße den Triumph der gerechten Sache feiert.

Der Frevel von Klein-Eglis, an einem Fürsten begangen, auf den sich die Blicke der Mehrheit bei der Kaiserwahl gerichtet hatten, konnte nicht ungerächt bleiben. Von der öffentlichen Stimme wurde ganz allgemein der Erzbischof Johann von Mainz als Urheber des Mordes bezeichnet. Auf ihn wies schon der Umstand hin, daß Herzog Friedrich als Schutzvogt von Erfurt die Rechte der dortigen Bürgerschaft gegen die Eingriffe des Erzbischofs vertheidigt hatte. Der Verdacht gegen den schlauen und verschmitzten Reichskanzler, den die Geschichte überall als einen Mann zeichnet, der, wenn es darauf ankam, eine Mission zu erfüllen, vor keinem Gewaltstreiche zurückschreckte, steigerte sich noch durch verschiedene Indicien. Graf Heinrich von Waldeck, welcher den Ueberfall leitete, hatte sich mit des Erzbischofs Brudertochter vermählt und war erst kurz vorher (1399) zum Landvogt über verschiedene mainzische Aemter und Schlößer ernannt. Gleichzeitig hatte der Erzbischof die beiden Mörder des Herzogs, Friedrich von Hertinghausen und Kunzmann von Falkenberg, in Dienst und Stellung genommen, wie er denn auch nach der ehrlosen That mit den drei Mordgesellen im freundschaftlichsten Verkehr lebte. Dazu kam das geheime Einverständnis zwischen dem Erzbischof und dem Pfälzer, demzufolge der lästige Nebenbuhler dieses auch jenem verhaßt sein mußte. Zwar versuchte der Erzbischof durch einen Reinigungseid den auf ihm ruhenden Verdacht abzuwenden. Allein die öffentliche Stimme bezeichnete ihn nach wie vor als den Urheber der Mordthat, und diese Beschuldigung erhielt eine neue Stütze, als der Mainzer sich nicht scheute, die Mörder aufs neue in seine Dienste zu nehmen. Eine der ersten Aufgaben des Kaisers Ruprecht schien es zu sein, den Hader beizulegen, der aus der Ermordung des Herzogs Friedrich erwachsen war. Allein wie ließ sich erwarten, daß Ruprecht als Richter derer auftreten würde, die ihm die Krone aufs Haupt gesetzt hatten? Die Züchtigung konnte höchstens die Werkzeuge des Mordes, aber nicht dessen Urheber treffen, und auch jene, die Mannen und Dienstverpflichteten des mainzischen Bischofs, wurden vom Kaiser so schonend behandelt, daß das Rechtsgefühl der Kläger, welches eine ernstliche Sühne forderte, dadurch nicht befriedigt werden konnte. So blieb den Bluträchern nichts andres übrig, als zur Selbsthülfe zu schreiten. In zwei Parteien spaltete sich das Reich, von denen die eine in den Fürsten des Welfenhauses, die andre in dem Erzbischof von Mainz ihren Mittelpunkt fand. Man hatte die Schäden des Reichs heilen wollen und angeblich nach

Seite 147. einer einträchtigen Wahl gestrebt. Aber durch die Mittel, die man gewählt hatte, Blut und Eisen, war das Uebel nur ärger geworden. Ein tiefer Zwiespalt gieng durch das ganze Reich. Immer wieder wurde zum Schwerte gegriffen, Fehde schloß sich an Fehde, und noch mancher Tapfre mußte sein Leben aushauchen, bis des Mordens, Brennens und Sengens genug war.

Zu diesen endlosen Fehden, welche die Ermordung des Herzogs Friedrich hervorrief, gehörte auch die, welche Herzog Heinrich, der Bruder des Ermordeten, im Jahre 1404 gegen den Grafen Bernhard von der Lippe führte. Unter dem Orberge bei Hameln stießen die beiden feindlichen Heerhaufen am Elisabethtage (19. Nov.) zusammen. Der Graf von der Lippe erstritt nicht nur den Sieg, sondern nahm auch den Herzog gefangen und führte ihn nach dem festen Bergschloße Falkenburg,[1]) welches in der Nähe der Grotenburg lag, wo jetzt das Denkmal des Hermann steht. Herzog Heinrich wurde hier ein ganzes Jahr lang gefangen gehalten und nicht nur unfürstlich, sondern auch unmenschlich behandelt. „Dar wart he harde unminsliken geholden boven dat jar," sagt die Chronik des Rufus. Ja, nach einer andern alten Aufzeichnung wurden seine Füße sogar in den Block gelegt, und so sehr litt die Gesundheit des Gefangenen, daß er nachher auf Krücken gehen mußte. Diese schmachvolle Behandlung, welche einem Fürsten des Welfenhauses zu Theil wurde, würde fast unglaublich klingen, wenn sie nicht in der Erbitterung der Parteien eine genügende Erklärung fände. Bestätigt wird jene Nachricht durch ein Schreiben des Kaisers Ruprecht vom 15. December 1405 an die Stadt Lemgo, worin es heißt, er habe die Angeschuldigten, den Grafen Bernhard von der Lippe und seine Genoßen, vor das Reichsgericht geladen. Inzwischen habe man den Gefangenen immer härter und härter gehalten und ihn „mit schwerer, unmenschlicher Leibes Not und Pein zu einer unziemlichen Schatzung und Urfehde, so wie zu dem eidlichen Gelöbnis, einen königlichen Gnadenbrief zu erwirken," gezwungen und gedrungen. Daß des Gefangenen Bruder, Herzog Bernhard, schon am 26. Februar 1405 einen Befehl beim kaiserlichen Hofgerichte erwirkt hatte, den Gefangenen in Freiheit zu setzen, hatte keinen Erfolg gehabt. Die Freilaßung erfolgte erst, nachdem Herzog Heinrich dem Grafen Bernhard zur Lippe und dem Grafen Hermann von Everstein ein Lösegeld von 100,000 rheinischen Gulden zu zahlen gelobt. Dieser Vertrag kam zwar schon am 22. Juni 1405 zu Stande; aber erst nachdem 25,000 Gulden von dem Lösegelde ausbezahlt waren, erlangte der Gefangene endlich seine Freiheit.

Unser Lied bezeugt die Theilnahme, welche das harte Geschick des Gefangenen im Volke fand. In ergreifenden Tönen singt es sowohl die unmenschliche Behandlung des unglücklichen Fürsten, der im Thurme verfaulen soll, als die Freude über dessen endliche Befreiung. Aber nicht die Macht des Geldes, sondern die Macht der Liebe ist es, welche nach der Auffaßung des Volkes den Kerker des gefangenen Welfenherzogs endlich gesprengt hat. Es sind die lebendigsten, ergreifendsten Züge der Treue, die uns aus diesem unvergleichlichen Volksliede, welches einst in hochdeutscher und niederdeutscher Mundart weit verbreitet war, entgegentönen. Liebe ist stärker, als der Tod. Sie ist opfermutig und erfinderisch und besiegt mit bloßen Worten den, der mit

---

[1]) Von der Falkenburg, welche einst dem Welfen als Käfig diente, sind nur noch geringe Grundmauerreste vorhanden. Die Erinnerung an den edlen Gefangenen ist aber noch nicht ganz erloschen. Das Lied, in dem sie fortlebt, wurde wenigstens im Anfange dieses Jahrhunderts noch in den lippischen Wäldern gesungen.

Schwert und Lanze nicht zu besiegen ist. Durch ihre Ritterlichkeit zwingt die junge Frau den Herrn von Falkenstein, d. h. den Besitzer der Falkenburg,[1]) ihr den Geliebten ihres Herzens herauszugeben. Die dramatische Kürze des Liedes versetzt uns mitten in die Handlung. Wenn in einer jüngern Recension aus der Gattin mit Kindern eine unvermälte Jungfrau gemacht ist, so hat das der Schönheit des Liedes keinen Gewinn gebracht. Es ist „die getraute Treue," von welcher die ursprüngliche Gestalt des Liedes in den zartesten und innigsten Tönen zu singen und zu sagen weiß. Seite 147.

Der treue Knappe. Seite 167.

Die geschichtliche Grundlage dieses Gedichtes, so weit es die Heldenthat Erichs schildert, ist folgender Brief des Herzogs an seine Gemahlin Kathrine, eine geborene Prinzessin von Sachsen.

Meine Herzliebe!

Ich laße Dich wißen, daß alle unsre Sachen wohl stehen, und ich habe das gethan, das kein Herr im ersten Jahre gethan hat, und ist nicht ohne. Ich bin hart verwundet gewesen und habe den Kaiser mit dem Arm, darin ich hart geschoßen, bei Leib und Leben gehalten. Darüber bin ich zwar gestochen, unter dem Rückenstück hinein in die Lenden, mehr als eine Spanne tief; der andre Stich ist vorn angefangen, hart bei dem Leibe und bei der Huft ausgegangen; der Schuß in den Arm ist zu mittelwegen unter sich in die Achsel spannentief; also auch auf den andern Arm mit einer Büchsen und böhmischen Armbrust getroffen, ohne andre viele Streiche, die ich bekommen. So ward mir auch mein Welf (das Streitroß) viermal verwundet. Nun, meine Liebe und Auserwählte, Du wolleſt keine Beschwer haben; denn alle unsre Sachen stehen nach allem unserm Gefallen, und ich will Dir in 14 Tagen Botschaft thun, daß Du mir folgen sollst. In dieser Stunde bin ich aller meiner Sachen mit dem Kaiser zufrieden worden; hat mir zugesagt, er wolle mein Vater und Bruder sein.

Damit sei Gott befohlen und mache Dir keine Beschwerden; denn mir schadet nichts, dessen sei ohne allen Zweifel. Laß Ruschenplaten (den Landdrosten) wißen, wie meine Sachen stehen.

Liebe, daß die Kirche gemacht und verfertigt werde! Herzog Erich.

Herzog Erichs Grab. Seite 174.

Herzog Erich, der ritterliche Held, den Osmanen und Franzosen, Böhmen und Venetianer fürchten gelernt, der, seit er die goldenen Sporen trug, keinem Kampfe entritten war und der auch in der blutigen Schlacht bei Soltau lieber sein Leben laßen, als die Flucht geben wollte, wurde am 26. Juli 1540 auf dem Reichstage zu Hagenau vom Tode überrascht. Sein Leichnam wurde im Herbstmonate des folgenden Jahrs (28. Septbr. 1541) nach Münden gebracht und dort in der St. Blasius-Kirche beigesetzt, wo der Herzog sich schon bei seinen Lebzeiten, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, einer Tochter des Herzogs Albrecht von Sachsen, ein prachtvolles Epitaphium

[1]) Die Vertauschung der Endsilben burg, berg und stein ist im Mittelalter sehr gewöhnlich.

Seite 174. hatte anfertigen laßen. Das Grab wurde mit einer Messingplatte bedeckt, auf welcher Elisabeth, seine zweite Gemahlin, eine Tochter des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, die Worte eingraben ließ: „Elisabeth transtulit et hoc donum dedit." Die Platte, welche $3^5/_8$ Ellen lang und $1^1/_8$ Ellen breit ist, trägt außerdem noch eine lateinische Inschrift, welche von dem fürstlichen Leibarzte, dem gelehrten Dr. Mithob, verfaßt ist. Das Epitaphium, aus weißem Marmor in Italien angefertigt, ist eine Elle hoch über dem Grabe in die Wand eingemauert. Dasselbe besteht aus einem Crucifix, welches in erhabener Arbeit den Erlöser am Kreuze zeigt. Unter demselben zur Rechten kniet Herzog Erich in voller Ritterkleidung, während zur Linken die beiden Gemahlinnen des Herzogs mit gebogenen Knieen und gefalteten Händen abgebildet sind. Ganz unten enthalten drei Wappenschilde Platz für die Namen und Sterbetage der drei fürstlichen Personen, von denen aber der mittlere, für die Herzogin Elisabeth bestimmte Platz nicht ausgefüllt ist.

Seite 175.

Abschied der Herzogin Elisabeth von Hannover.

Elisabeth, Tochter des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, ist eine der glänzendsten Perlen unter den Fürstinnen des Welfenhauses und tritt ihrer Mutter, der Kurfürstin Elisabeth, wie ihrer Tante, der Königin Elisabeth von Dänemark, welche beide für ihren evangelischen Glauben ein schweres und langjähriges Martyrium erduldeten, würdig an die Seite. Sie war in erster Ehe mit Herzog Erich I. von Kalenberg vermählt, dessen erste Gemahlin Kathrine, ohne Kinder zu hinterlaßen, am 10. Februar 1524 verstorben war. Schon 55 Jahr zählte Erich, als er 1525 in Stettin einritt, um mit der fünfzehnjährigen Markgräfin in fürstlicher Pracht seine Vermählung zu feiern. Aber das Misverhältnis des Alters wurde ausgeglichen durch den noch jugendlich frischen Sinn Erichs, dem Elisabeth in einer fünfzehnjährigen glücklichen Ehe vier Kinder gebar. Die kindlich heitere und unbefangene Fürstin füllte ihren Platz am Hofe in Münden mit seltener Besonnenheit aus und wurde je länger je mehr die Stütze und Hülfe des alternden Helden, der, seit ihm in Kaiser Maximilian der Freund seiner Jugend durch den Tod entrißen war, in der frommen und verständigen Elisabeth die treuste Freundin seines Alters gefunden hatte. Erfaßte ihn zu Zeiten der Unmut über den Druck der schweren Zeit, so schüttete er ihr sein Herz aus, welche die Mitwißerin aller seiner Sorgen und eine eben so kluge Beraterin, als liebreiche Trösterin war. Nach Erichs Tode († 1540) hat sie für ihren Sohn, den minderjährigen Erich II., die Regentschaft geführt und von Münden aus mit Anton Corvin „mannhaft Gottes Wort ins Land gepflanzt," eine wahre Säugamme der evangelischen Kirche. Die in Elisabeths Auftrage von Anton Corvin verfaßte Kirchenordnung enthält ihr Bild und ihren Wahlspruch: „Alles in Ehren kann niemand verkehren." Im Jahre 1546 vermählte sie sich als 36jährige Wittwe zum zweiten Male mit dem Grafen Poppo von Henneberg, an dessen älteren Bruder Georg Ernst sie bereits ihre gleichnamige Tochter verheiratet hatte. Auch diese jüngste Elisabeth reihte sich würdig den drei älteren Fürstinnen an, deren Namen sie trug. Spangenberg giebt ihr in seiner hennebergschen Chronik das Zeugnis: „Sie war eine rechte Liebhaberin des göttlichen Wortes und eine mitleidende Mutter der Armut und hat mit ihrem Herrn 23 Jahre in friedsamer Ehe gelebt." Als nach der unglücklichen Schlacht von Sieversshausen (9. Juli 1553) Herzog Heinrich der Jüngere

von Braunschweig in den welfischen Landen die Oberhand gewann, zog er die Leibzucht der ihm verhaßten älteren Elisabeth ein, und diese verlebte nun kummervolle Tage in Hannover, bis sie im Jahre 1555 mit ihrem zweiten Gemahl nach Henneberg zog, wo sie am 25. Mai 1558 das Zeitliche segnete. Unser Gedicht, das ihr selbst zugeschrieben wird, wurde zum Andenken an die scheidende „Landesmutter" in der Marktkirche in Hannover über dem Gotteskasten aufgehängt. Auch einen Kelch nebst Plate (Hostienteller, Patene) schenkte sie beim Abschiede dem Altare derselben Kirche, an welcher seit 1554 ihr ehemaliger Hofprediger in Münden, Martin Listrius, angestellt war. Auf dem „Platen" stehen diese Worte: Seite 174.

Wir, Elisabeth, geborne Markgräfin zu Brandenburg,
Haben diesen Kelch aus lieb und wert,
Als man 1500 und 55 geschrieben,
Der Kirchen zu St. Jürgen binnen Hanover verehrt,
Als wir also lange allhier im Elend geblieben,
Darbei unser zu gedenken,
Christi Blut daraus zu schenken
Zu euer aller Seligkeit.
Gott wende all mein Herzeleid!

Das Gastmahl zu Hildesheim. Seite 188.

Dieses Gedicht ist zwar der Form nach sehr ansprechend, wie alle Poesien des bewährten Meisters, der uns Robert den Teufel und Reinwart Löwenkind gesungen hat. Was aber den Inhalt anbetrifft, so beruht es auf einer abscheulichen Geschichtsfälschung, durch welche auch Schreiber dieses sich eine Zeit lang hat täuschen laßen. In einer biographischen Skizze des Herzogs Georg, welche ich im ersten Jahrgange meines althannoverschen Kalenders veröffentlichte, habe ich zu meinem Bedauern aus Unbekanntschaft mit den primären Quellen das wiedergegeben, was Schriftsteller wie Schlegel, Spittler, v. d. Decken und Havemann über den Tod des Helden berichten. Aber ein gründlicher Artikel in dem katholischen Sonntagsblatte, das zu Hildesheim erscheint (Jahrgang 1874, Nr. 41—51), hat mich eines beßeren belehrt. Fast will es mir scheinen, als sei der Artikel durch meinen Kalender hervorgerufen, und dann darf ich mir das freilich unfreiwillige Verdienst vindiciren, zu einer Revision der Acten den Anstoß gegeben zu haben. Es heißt nämlich an dem angeführten Orte, diese von vielen protestantischen Geschichtsschreibern mit mehr oder weniger Bestimmtheit wiederholte, von Roman- und Kalenderschreibern ausgebeutete Geschichte sei aus offenbarem Haß gegen die katholische Kirche erdichtet. Von mir ist sie weder mit Bestimmtheit wiederholt noch ausgebeutet; vielmehr glaube ich mich ziemlich vorsichtig ausgedrückt zu haben; denn ich habe nur gesagt, der unerwartete Tod des Herzogs und mehrer seiner Waffengefährten habe bei seinen Zeitgenoßen den Verdacht erregt, daß der bei einem Gastmahle genoßene Wein vergiftet sei. Daß ein solches Gerücht bei den Zeitgenoßen laut wurde, wird sich nicht leugnen laßen; aber eben so gewiss ist, daß ihm jeder geschichtliche Grund fehlt. Die ganze Erzählung gehört zu jenen Parteilügen,[1]) welche, mögen sie nun auf protestantischer oder katholischer Seite ihr giftge-

[1]) Will man ein Analogon aus neuerer Zeit, so erinnere man sich nur an die Attentatsgeschichten von Kullmann bis Wiesinger, welche von feilen Lohnschreibern mit frecher Beharrlichkeit auf Rechnung der Ultramontanen gesetzt werden. Aus der Zeit des dreißig-

Seite 188. schwollenes Haupt erheben, nicht entschieden genug gebrandmarkt werden können. Ich habe daher unser Gedicht in diese Sammlung auch nur aufgenommen, um Gelegenheit zu einer öffentlichen Widerlegung dessen zu nehmen, was ich in meinem Kalender wenigstens angedeutet habe.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Situation. Herzog Georg hielt damals zu Hildesheim Hof. Um den Feldzugsplan für das Jahr 1641 zu beraten, kamen hier im Herbst des Jahres 1640 die angesehensten Führer der protestantischen Partei zusammen. Es war am 30. October 1640 Abends 7 Uhr, als der schwedische General Johann Baner mit einem ansehnlichen Gefolge in Hildesheim einritt. In Begleitung des Generals Baner befanden sich die schwedischen Obristwachtmeister Pfuhl, Wittenberg, Schlang und Königsmark, sowie die Obristen von Zieretin, Zabeltitz, Wrangel, Mortaigne, Höcking, Steenbock und Bellingshusen; ferner waren zugegen der hessische Obrist Gunterod und der französische Marschall Guebriant als Obrist der weimarschen Armee nebst dem weimarschen Obrist Wilhelm Otto Graf v. Nassau; außerdem hatten sich noch eingefunden der Markgraf von Baden-Durlach, Baners Schwager, der Landgraf Christian von Hessen, der Herzog Philipp Ludewig von Holstein-Sonderburg, der Graf Otto von Schaumburg, der extra-ordinäre General-Intendant David Gloxin, der braunschweigsche Kanzler Dr. Bohne und der cellische Kanzler Dr. Langenbeck. Die Versammlung bestand also aus schwedischen, hessischen und weimarschen Officieren und höhern Beamten der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg. Der einzige Franzose, der zugegen war, war der Marschall Guebriant als Anführer der weimarschen Armee. Der Convent dauerte 5 volle Tage, nämlich vom 30. October bis 5. November. Die einzigen gleichzeitigen Schriftsteller, bei denen sich eine Erwähnung des Conventes findet, sind die beiden hildesheimischen Chronisten Dr. Conrad Jordan und Lüder Schnarmacher. Bei beiden sucht man vergeblich nach einer Spur der Vergiftungsgeschichte. Jordan zählt die in Hildesheim erschienenen Personen fast sämtlich auf und geht dann über die Zusammenkunft mit folgenden kurzen Worten hinweg: „Alle Tage gieng ein Fuder Wein darauf und insgemein (d. h. was andre Ausgaben anlangt) an die 1000 Thlr. Am 5. Nov. Morgens 8¼ Uhr zog Baner mit Gemahlin und Generalspersonen wieder ab." Lüder Schnarmacher sagt in seinem Diarium Hildesiense: „Mense Novemb. anni 1640 der schwedische General Baner mit etlichen seiner Obristen eine Zeitlang hier gewesen und zu Hofe trefflich tractiret, worauf aber J. F. G. Herzog Georg bald hernach in Leibesschwachheit geraten, daran sie auch am 2. April 1641 Todes verblichen." Schnarmacher berichtet also nur, daß Herzog Georg bald nach dem Convent, nicht in Folge des Conventes oder gar in Folge einer auf dem Convente stattgefundenen Vergiftung, gestorben sei. Auch bei andern gleichzeitigen Schriftstellern findet sich keine Spur von einer Vergiftung bei dem famosen „Gastmahl in Hildesheim." Zuerst wird die Vergiftungsgeschichte von dem schwedischen Geschichtsschreiber Samuel Puffendorf erwähnt. In seinem anno 1668 erschienenen Commentar de rebus Suecicis heißt

jährigen Krieges ist an die Zerstörung Magdeburgs und an die angebliche Grausamkeit Tillys zu erinnern, welche sich mit der Zähigkeit eines verhärteten Sünders durch alle Geschichtsbücher fortschleppt, wiewohl jeder Kundige weiß, daß es die Schweden waren, welche es recht eigentlich darauf angelegt hatten, Magdeburg der Zerstörung zu überliefern, während Tilly alles aufbot, die Stadt, und als diese nach Kriegsrecht der Plünderung verfallen war, einzelne Personen, namentlich Frauen und Kinder, zu retten.

es pag. 403: „Uebrigens gieng zu jener Zeit vielfach das Gerücht um Seite 188.
von einer Gasterei zu Hildesheim, gleich verderblich für die Gastgeber, wie für die Gäste, bei welcher beiden mittelst Bosheit und List gemischter Wein mit Hülfe eines französischen Mönches vorgesetzt war, worüber die Katholiken ihre Freude nur schlecht verhehlten. Obgleich wir über diese Unthat nur wenig genaues erfahren haben, so zeigt uns doch der Ausgang (!!), daß das Gerücht kein eitles gewesen, denn der Landgraf Christian von Hessen und der Graf von Schaumburg, welche von dem Getränke reichlicher genoßen hatten, starben bald darauf. Der Herzog und Baner, auf welche es besonders abgesehn war, und welche weniger getrunken hatten, starben erst im folgenden Frühjahr." Man muß sich doch wundern über die Leichtfertigkeit, mit welcher hier ein bloßes Gerücht zu einer geschichtlichen Thatsache umzustempeln versucht wird. Nicht wundern kann man sich, daß ein solches Gerücht entstand. Denn es ist bekannt, daß überall da, wo der Tod unvermutet in den Kampf der Parteien eingreift, sofort auf Vergiftung geargwöhnt wird. Es könnte eine Menge naheliegender Beispiele angeführt werden, wenn der Raum es gestattete. Aber daß ein Geschichtsschreiber, weil aus einer zahlreichen Versammlnng, welche täglich ein Fuder Wein aussoff und dieß Saufgelage 5 Tage fortsetzte, zwei Personen bald darauf starben — denn Herzog Georg und Baner kommen gar nicht in Betracht, wie wir später sehen werden —, daß also ein Geschichtsschreiber in diesem „Ausgange" einen Beweis erblickt, daß das Gerücht kein eitles gewesen sei, ist mehr, als Leichtgläubigkeit, ist Leichtfertigkeit. Ja freilich, wären nur die vier genannten Personen bei dem Gastmahle zugegen gewesen, wie spätere Schriftsteller es auf Grund jenes puffendorfschen Gerüchts darzustellen beliebten, und wären dann alle vier in den nächsten Tagen oder Wochen gestorben, und etwa ein fünfter, der Franzose Guebriant, mit dem Leben davon gekommen, so läge eine rätselhafte Thatsache vor, durch welche der Verdacht rege werden könnte, daß nicht ein französischer Mönch, sondern eben jener Guebriant ein Giftmischer gewesen sei. Allein so liegt die Sache keineswegs. Vielmehr sind alle Umstände der Art, daß sie von vornherein jeden Verdacht einer Vergiftung ausschließen. Die Gastereien wurden „bei Hofe" gehalten. Es ist nicht abzusehn, wie ein französischer Mönch da überhaupt Zutritt haben konnte, geschweige denn Gelegenheit, den Wein zu vergiften. Mönche und Jesuiten — denn natürlich muß es nach späteren Ausschmückungen ein Jesuit gewesen sein — hielten sich dazumal überall in Hildesheim nicht auf; die Jesuiten waren nach der Einnahme Hildesheims durch die schwedischen und braunschweigschen Truppen im Juli 1634 aus Stadt und Land verjagt; französische Mönche befanden sich in Hildesheim erst recht nicht; und wäre ein solcher in die Stadt gekommen — man begreift freilich nicht, von wem gesandt oder gerufen? — so würde er bei dem Haße, womit damals alles, was Katholik oder Mönch war, verfolgt wurde, gewiss nicht am protestantischen Hofe zugelaßen sein. Aber auch gesetzt den Fall, ein französischer Mönch hätte sich unter die protestantischen Gäste des Hofes gemischt — wie mag sich doch Samuel Puffendorf den Hergang der Vergiftung gedacht haben? Zwar sagt er uns selbst, daß er nur wenig genaues über die Unthat erfahren habe, und doch zeigt er sich so gut unterrichtet, als hätte er selbst unter den Zechbrüdern gesetzen; denn er erzählt, daß der Landgraf von Hessen und der Graf von Schaumburg von dem (gemeinsamen) Getränk reichlicher, Herzog Georg und Baner aber nur wenig getrunken haben. Er muß also auch wißen, wie die schwarze That in Scene gesetzt wurde, und da fragen wir: wie gieng es denn zu, daß all die andern Gäste ganz verschont blieben? Samuel Puffendorf sagt nicht,

Seite 188. wie viel die Andern getrunken haben. Aber da sie mit dem Leben davon kamen, so scheinen sie nur genippt zu haben. Und da auch Herzog Georg und Baner nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Pufendorf nur mäßig tranken, so will es fast scheinen, als hätten die beiden bald darauf verstorbenen Zechbrüder an dem betreffenden Tage das „Fuder Wein" allein vertilgt, was denn freilich ihren Tod auch ohne Gift erklären würde. Oder sollen wir glauben, der französische Mönch sei wirklich, wie der Dichter sich ausdrückt, „um die Kannen geschlichen" und habe jeden einzelnen Becher vergiftet, der gezapft wurde? Dann müßten wir doch sagen, daß der geschickte Giftmischer seine Kunst schlecht verstanden habe, weil er den beiden Hauptpersonen zu wenig einträukte. Jedenfalls muß man sich mehr darüber wundern, daß aus der zahlreichen Gesellschaft so viele gesund blieben, als daß zwei davon bald darauf starben. Dabei ist nicht außer Acht zu laßen, daß es sich nach dem Zeugnisse des Jordan gar nicht um ein einzelnes Gastmahl handelt, wie der pufendorfsche Ausdruck „Gasterei" uns glauben machen könnte, sondern um eine ganze Reihe von Trinkgelagen vom 30. October bis zum 5. November, bei denen „täglich" ein Fuder Wein und 1000 Thlr. insgemein darauf giengen, und daß die versammelten Personen nicht einen Tag, sondern fünf Tage lang, wie Spittler sich ausdrückt, deutsch lebten. Der bereits kränkelnde Herzog nahm vielleicht gar keinen Antheil an den Trinkgelagen; wenigstens wird dieß von keinem gleichzeitigen Schriftsteller ausdrücklich bezeugt; desto beßer ließen sich die fremden Gäste seinen Wein munden. Und beim bloßen Weine blieb es nicht. Außer dem „Fuder Wein" gieng noch „täglich" für 1000 Thlr. insgemein darauf. Wenn nun in Folge einer fünftägigen Schlemmerei, an welcher über zwanzig Fremde und wahrscheinlich eben so viele Einheimische, also vierzig bis funfzig Personen, Theil nahmen, zwei Personen, welche des Guten zu viel gethan, ihre Unmäßigkeit in nächster Zeit mit dem Leben büßten, so wird kein Besonnener darin etwas auffälliges finden. Es ist klar, daß Pufendorfs Schlußfolgerung eine eingehende Kritik nicht auszuhalten vermag. Bei einer nüchternen Betrachtung fällt das pufendorfsche Gerücht in sich selbst zusammen. Aber es läßt sich auch nachweisen, daß Puffendorf selbst das Gerücht nicht für wahr gehalten hat. Er erzählt nämlich pag. 438 seines angeführten Werkes über Baners Tod folgendes: „Die Erschütterungen auf der Reise hatten die Krankheit so verschlimmert, daß jede Hoffnung für sein Leben verschwand. Festen Gemüthes bis an sein Ende, nach christlichem Gebrauch durch die Sacramente gesühnt, starb er am 10. Mai 1641 um 4 Uhr Morgens, nachdem er fast zwei Monate zwischen den heftigen Beschwerlichkeiten der Krankheit und den nicht geringeren Sorgen, welche ihm der Feind verursachte, hingebracht hatte. Als Vorbedeutungen seines Todes sah man es an, daß viele Wochen vorher hin und wieder zu Hamburg und selbst durch den Herzog August das Gerücht davon in Umlauf gekommen war, und als Todesursache wurde die Krankheit angegeben, welche er sich in Folge der Mühseligkeiten zugezogen, oder die hildesheimische Gasterei, je nachdem den Erzähler Leichtgläubigkeit oder Parteizwecke leiteten. Freilich nach der Größe des Haßes, in welchem der Feind gegen ihn entbrannt war, ist keine Schandthat durchaus unglaubwürdig. Auch steht fest, daß zu derselben Zeit einige durch Geld erkaufte Meuchelmörder sich in seinem Heere herumgetrieben haben, weil man annahm, daß nach seiner Beseitigung die Sache der Schweden in Deutschland zusammenfallen würde." Hier übt Puffendorf selbst an dem von ihm mitgetheilten Gerüchte die früher von uns vermisste Kritik. Wenn er an der ersten Stelle sagte, daß er wenig genaues über die Unthat habe in Erfahrung bringen können, so erklärt er nun, daß als Todesursache die überstandenen

Mühseligkeiten angegeben seien, oder die Gasterei zu Hildesheim, je nachdem Leichtgläubigkeit oder Parteizwecke den Erzähler geleitet habe. Da sich die letzten Worte unmöglich auf die erduldeten Mühseligkeiten, sondern nur auf die hildesheimische Gasterei beziehn können, so räumt derselbe Schriftsteller, welcher vorher in einer Anwandelung von antikatholischer Laune erklärt hat, das Gerücht sei wegen des „Ausganges" gar so unglaublich nicht, nunmehr ganz offen ein, daß es von der Lüge zu Parteizwecken erfunden und von der Leichtgläubigkeit geglaubt und weiter verbreitet sei. Dadurch entzieht er aber selbst seinen Angaben jede solide Grundlage. Als feststehend bezeichnet Puffendorf nur, daß sich zu derselben Zeit einige durch Geld gedungene Meuchelmörder in Baners Heere herumgetrieben haben. Es fragt sich nur, ob das, was ihm feststand, auch an sich fest steht. Nach der Probe von Kritik, die uns Puffendorf in der ersten Stelle gegeben hat, dürfte auch dieß Zeugnis nicht allzuviel Glauben verdienen. Man wird auch darin wohl nur ein bloßes Parteigerücht zu erblicken haben. In einer Biographie Baners, welche in dem 15. Jahrgange des Archivs für Geschichte (Wien 1824) enthalten ist, wird die gegentheilige Behauptung aufgestellt, nicht von der kaiserlichen Partei, sondern von den Schweden seien Meuchelmörder gegen Baner ausgesandt; denn die schwedische Regierung, misvergnügt über seine Eigenmächtigkeiten, hätte ihn zu beseitigen gewünscht. Da sie aber die Anhänglichkeit der Soldaten an seine Person gefürchtet hätte, so hätte sie ihre Zuflucht zur Giftmischerei genommen. Die Vergiftung wäre dann durch einen von der Regierung zu Stockholm gedungenen Bedienten Baners ausgeführt, welcher in einem nicht weit von Halberstadt belegenen Orte Gift unter den Wein seines Herrn gemischt hätte. Das ist offenbar ein von katholischer Seite gemachter Versuch, die Gerüchte von Meuchelmord, die von der protestantischen Partei erfunden waren, auf die Gegner zurückzuschleudern. Aber wer wollte auf dergleichen unerwiesene Behauptungen Gewicht legen? Ohne Zweifel ist die eine Angabe so wertlos, wie die andre, weil beide der geschichtlichen Beglaubigung entbehren. Das theatrum europaeum, das doch im protestantischen Interesse geschrieben ist, berichtet über Baners Tod Band IV., Seite 622 folgendes: „Seine Krankheit, die ihn an 8 Wochen geplagt, war anfangs ein tägliches Fieber gewesen, war nachher eine tertiana geworden, hatte ihm schwere Paroxysmen verursacht und merkliche Abmattung und Verfall der Kräfte zur Folge gehabt. Als er anfieng, Eiter und Blut von der verdorbenen Leber auszuwerfen, kam die schwarze Gelbsucht, ein gewisses Anzeichen des herannahenden Todes, hinzu." Wahrlich, dieser Krankheits- und Todesbericht sieht nicht nach Vergiftung aus, sondern läßt vermuten, daß Baner sich den Tod durch seinen Lebenswandel selbst zugezogen. Daß dieser nicht allzu erbaulich war, darüber sind alle Chronisten und Geschichtsschreiber einig. Jeder Versuch, dem berühmten Parteiführer einen sittlichen Charakter unterzuschieben, würde an den Zeugnissen der Geschichte scheitern. Am 9. Juni 1640 starb seine zweite Gemahlin, eine geborne Gräfin von Erbach, und schon nach einem Vierteljahre, am 26. Sept. desselben Jahrs, verheiratete er sich zum dritten Male mit einem markgräflichen Fräulein von Baden-Durlach. Auch die Tage von Hildesheim, welche er vier Wochen nach der Hochzeit mit seiner Neuvermählten durchlebte, geben Zeugnis von einer lockern und zügellosen Lebensweise. Daß Baner selbst an keine Vergiftung gedacht hat, geht aus dem Condolenzschreiben hervor, welches er unterm 13. April 1641 nach Herzog Georgs Tode von Merseburg aus an den Herzog Friedrich von Celle richtete; denn er sagt darin, „daß dergleichen Fälle von uns Menschen unvermeidlich wären und daß wir alles der göttlichen Providenz anheimstellen müßten," Aus-

Seite 188.

Seite 188. drücke, die man nur bei einem natürlichen, nicht aber bei einem gewaltsamen Tode gebrauchen kann. Und so wenig Baner etwas von einer Vergiftung des Herzogs Georg weiß, so wenig wißen die schwedischen Generale in Baners Umgebung etwas von seiner Vergiftung. Denn sie schreiben am 12. Mai 1641, also zwei Tage nach Baners Tode, von Halberstadt aus an denselben Herzog Friedrich nach Celle, es habe der göttlichen Allmacht gefallen, ihren General, den weiland Herrn Johann Baner, nach siebenwöchentlichem Siechlager am 10. d. M. frühe durch einen seligen Tod aus diesem Jammerthal abzufordern.

So wird es denn, was den Tod Baners betrifft, wohl bei dem bleiben müßen, was in dem Prachtalbum geurtheilt wird, welches 1848 zur 200jährigen Gedächtnisfeier des westfälischen Friedens in Leipzig bei Weigel erschien. Es wird da erzählt, daß Baner im Jahre 1641 noch einmal mit dem verwegenen Plane auftrat, den Reichstag in Regensburg zu sprengen. Allein der Plan mislang. „Von Verfolgern rings umschwärmt," heißt es dann weiter, „schleppte er sich mit seinem Truppenreste bis Halberstadt, wo er, erst 45 Jahre zählend, verschied, nicht sowohl von kriegerischen Strapazen aufgerieben, als ein Opfer ungezügelter Lüste und Ausschweifungen. Diese waren das in Uebermaß genommene Gift, welches seine felsenfeste Natur untergrub und zerstörte." Dasselbe gilt von den beiden Waffengefährten Baners, welche bald nach dem hildesheimer Convente ins Grab sanken, von dem Prinzen Christian von Hessen und dem Grafen Otto von Schaumburg. Das theatrum europaeum äußert sich Band IV., Seite 251 darüber folgendermaßen: „Und wurde kein geringes Bankett zu Hildesheim gehalten, davon die ganze vornehme Gesellschaft nicht allein die Saufkrankheit bekam, sondern auch der junge Graf Otto von Schaumburg als der letzte seines Stammes sein Leben hat laßen müßen, was man auch von einem jungen Landgrafen von Hessen-Cassel gesagt hat, und sogar Herr Baner sich zu Erfurt noch ein paar Tage krank befunden." Hinsichtlich des Grafen Otto von Schaumburg bemerkt das theatrum europaeum Band VI., Seite 167 noch ausdrücklich, „dessen tötliche Krankheit sei von keinem Gifte, wie insgemein dafür gehalten worden, sondern von übernommenem (sic!) Trunke hergekommen."

Wenden wir uns nun zu Herzog Georg als derjenigen von den vier in Frage stehenden Personen, die uns am meisten interessirt, so ist zwar keinerlei Grund zu der Annahme, daß auch er sich den Tod durch Unmäßigkeit zugezogen habe; aber eben so wenig läßt sich beweisen, daß er an Gift gestorben sei. Alles, was sich für diese Annahme sagen läßt, ist das puffendorfsche „Gerücht," dessen Haltlosigkeit oben bereits dargethan ist. Selbst der Graf v. d. Decken, welcher Georgs Biographie in vier Bänden schrieb, und zwar nach den Quellen des Archivs in Hannover, bringt nicht das Geringste bei, was als eine Bestätigung des puffendorfschen Gerüchtes angesehen werden könnte. Ja, er setzt ausdrücklich hinzu: „Es sind jedoch keine anderweitigen Thatsachen zur Unterstützung dieser Vermutung vorhanden." Zwar fügt er in einer Anmerkung die Clausel hinzu: „Auffallend bleibt es immer, daß keiner der Franzosen, die dem Gastmahle beiwohnten, als angebliches Schlachtopfer bezeichnet ist." Allein diese Auffälligkeit schwindet, sobald man erfährt, daß die Franzosen durch Abwesenheit glänzten. Es waren eben keine französischen Heerführer zugegen, und alles, was über ihre Theilnahme an dem Convente berichtet wird, gehört zu den wahrheitswidrigen Erfindungen und Ausschmückungen späterer Schriftsteller. Der einzige Franzose, der zugegen war, der Marschall Guebriant, gehörte derzeit der weimarschen Armee an. Auch ist es sinnlos, anzunehmen, daß der Giftmischer die Franzosen als

seine Landsleute und Glaubensgenoßen verschont hätte; denn alle tranken ja von dem- Seite 188.
selben Wein, die einen mehr, die andern weniger; dazu waren die Franzosen Bundes-
genoßen derer, welche hingeopfert werden sollten. Bietet sich also nirgends ein An-
haltspunkt für die Wahrheit des Gerüchtes, daß Herzog Georg an Gift gestorben sei,
so enthält seine Krankheits- und Todesgeschichte mehr als einen Punkt, welcher jeden
derartigen Verdacht geradezu ausschließt. Georg stand, als er starb, im sechszigsten
Jahre und war also dem Alter nahe, welches die Schrift als die Grenze des mensch-
lichen Lebens bezeichnet. Schon im Jahre vor dem hildesheimer Convente begann er
zu kränkeln, und der Verlauf seiner Krankheit, der in der deckenschen Biographie aus-
führlich geschildert wird, läßt alles andre eher zu, als die Vermutung einer Vergiftung.
Die Krankheit nahm einen sehr verwickelten Verlauf; die angewandten Arzeneimittel
blieben zwar nicht ohne Wirkung, es trat zeitweilige Beßerung ein, aber schon seit
Michaelis 1639 hatten seine Kräfte sehr abgenommen und seit dem 18. Januar 1641
befand er sich so unwohl, daß er sein Zimmer nicht mehr verließ. Trotz seiner
Schwachheit widmete der thätige Mann sich aber unausgesetzt den Regierungsgeschäften,
schonte sich in keiner Weise, machte sogar noch Reisen, so lange er dazu noch im Stande
war, und wollte von der Bedenklichkeit seines Zustandes nichts wißen. Endlich hatte
der 60jährige Mann selbst das Gefühl, daß sein Ende herannahe. Am 20. März
1641, also zwölf Tage vor seinem Tode, errichtete er sein Testament, welches er selbst
seinem Kanzler in die Feder dictirte. In demselben kommen Ausdrücke vor, welche
beweisen, daß der Herzog selbst nicht die leiseste Ahnung von einer Vergiftung hatte.
Denn er preist Gottes Güte und Barmherzigkeit dafür, daß sie ihn zu so hohem Alter
habe gelangen laßen, und sagt Gott Lob und Dank, daß er seine väterliche Disposition
bei noch ziemlichem Leibeszustande, wie auch bei guter Vernunft, habe entwerfen können.
Am 31. März wurde der Kranke von einem heftigen Fieberanfalle betroffen, der bis
3 Uhr Nachmittags währte. Darauf ist der Herzog am 2. April fast unvermerkt und
ohne sonderliche Schmerzen eingeschlafen. Wenn nun mitten in diesen Krankheits-
verlauf der hildesheimer Convent mit seinen Trinkgelagen fällt, an denen der bereits
kränkelnde Fürst schwerlich Theil genommen haben wird, wie kann man der ganz un-
erwiesenen Vermutung Glauben schenken, daß der Herzog, weil er ein halbes Jahr
nach dem Convente seiner Krankheit erlag, in Folge einer auf dem Convente stattge-
fundenen Vergiftung gestorben sei? Unter den Angehörigen des Herzogs und in
seiner Umgebung hat sich niemand gefunden, der sich solchem Argwohne hingegeben
hätte. Es erschienen bald nach dem Tode des Herzogs neun noch vorhandene Druck-
schriften, in lateinischer und deutscher Sprache, in gebundener und ungebundener Rede,
welche den Tod des Herzogs besprachen und beklagten, aber in keiner derselben findet
sich die leiseste Andeutung, daß er das Opfer einer schwarzen That geworden sei; wohl
aber wird hervorgehoben, daß er eines sanften Todes verblichen sei. Die wichtigste
von diesen Druckschriften ist die Leichenpredigt, welche dem entschlafenen Fürsten von
dem wackeren cellischen Generalsuperintendenten Dr. theol. Michael Walther ge-
halten wurde. Dieselbe fiel erst zwei volle Jahre nach des Herzogs Tode ein, nämlich
am 16. Mai 1643, als die Leiche des Herzogs von Hildesheim nach Celle übergeführt
war und hier nun ein wahrhaft fürstliches Leichenbegängnis mit ungemeiner Pracht
stattfand. Wohl gemerkt, zwei Jahre waren seit des Herzogs Tode bereits verstrichen,
und wenn irgendwelche Verdachtsgründe einer Vergiftung vorgelegen hätten, welche
vielleicht in den ersten Wochen oder Monaten übersehen wären, so müßten sie nun ans
Licht getreten sein. Man kann dreist behaupten, wenn zwei Jahre nach dem Tode des

Seite 188. Herzogs keine Gründe für die Annahme einer Vergiftung vorlagen, so gab es überhaupt solche Gründe nicht. Die waltherſche Leichenpredigt iſt aber der ſicherſte Beweis, daß man auch im Jahre 1643 am lüneburger Hofe das Verbrechen noch nicht entdeckt hatte, welches Puffendorf ſeinen Leſern im Jahre 1668 auftiſchte. Denn wie wäre es ſonſt möglich, daß Walther in ſeiner Leichenpredigt von dem geſchwiegen hätte, was aller Herzen erfüllen mußte, wenn auch nur ein gegründeter Verdacht vorlag? Aber ſo wenig in der waltherſchen Leichenpredigt, als in den vor ihr erſchienenen Epicedien, Sermonen, Klageliedern und Traueroden findet ſich der leiſeſte Hinweis auf eine außergewöhnliche Todesart, und dieß abſolute Schweigen iſt der ſicherſte Beweis, daß dem puffendorfſchen Gerüchte jede hiſtoriſche Grundlage fehlt. Ich ſchließe dieſe ſchon allzu lang ausgeſponnenen Deductionen, welche aber ihre Entſchuldigung in dem Wunſche haben, einer gehäßigen Geſchichtsfälſchung für immer ihr häßliches Handwerk zu legen, mit den Stellen der waltherſchen Leichenpredigt, die hier beſonders in Betracht kommen. Sie befinden ſich auf Seite 77, 78 und 79 und lauten folgendermaßen: „Nach ausgeſtandenen vielfältigen ſchweren Begegniſſen und mühſeligen Actionen ſind Seine Fürſtliche Gnaden anno 1639 nach Michaelis (alſo ein ganzes Jahr vor dem hildesheimer Convente) in eine Mattigkeit des Leibes und Abnehmen der Kräfte geraten, alſo daß der Appetit zum Eßen merklich abgenommen; und wiewohl Seine Fürſtliche Gnaden ſolches aus heroiſchem Gemüt nicht geachtet, noch öffentlich merken laßen, haben es doch die Diener, ſo ſtets bei Seiner Fürſtlichen Gnaden geweſen, wohl wahrgenommen. Folgenden Jahrs 1640, wie Seine Fürſtliche Gnaden ſich nach Göttingen, dem Vaterlande zu Troſt und Nutzen, moviren müßen, haben Sie ſich je länger deſto übler befunden und an Leibeskräften ſehr abgenommen.

„Anno 1641 den 18. Januar iſt die Schwachheit mit Macht herfürgebrochen, daß Seine Fürſtliche Gnaden ſich in Dero Zimmer behalten und zur Tafel nicht haben gehen können. Zwar hat es an köſtlicher und fleißiger Arzenei und Aufwartung nicht ermangelt, auch dieſelbe ihre Wirkung gehabt; weil aber die Zufälle gar zu gefährlich und mannigfaltig, haben die Herrn Medici zweifeln müßen, welchem Symptom oder Affect ſie am beſten und ſchleunigſten entgegengehn ſollten. Es iſt endlich eine Zuſammenfügung vieler Krankheiten daraus geworden, mit welchen Seine Fürſtliche Gnaden mit großer Geduld und Beſtändigkeit drei ganzer Monate haben ſtreiten müßen, gleichwohl niemals ſich bettlägrig erzeigt, bis endlich den 31. März Seine Fürſtliche Gnaden mit einem paroxysmo febrili, welcher bis um 3 Uhr den Abend gewährt, befallen, ſo gar, daß Sie den folgenden 1. April ſich nimmer aus dem Bette begeben können. Bei währender Krankheit haben Seine Fürſtliche Gnaden Ihre gewöhnliche Betſtunde und Andacht nicht weniger, als bei geſunden Tagen, verrichtet, ſelbſt entweder die Gebete und Auslegung der Evangelien verleſen, oder ſich vorleſen laßen; viele Nächte haben Sie mit Seufzen und Gebet zugebracht und alſo an Ihrer Gottesfurcht nichts abgebrochen.

„Den 2. April haben Seine Fürſtliche Gnaden früh Morgens vermeldet, Sie wären die Nacht ſehr ſchwach geworden, hätten Sich im Gebete dem Herrn Jeſu alſo befohlen, daß, wenn Sie ſollten jetzt abgefordert werden, Sie nicht zweifelten, daß Sie ein Kind und Erbe des ewigen Lebens ſein würden.

„Nachmittags um 4 Uhr ſind Seine Fürſtliche Gnaden ſehr ſchwach worden, haben aber gleichwohl alles, was geredt, verſtehen können und deſſen wahrhafte Zeichen von ſich gegeben, und als der damalige Generaliſſimus, Herr D. Paul Müller, zu Seiner Fürſtlichen Gnaden gefordert und Ihr tröſtlich zugeſprochen und gefragt, ob

Seine Fürstliche Gnaden bei dem wahren, christlichen, seligmachenden Glauben, welchen Sie bisher bekannt, beständig bis ans Ende bleiben, auch, wenn Sie zu voriger Gesundheit kommen würden, nach Gottes Willen Ihr Leben beßern wollten, haben Ihre Fürstliche Gnaden mit verständiger und vernehmlicher Stimme geantwortet: „„Ja.““ Seite 188.

„Folgends um 7 Uhr, wie das Reden ganz vergangen, haben Seine Fürstliche Gnaden Ihre Hände auf die Brust gelegt, bald mit der rechten Hand ein Kreuz vor Ihre Stirne selbst gemacht, dadurch Ihre feste Zuversicht auf unsern Herrn und Heiland Jesum Christum bezeugt und darauf ohne einige Ungeberde sanft und ruhsamlich im Herrn entschlafen, als Sie 59 Jahr und wenige Tage auf dieser Welt zugebracht.“

Das ist die erbauliche Geschichte von dem Sterben eines christlichen Helden, dessen wohlthuendes Bild wir uns nicht länger durch Erdichtung einer Unthat, der er erlegen sein soll, wollen trüben laßen.

Die Schlachten bei Enfisheim und bei Trier. Seite 193.

Die Welfen hielten seit dem dreißigjährigen Kriege stets treu zu Kaiser und Reich, und besonders in den schweren Kämpfen gegen Ludwig XIV. war das weiße Pferd eine Hauptstütze des goldenen Adlers. In dem innern Zersetzungsprocesse Deutschlands spielte Kurbrandenburg bekanntlich eine Hauptrolle, und namentlich mit dem sogenannten Erbfeinde hat es nicht selten unter einer Decke gespielt. Was Leibniz um 1670 von der Politik des „großen“ Kurfürsten sagte: „Als Schweden in Polen in Not war, marschandirte Brandenburg: wer mir das Meiste giebt, dem adhärire ich,“ das kann man von der brandenburgschen Politik überhaupt sagen, und der Ruhm und Vortheil, der dadurch erlangt wurde, wurde stets auf Kosten des Gesammtvaterlandes erworben. Als der schnöde Raub Straßburgs geschehen war, erhob der hannöversche Gesandte Grote in Frankfurt, dem Grundzuge des Welfenhauses gemäß, seine Stimme mit Nachdruck für die Wahrung des Reiches und Rechtes, und der Herzog Ernst August schrieb jenem unterm 16. October 1661: „Es wird dem Reiche vor der ganzen Welt schimpflich und gegen die Nachkommenschaft unverantwortlich sein, wenn nicht vor allen Dingen die Restitution der Stadt Straßburg begehrt werden sollte.“ Dagegen läßt sich das Votum, welches der große Kurfürst am 6. Mai 1682 im Reichsfürstenrate vortragen ließ, in folgende Worte zusammenfaßen: „Was soll man machen? Man muß sich in die Zeiten schicken und sich nach den Adspecten, Circumstantien und Conjuncturen richten, welche sich nach unserm Willen nicht reguliren. Die Menschen laßen sich, um ihren Leib beim Leben zu erhalten, Finger, Füße und Hände ablösen und thun recht daran; denn sie bleiben in substantia (dem Wesen nach), was sie gewesen sind, und können an Verstand, Reputation und Vermögen wachsen und mehr als vorhin ausrichten.“ Diese Hinneigung des Hohenzollern zu den Franzosen steht leider nicht vereinzelt da. Ein Hohenzoller, der sogenannte „große“ König, war es, der, Frankreichs Angebot zum Bunde nicht einmal abwartend, dem „Erbfeinde“ zuvorkam, indem er mit folgenden Worten ein Bündnis anbot: „Ich spiele euer Spiel, und wenn ich recht viele Trümpfe bekomme, so wollen wir theilen (nous partagerons).“ Ein Hohenzoller war es, der 1795 den Frieden von Basel schloß. Und wieder war es ein Hohenzoller, der 1806 das Kurfürstentum Hannover aus der Hand Napoleons hinnahm. Dagegen haben die Welfen in den blutigsten Schlachten, unter Daransetzung des eignen Lebens, deutsches Recht und

Seite 193. deutsche Ehre eben so oft gegen den übermütigen Nachbar im Westen gewahrt. Ein Welfe war es, der bei Quatrebras fiel. Ein Welfe, der unvergeßliche Herzog Ferdinand, schlug die siegreichen Schlachten bei Minden und Crefeld; ein Welfe siegte bei Dettingen, Malplaquet und Oudenarde; ein Welfe verteidigte den Unterrhein, ein Welfe half den blutigen Sieg von Höchstädt erringen, ein Welfe schützte Coblenz und Frankfurt am Mittelrhein und rettete Mainz aus Feindes Hand; ein Welfe war es, dessen Regimenter bei Ensisheim siegreich gegen den ersten Feldherrn Frankreichs stritten; und das welfische Dioscurenpaar endlich trug den glänzenden Sieg an der conzer Brücke davon. In der Schlacht von Ensisheim griff der „lüneburger Held" selbst ein. Wenigstens traf er nach Havemann „zur guten Stunde im Lager der Verbündeten ein, um die Seinen persönlich gegen den Feind zu führen." Doch scheint er nach unserm Gedichte im entscheidenden Augenblicke nicht am Platze gewesen zu sein. Vielleicht hängt dieß damit zusammen, daß die lüneburgschen Regimenter sich inmitten des Kampfes von dem unentschloßenen Bournonville (dem „Succurs") verlaßen sahen. Der Sieg an der conzer Brücke wurde besonders durch die Tapferkeit der beiden Welfenherzöge entschieden, von denen Georg Wilhelm 8000 Mann und Ernst August 3000 Mann persönlich anführte.

Seite 195.

Auf den Tod der Kurfürstin Sophie.

Der Verfaßer dieser Verse ist nicht Leibniz, wie bisher allgemein angenommen wurde, wie z. B. Pertz, Band V., angiebt, wie sich selbst in den Werken von Leibniz, welche Onno Klopp „gemäß seinem handschriftlichen Nachlaße" herausgegeben hat, Band IX., Seite 465 findet, und wie früher auch von mir in meinen Vorlesungen über Leibniz und seine Zeit auf Grund der Angaben jener beiden gründlichen Kenner der Leibnizpapiere behauptet ist. Mag immerhin unter dem handschriftlichen Nachlaße des großen Philosophen sich eine eigenhändige Abschrift des Gedichtes von seiner Hand finden, so folgt daraus noch nicht mit zwingender Notwendigkeit, daß der Abschreiber auch der Verfaßer ist. Dagegen bin ich im Stande, den unumstößlichen Beweis zu führen, daß das Gedicht von Eckhart, also nicht von Leibniz, verfaßt ist. Es findet sich zuerst gedruckt in „H. A. E. G. v. D. Poetische Neben-Stunden," Braunschweig, 1721. Das Exemplar dieses Buches, welches mir vorliegt, gehört der hiesigen königlichen Bibliothek und trägt die eigenhändige Inschrift des „Gerardus Abbas Luccensis," der es als „Donum Authoris" bezeichnet. Die Buchstaben des Titels, welche auf den Verfaßer hinweisen, sind mit Dinte, wahrscheinlich von der Hand eines Bibliothekars, „Eccard von Duingen" gedeutet. Das G ist ohne Zweifel durch gebürtig zu erklären; denn Duingen im Amte Lauenstein ist erweislich der Geburtsort jenes Eckhart oder Eccardus, wie er sich lateinisch schreibt, den der Interpolator im Auge gehabt hat. Demnach ist das Gedicht nicht ein Geistesprodukt des großen Philosophen, sondern seines Amanuensis, welcher sich mehr durch seine Geschichtswerke, als durch seine „poetischen Nebenstunden" einen Namen gemacht hat. Ihre völlige Bestätigung findet diese Annahme durch ein Gedicht auf den Geburtstag des Herzogs August Wilhelm von Braunschweig auf Seite 74 der Sammlung, worin es heißt:

„Mir aber wünsch ich mit, geschickt genug zu sein,
Die Größe Deines Ruhms und Namens auszustreun,
Damit ich könne fort durch redliches Befleißen
Dein Unterthänigster und treuer Eckhart heißen."

Daß Eckhart in seine Sammlung ein Gedicht von Leibniz aufgenommen haben sollte, ist kaum glaublich. Weder die Widmung — sie ist an die Kronprinzessin Wilhelmine Charlotte gerichtet[1]) — noch die Vorrede läßt die Annahme zu, daß Eckhart etwas anderes, als eigne Produkte, bietet. Zwar wäre es dem bekannten Charakter Eckharts schon zuzutrauen, daß er sich heimlich ein Gedicht von Leibniz angeeignet hätte. Erwägt man aber, daß sowohl der Abt Gerhard Molanus, als die Kronprinzessin Wilhelmine Charlotte das Gedicht kennen mußten, wenn es 1714 von Leibniz verfaßt war, so läßt sich nicht annehmen, daß Eckhart 1721 gewagt haben sollte, es beiden, dem verstorbenen Philosophen so nahe gestandenen Personen als sein Eigentum zu überreichen. Mehr aber noch, als die äußern Gründe, sprechen die innern für Eckharts Autorschaft. Das Gedicht stimmt in Sprache und Versmaß so sehr mit den übrigen Stücken der Sammlung, namentlich mit den vielen Gelegenheitsgedichten, die sie bietet, überein, daß man ohne die evidentesten Beweise nicht berechtigt ist, es dem Herausgeber derselben abzusprechen. Ich kann es mir nicht versagen, hier aus Eckharts „poetischen Neben-Stunden" eine Probe anzuführen, welche zeigen wird, daß er nicht ohne alles poetische Talent war und in seinen Gedichten einen anerkennungswerten Patriotismus an den Tag legte. Die Beschreibung einer Reise, welche er im Winter $170^4/_5$ nach Schwaben machte, schließt mit folgenden Versen: Seite 195.

„Geliebtes Sachsenland, ich sehne mich nach dir,
Du bist mein bester Trost; der ganzen Erde Zier
Scheint mir in dir zu sein, und außer deinen Auen
Kann ich nichts liebliches, nichts angenehmes schauen.
Erlang ich etwas Ruhm, so soll derselbe dein,
Wie auch mein Hab und Gut und selbst mein Leben sein.
Nur laß mich, deinen Sohn, die Freude noch erwerben
Und den, der dich geliebt, in deinen Grenzen sterben.
Wohlan, mein Wünschen wird mir eines Theils gewährt:
Der Fürst bewilligt mir, was ich von ihm begehrt.[2])
Drum geh ich freudig fort und laße dich besehen,
Was bei der Wiederkehr mir sonderlichs geschehen.
Allein was hemmet mir den angesetzten Kiel?
Und wer verrücket mir mein vorgesetztes Ziel?
Hör oder hör ich nicht? Ach weh! was wird gesagt?
Was ists, worüber man an allen Orten klagt?
Kanns sein, was ich versteh? Ist Preußens Königin,
Der ganzen Erde Zier und Teutschlands Schönheit, hin?
Muß ihren Schutz auch ich ganz unverhofft entbehren?
Halt, Feder, und gieb nur statt Dinte Wehmutszähren."

---

[1]) In der Widmung heißt es unter anderm: „Wir leben an Orten, wo reimen und etwas unnützes thun fast gleich geachtet wird. Deswegen man auch das kleine Talent, so man hierinnen hat, lieber verhehlet, als an den Tag legt. Wenn also in diesem meinen Werklein verschiedenes vor Dero hocherlauchten Augen nicht sollte bestehn können, so werden Sie solches nicht in Ungnaden vermerken."

[2]) Im Jahre 1703 war Eckhart von Leibniz dem sächsischen General Flemming in Polen empfohlen, wo er es aber kaum ein Jahr aushielt. Nach seiner Rückkehr arbeitete er wieder mit Leibniz zusammen und wurde dann von diesem dem Herzog Anton Ulrich für eine Professur der Geschichte in Helmstedt empfohlen.

Seite 195. So war es also der frühzeitige Tod der ersten Königin von Preußen, der edlen Welfentochter Sophie Charlotte, welcher nicht bloß von Leibniz aufs schmerzlichste empfunden, sondern auch von Eckhart beklagt wurde. An den Schluß der Reisebeschreibung schließt sich noch ein besonderes Gedicht: „Auf den unvermuteten Tod der Hochseligen Königin von Preußen," in demselben Versmaße, wie das auf den Tod der Kurfürstin Sophie, und ebenfalls zwölf Zeilen lang. Um so erklärlicher ist es, daß der Poet auch beim Tode der letzteren in die Leyer griff.

Stehe hier noch ein Passus aus dem letzten Gedichte der Sammlung, welches die Überschrift trägt: „Als Herr Eckhart sich in Braunschweig an die Jungfer Gerthum band, Ward der Brief, zu gratuliren, ihm von Varos zugesandt 1706." Auch hier tritt uns wieder Eckharts Name entgegen. Wer Varos ist, ist mir unbekannt. Er spricht in ziemlich rätselhaften Ausdrücken von sich wie von Sachsen. Von seinem Wohnorte heißt es: „Wo Consistorium und Kanzel eifrig ist." Nur so viel erhellt aus dem Stücke selbst, dem einzigen, das sich durch Überschrift und Stellung als fremdes Eigentum zu erkennen giebt, daß Varos ein Jugendfreund von Eckhart war, der mit ihm in Schulpforta gebildet wurde. Der betreffende Passus, welcher sich auf Eckharts Professur der Geschichte in Helmstedt (Julia) bezieht, lautet so:

„Wie weit verfielen doch wir beide nur von Sachsen!
Ich lebe, wo der Sand auf dürren Heiden blüht,
Du aber sitzest da, wo Wurst und Schinken wachsen,
Und Broyhahn statt des Weins in Glas und Kopfe glüht.
Dieß einzge Jahr hat schon den Schauplatz aufgeschloßen,
Der, Wunderthaten voll, vor deinen Augen liegt,
Wo auf Victorien mehr Pulver ist verschoßen,
Als durch ein Säculum kaum durch die Lüfte fliegt.
Gewiss, man muß erstaunt bei den Gazetten bleiben,
Die Wahrheit selber will wie eine Fabel sein!
Drum, wenn die Nachwelt soll der Fama künftig gläuben,
So tunke deinen Kiel zu ihrem Dienste ein.
Schreib, wie Eugenius, wie Marlborough gesieget,
Schreib, was der dritte Karl in Spanien hat gethan;
Schreib, wie ein Sissera zu Jaels Füßen lieget,
Und eine Königin ein König heißen kann. [1])
Schreib, wie die Lilien sich zum Verwelken neigen,
Ja, schreib, wie Ludewig der Große nun so klein;
Schreib, wie die Heiligkeit so heilig sich erzeigen,
Und so gewißenhaft der Pabst neutral will sein.
Nur schreib von Sachsen nichts! Von Sachsen? Ach von Sachsen!
O daß ich nennen muß das unglücksvolle Wort!
Fort ist nun aller Ruhm, wodurch es sonst gewachsen,
Volk, Ehre, Schätze, Mut und Glück ist alles fort!
O ja, du wirst bei dir dieß zum Bedenken setzen:

[1]) Es ist die Gemahlin von König Karl III. von Spanien, dem späteren Kaiser Karl VI., gemeint, die edle Welfentochter Elisabeth Christine, welche später die Mutter der großen Kaiserin Maria Thereſia wurde. Als ihr Gemahl Spanien verließ, blieb sie dort zurück und vertrat seine Stelle.

Es ist dein Vaterland und fordert Lieb und Leid! Seite 195.
Die Scharten sind ja wohl in Zukunft auszuwetzen,
Vielleicht erwachet bald die alte Tapferkeit.
Du darfst auch eben nicht von fremden Thaten schreiben,
Noch wie's mit Krieg und Sieg in fremden Grenzen läuft;
Du kannst bei Lüneburg und Braunschweig stehen bleiben,
Wie diese Häuser sich mit Lorbeern überhäuft;
Wie sie mit Blitz und Schwert den halben Mond bezwungen,
Daß nun der stolze Schein im letzten Viertel steht;
Wie patriotisch sie dem Reiche beigesprungen,
Daß nun der freche Hahn mit schwachem Halse kräht.
Die Donau sah bestürzt die heldenmütgen Welfen,
Verwundernd hemmte auch die Theiß den schnellen Lauf;
Es will der Po und Rhein den Ruhm vergrößern helfen,
Die Maas und Schelde schwillt von ihren Thaten auf.
Hat nicht das eine Haus den Kurhut aufgesetzet,
Der keiner Krone nicht an Recht und Würden weicht?
Denn wer die Kaiserwahl nach ihrer Hoheit schätzet,
Der weiß, daß Königen ein teutscher Kurfürst gleicht.
Und zwar du darfst auch nur auf künftge Kronen denken,
Und kannst der Wahrheit nach ein Staatsprophete sein,
Wie einstens sich ein Prinz an Engelland wird schenken
Und nimmt den großen Thron von dreien Scepterm ein.
Gewiss, so wird durch dich ein andrer Conring leben,
Bei deiner Gegenwart wird Meibom nicht vermisst;
Denn wie dir Julia den Lehrstuhl übergeben,
So hat sie auch an dir, was ihrer würdig ist."

Die in der Überschrift dieses Gedichtes erwähnte Jungfer Gerthum wurde später Eckharts Ehefrau. Aus dem Jahre 1721 findet sich in der Sammlung ein ansprechendes Gedicht auf ihren Geburtstag, worin sie Rosine Elisabeth genannt wird. Es heißt darin unter anderem:

„Geh ehrlich, wie du thust, auf des Berufes Wegen,
Es kommt noch Sonnenschein auf so viel trüben Regen.
Und sollte gleich dein Herz noch unterm Kreuze stehn,
So muß in Gottes Schutz es doch auf Rosen gehn.
Rosina, lebe wohl und mache, daß die Treue,
Die wir uns schuldig sind, sich Tag für Tag erneue."

Auch diese Probe bestätigt es, daß das Gedicht auf den Tod der Kurfürstin Sophie den Charakter der eckhartschen Poesie trägt.

Leibniz und der Rosenkranz. Seite 197.

Die Preußen annectiren bekanntlich gern in majorem gloriam Borussiae nicht nur Länder, sondern auch einzelne Personen, ja selbst Thaten und Geschichten. So muß es z. B. ein preußischer Soldat gewesen sein, der in der Schlacht bei Fehrbellin einem Schweden, welcher zum Dank für einen Labetrunk die Pistole auf ihn abfeuerte, die halbgeleerte Flasche mit den Worten darreichte: „Hättest du dich beßer betragen,

Seite 197. so hättest du die ganze Flasche erhalten, jetzt erhältst du nur die halbe," da doch jeder Kundige weiß, daß die Geschichte sich zwischen einem Dänen und Schweden zutrug. Eben so unbedenklich hat man auch Leibniz, den langjährigen Diener des Welfenhauses, für Preußen annectirt. Der Verfaßer dieses inhaltreichen Gedichtes, dessen historischer Hintergrund in meinen „Vorlesungen über Leibniz und seine Zeit" Seite 314 zu finden ist, sagt nämlich im Eingange desselben von Leibniz, er sei „ersehnt, verehrt am brandenburger Hof, Wo ihm zu Füßen saß als ihrem Meister Charlotte, Preußens erste Königin." Ich habe mir erlaubt, an die Stelle des „brandenburger Hofes" und der „ersten Königin" den Hof der Welfen und die erste Kurfürstin zu setzen, um dadurch der Geschichte gerecht zu werden, und deshalb lautet die Unterschrift: „Nach K. L. Kannegießer." Allerdings glänzte Leibniz eine Zeit lang auch am berliner Hofe als ein Stern erster Größe, so lange nämlich seine königliche Freundin, die berühmte Welfentochter, am Leben war. Allein weit mehr, als das freundschaftliche Verhältnis zu der Tochter, tritt das zu der Mutter, zu der Kurfürstin Sophie, im Leben des großen Mannes in den Vordergrund. Und was seine Stellung zum „brandenburger Hofe" anbetrifft, so schlug dieselbe ins gerade Gegentheil um, sobald Sophie Charlotte die Augen zugemacht hatte. Fünf Jahre vor seinem Tode, im Jahre 1711, kam Leibniz zum letzten Male nach Berlin. Kurz vorher war die Societät der Wißenschaft vollendet, welche Leibniz mit seiner königlichen Freundin ins Leben gerufen hatte. Allein wie nahm man den alternden Philosophen auf? Mistrauisch überwachte man ihn, als ob er ein welfischer Spion wäre. Und als das Unglück es wollte, daß Leibniz einen schweren Fall that, der ihn an der Rückreise nach Hannover hinderte, hielt der berliner Hof dieß für Verstellung und meinte, er schütze seine Leiden nur vor, um seinen Aufenthalt in die Länge zu ziehn. Sein Eifer, die fast verlorne Sache der Societät zu retten, zog ihm nichts als Verdächtigungen und Kränkungen zu. Es kam endlich dahin, daß dem Stifter der Societät, dem Verfaßer der Theodicee und des Mars christianissimus, der angewiesene Gehalt nicht mehr ausgezahlt wurde. Das war Grund genug für Leibniz, der Metropole des Preußentums für immer den Rücken zu kehren. Die Akademie von Paris brachte dem Andenken ihres großen Mitgliedes in der Sitzung vom 13. November 1717, in welcher Fontanelle seine berühmte Lobrede auf Leibniz las, eine ausgesuchte Huldigung dar, während die berliner Societät kein Wort zum Gedächtnis ihres Gründers hatte. Mit welchem Rechte behauptet denn nun K. L. Kannegießer, Leibniz sei „ersehnt, verehrt am brandenburger Hof?" Mit demselben Rechte, mit welchem ein anderer preußischer Gelehrter behauptet, daß der leidenschaftliche Antheil, welchen Leibniz an der Beförderung des Flores und der Glorie des jungen preußischen Königshauses genommen, den Abend seines Lebens verherrlicht habe.

Seite 201.

Leben und Thaten Georgs I.

So lautet der Titel eines lateinischen Heldengedichtes, welches der Hofrat Jesaias Pufendorff in Celle auf Georg I. verfaßte. Ich gebe daraus einige Proben nach einer Uebersetzung, welche aus der Feder des G. L. Oeder geflossen. Ist dieselbe auch im schwülstigen Stile jener Zeit abgefaßt, so zeigt sie uns doch einerseits, daß die Hannoveraner nicht erst bei Waterloo und Langensalza blutige Lorbeern gepflückt haben, und andrerseits, daß das Welfenhaus wahrhaft große Regenten und Helden zu seinen Mitgliedern zählt. Georg I., mag auch seine unglückliche Ehe einen

düstern Schatten auf sein Privatleben werfen, war ein ausgezeichneter Regent, der es Seite 201.
verdiente, in einem Heldengedichte gefeiert zu werden. Es ist wahr, die Schmeichelei der Schriftsteller jener Tage gegen die Fürsten, auch gegen Georg I., war oft widerlich. Aber Jesaias Pufendorff war kein Schmeichler. Es ist derselbe Mann, welcher dem Könige Georg II., als dieser ihn fragte, warum er in Angelegenheiten seiner Domänenkammer bei dem Oberappellationsgerichte in Celle immer Unrecht bekomme, die männliche Antwort gab: „Weil Ew. Majestät immer Unrecht haben." Daß Pufendorffs Heldengedicht nicht um Gunst buhlte, dürfte schon daraus hervorgehn, daß es nach dem Tode des Königs Georg I. erschien und in lateinischer Sprache abgefaßt war. Der Übersetzer, Georg Ludwig Oeder, war Conrector in Ansbach und dedicirte sein Werk dem Könige Georg II. und dessen Gemahlin, der Königin Caroline, welche eine Tochter des Markgrafen von Ansbach war und den größten Einfluß auf ihren königlichen Gemahl wie auf die Regierung ausübte. Sie, die Freundin und Gönnerin eines Leibniz, mit dem sie noch von London aus eifrig correspondirte, war nicht nur eine Fürstin voll Geist und Kenntnisse, sondern auch voll Charakter und Überzeugungstreue. Als ihr die Krone Spaniens mit der Hand Karls III. angeboten wurde, schlug sie dieselbe aus, weil sie das Diadem nicht um den Preis des Übertritts zur römischen Kirche erkaufen wollte. Bald darauf wurde sie die Gemahlin des Kurprinzen Georg, der sie bei seiner Übersiedelung nach England noch eine Zeitlang in Herrenhausen zurückließ. Als Georg II. den Thron bestiegen hatte, theilte sie mit ihm die Sorgen der Regierung. War ihr königlicher Gemahl in Hannover, so schrieb er ihr wöchentlich einen Brief von 50 bis 60 Seiten. Aber sie war eine zu kluge Frau, um ihren Antheil an der Regierung auch öffentlich zur Schau zu tragen. Wurde sie um ihre Meinung in Staatsangelegenheiten befragt, so pflegte sie zu antworten: „Ich verstehe nichts von der Politik," und doch war sie es eigentlich, die mit Robert Walpole England regierte. Wie sehr sie Kunst und Wißenschaft zu schätzen wußte, zeigt ihr Ausspruch: „Die schönste Krone der Welt ist die, welche einen Leibniz in Hannover und einen Newton in England zu ihren Unterthanen hat." Georg Ludwig Oeder hat ihr in seiner Übersetzung des pufendorffschen Heldengedichtes folgende Verse gewidmet:

Die kleine Rezat hört von ihrer Königin
Und schwingt sich ungesäumt zu jenen Strömen hin.
Wollt ihr, spricht sie, allein von Carolinen rühmen?
Der Vorzug sollte mir vor Anderen geziemen.
Gesetzt, ich schließe mich in enge Ufer ein,
Ist Caroline doch am allerersten mein.
Ihr Engelsangesicht hab ich zuerst erblicket,
Es hat ihr edler Fürst mein Ufer oft beglücket.
Wohlan, der Himmel zog euch meinen Waßern vor,
Gebt mir den letzten Platz in eurem Freudenchor:
Es soll doch nie bei mir an treuen Zeugen fehlen,
Die Carolinens Ruhm ohn Unterlaß erzählen.

Die Jagd auf der Görde. Seite 212.

Die Verfaßerin dieses volkstümlichen Gedichtes war nach Angabe des Superintendenten Lodemann „eine Demoiselle Curtius aus Römstedt, einem Pfarrdorfe im lüneburgschen Amte Medingen, woselbst ihr Vater in den ersten Decennien

Seite 212. des achtzehnten Jahrhunderts als Prediger stand."[1]) Nach Mittheilung meines lieben Freundes Wittrock, des jetzigen Pastors in Römstedt, giebt das dortige Pfarrarchiv über den Vater der Dichterin folgende Auskunft: „Martin Curtius, vorhin zwanzigjähriger Cantor zu Burgdorf und darauf zwanzigjähriger Conrector zu Celle, wurde in Römstedt 1713 introducirt und 1728 (also noch in einem Alter von mindestens 70 Jahren!) nach Brelingen, Amts Bissendorf, translocirt." Darnach ist die Angabe des Herrn von Malortie (Beiträge, Heft II., Seite 150) zu berichtigen, nach welcher der Vater der Dichterin Pastor in Himbergen gewesen sein soll. In den lutherischen Pfarrhäusern jener Zeit scheint das Gedicht, als von der Tochter eines Amtsgenoßen verfaßt, viel Anklang und selbst Aufnahme in die Pfarrarchive gefunden zu haben. Eine Copie, welche ich im Pfarrarchive zu Blendern auffand,[2]) trägt die Überschrift: „Die Jagd auf der Görde, gehalten von Georg II. und dem Prinzen von Wales, verfaßt von Fräulein Curtius." Auch Superintendent Lodemann hat die positive Angabe, daß sich dasselbe auf Georg II. beziehe. „Die Verfaßerin," sagt er, „war eine von den fröhlichen Pilgerinnen, die aus allen benachbarten Gegenden nach dem königlichen Jagdschloße haufenweise herbeiströmten, wenn der hochverehrte König Georg II. seine deutschen Staaten besuchte." Dagegen nimmt Herr von Malortie an, daß die fragliche Jagd auf der Görde nicht von Georg II., sondern von Georg I. abgehalten sei. Allerdings paßt das beßer zu der von Lodemann gemachten Angabe, daß der Vater der Dichterin Pfarrer in Römstedt gewesen sei. Denn als Georg II. seine erste Jagd auf der Görde hielt, war Martin Curtius gerade nach Brelingen translocirt.[3]) Allein es wird nicht ausdrücklich behauptet, daß dieser zur Zeit der Abfaßung des Gedichtes noch in Römstedt gestanden habe. Auch wenn dasselbe erst später in den dreißiger oder selbst in den fünfziger Jahren entstand, konnte die Dichterin in den der Görde benachbarten Pfarrhäusern noch immer als die Tochter des Pastors in Römstedt bezeichnet werden, weil sie früher als solche in dortiger Gegend gelebt hatte. Es spricht manches dafür, daß der königliche Jagdliebhaber, den Fräulein Curtius besingt — ihr Vorname ist unbekannt — nicht Georg I., sondern Georg II. war. Man weiß, daß Georg II. noch öfter auf der Görde jagte, als Georg I. Er hatte eine besondere Vorliebe für das Lüneburgsche und pflegte, wenn er sich dort aufhielt, zu sagen: „Unter meinen Haidschnucken bin ich gern; ich bedarf hier keiner Leibwache." Zum letzten Male war Georg II. im Jahre 1752 auf der Görde. Am 5. October ward der Hirsch, der beim sogenannten Schlagbaum attaquirt wurde, unter den Fenstern des Königs Nachmittags 3 Uhr erlegt. Diese Angabe, die sich in Herrn von Malortie's Beiträgen (H. II., S. 155) findet, stimmt so völlig mit der in unserm Gedichte geschilderten Jagdscene überein, daß man geneigt ist, dieses ins Jahr 1752 zu verlegen. Andrerseits läßt sich nicht leugnen, daß, wenn die Lodemann'sche Angabe, die Dichterin sei „aus Römstedt" gewesen, urgirt wird, dieselbe zu Georg I. führt. In diesem Falle würde man etwa das Jahr 1723 als Zeit der Abfaßung anzunehmen haben; denn, wie Malortie a. a. O. Seite 151 sagt: „im Jahre 1723 besuchte Georg I. abermals die Görde, so wie der Kronprinz zum

---

[1]) Vergleiche Vaterländisches Archiv, Band IV., Seite 374 ff.

[2]) Lodemann irrt also, wenn er von seinem Manuscripte sagt: „es möchte wohl dieses Exemplar das einzige noch vorhandene sein." Vielleicht finden sich noch mehr Abschriften im Lüneburgschen.

[3]) Will man nicht annehmen, daß der Umzug erst im Spätherbst geschah, so wird er vor die Jagdzeit zu setzen sein.

ersten Male." Aus diesem Grunde habe ich dem Gedichte seinen Platz auf Seite 212. Seite 212 angewiesen und überlaße es dem Leser, für welchen der beiden George er sich entscheiden will.

Der Inhalt unseres Gedichtes ist ein lebendiger Beweis von der Popularität, deren sich die beiden genannten Monarchen erfreuten. Wenn sie zu einem Besuche ihrer Erblande aus England herüberkamen, so gieng eine freudige Erregung durch die ganze Bevölkerung. Das zeigen die vielen plattdeutschen Gedichte, welche in jener Zeit entstanden sind. Auch unsre Dichtung ist kein auf Bestellung gearbeitetes Kunstprodukt, sondern ein schlichtes, aus dem Leben herausgegriffenes Naturbild, welches mehre sehr volkstümliche Züge enthält. Nach einer mündlichen Überlieferung — so berichtet Lodemann — soll die Dichterin hinter den beiden Wanderern hergegangen sein und, das Gespräch derselben belauschend, daraus den Vorwurf ihrer Dichtung entlehnt haben. Mit Recht sagt Lodemann: „Man muß die Verfaßerin bewundern, die mit fortwährender Haltung die Sprache des Landmanns ganz so wiedergiebt, als sie dieselbe vernommen hatte." Wenn er dann aber hinzusetzt: „Die Sage hat auch die Namen der beiden Wanderer aufbewahrt, der eine hieß Blumhardt, der andre Claus," so ist das eine falsche Auffaßung. Blumhardts Begleiter auf dem Rückwege ist nicht „Nachbar Claus," sondern ein Anonymus, der mit Nachbar Claus nur den Hinweg machte und jetzt einem andern Freunde Namens Blumhardt, mit dem er auf dem Rückwege zusammengetroffen ist, erzählt, was er mit Claus auf der Görde erlebt hat. Zur Veranschaulichung des fröhlichen Treibens auf der Görde mögen hier noch folgende Worte Lodemanns Platz finden: „Es war eine fröhliche Zeit, wenn der Monarch nach seinem Jagdschloße Görde reiste, wie Einsender sich aus seiner frühen Jugend erinnert, als er die Zahl der Zuschauer, an der Hand des Vaters geleitet, vermehrte. Die Wege zwischen der Görde und Hannover waren einige Wochen mit Reutern, Equipagen, Küchenwagen, Hofouvriers, Jagdbedienten, Victualienträgern und einem Zuge fröhlicher Menschen bedeckt, die als zu einem Jahrmarkte zogen. In der Nähe des Schloßes standen Buden und Verkäufer in Menge. Nicht zu gedenken der zahlreichen Militärpersonen, die daselbst zur Musterung sich einfanden. Wenigstens hat Einsender einer großen Heerschau im Jahre 1752 oder 1754 beigewohnt."

Mein Vaterland. Seite 237.

Wilhelm Ültzen, der Verfaßer dieses Gedichtes, hat sich zu Anfang dieses Jahrhunders bekannt gemacht durch das viel gesungene Lied: „Namen nennen dich nicht." Er starb im Jahre 1808 als Pastor zu Langlingen. Im Anfange der sechsziger Jahre stand Schreiber dieses am Grabe des Dichters mit dessen Großsohne, der nicht nur des Großvaters Namen, sondern auch seine treue patriotische Gesinnung geerbt hat. Wilhelm Ültzen junior wurde am Neujahrstage 1867 wegen Eidesweigerung als Pastor in Gr. Heere abgesetzt und gleich darauf von Graf Schulenburg nach Hehlen an der Weser berufen. Jetzt steht er unter der Anklage, durch ein Zeugnis der Wahrheit in seinem Kirchenblatte sich einer Majestätsbeleidigung schuldig gemacht zu haben. Da er während meiner viermonatlichen Haft, die ich wegen angeblicher Beleidigung des Reichskanzlers zu verbüßen hatte, mir bei Correctur dieser Blätter sehr wesentliche Dienste geleistet hat, so sei ihm, dem treuen deutschen Manne, hiermit Dank und Gruß gesagt.

Inhaltsverzeichnis.

Erste Abtheilung: Sage und Geschichte.

	Seite
Hermanns Siegeslied	1
Hermann und Thusnelde	1
Lied der alten Sachsen	2
Schwerting, der Sachsenherzog	3
Sanct Willibrord	4
Die Bundesbrüder	6
St. Wulfram und König Radbod	7
Fränkische Treue	9
Wittekind	11
Wittekind	12
Der fränkische Heereszug	24
Pipin der Höcker	25
Der Sachsenbekehrer	29
Das Blutbad von Verden	30
Das weiße Sachsenross	32
Wittekinds Taufe	34
Wittekinds Todesbotschaft	36
St. Lüdger und Kaiser Karl	37
Der Dichter des Heliand	38
Heinrich mit dem goldnen Wagen	39
Herzog Ludolf	41
Herzog Heinrich von Sachsen und Bischof Hatto von Mainz	44
Deutsche Herzen	46
Heinrichs I. Wahl	47
König Heinrichs Waffen	48
Heinrich der Finkler	49
Heinrich der Städtebauer	50
König Heinrich I. in Merseburg	51
Heinrichs I. Verdienste	51
Otto der Große	53
Die Versöhnung	54
Das Siegeszeichen	56
Hermann Billings Sohn	57
Die Königseiche des Wendlandes	58
Kaiser Otto II.	60
Sanct Bernwards Kreuz	61
Kaiser Otto III. und Pfalzgraf Ezzo	63
Klagelied Kaiser Ottos III.	65
Kaiser Heinrich II., der Heilige	66
Heinrichs II. Gehorsam	67
Kaiser Lothar, der Sachse	69
Der Stammbaum der Welfen	73
Heinrich und Gertrude	77
Hohenzollern und Welfen	78
Die Weiber von Weinsberg	78
Lob Heinrichs des Löwen	79
Lob Mathildens	80
Heinrichs des Löwen Jugend und Blütezeit	81
Heinrichs des Löwen Lebenslauf	83
Die Waffenbrüder	85
Heinrichs des Löwen Befahrt	87
Heinrichs des Löwen Heimkehr	88
Die Schlacht bei Weißensee	90
Heinrich der Löwe in England	93
Heinrichs des Löwen Verbannung	95
Heinrichs des Löwen Rückkehr	96
Vestigia Leonis	96
Die beiden Löwen	97
Der Löwe	98
Klage über Heinrichs des Löwen Tod	99
Am Grabmale Heinrichs des Löwen	101
Die alte Linde	101
Brunswiks Schwert	102
Hie Welf!	103
Der junge Welfe Heinrich und Agnes, die Hohenstaufin	104
Folef von Knyphausen	107
Der junge Welf Otto und König Philipp August von Frankreich	108
Kaiser Ottos Wahl und Weihe	109
Kaiser Otto IV. und das Löwenbild	112
An Kaiser Otto IV.	114
Herzog Wilhelm	115
Herzog Otto, das Kind genannt	116
Albrecht der Große	118
Albrecht II., der Fette genannt	124
Magnus I., der Fromme genannt	126
Magnus II., genannt Torquatus	128
Magnus II. Söhne	134
Henning von Steinberg	138
Der blinde Sänger und sein Hund	139
Kaiser Friedrichs Ermordung	143

	Seite
Herzog Heinrich auf dem Falkenstein	147
Herzog Otto von der Heide	148
Herzog Friedrich der Fromme	152
Herzog Otto, Sohn Friedrichs des Frommen	155
Hannovers Spartaner	158
Kaiser Max vor Kufstein und Herzog Erich von Calenberg	160
Herzog Erich von Calenberg zu Besançon	163
Der treue Knappe	167
Heinrich der Mittlere	169
Erichs Becher	173
Herzog Erichs Grab	174
Abschied der Herzogin Elisabeth von Hannover	175
Herzog Ernst der Bekenner	176
Ernst der Bekenner und Dr. Luther	179
Herzog Wilhelms Tod	180
Herzog Georg von Calenberg	181
Das Gastmahl zu Hildesheim	188
Kurfürst Ernst August	189
Die Schlacht bei Ensisheim	193
Die Schlacht bei Trier	194
Auf den Tod der Kurfürstin Sophie	195
Leibniz und der Rosenkranz	197
Leben und Thaten Georg I.	201
Die Krone Englands	205
Die Erhebung des kurhannöverschen Hauses auf den Thron von Großbritannien	208
Lob Georgs I.	208
Allerunnerdanigste Dankseggung an usen allergnädigsten Herrn Könje	210
Die Jagd auf der Görde	212
Die Schlacht bei Oudenarde	215
An Georg II.	217
Die Schlacht bei Dettingen	218
Der Friede aus der Hand Georgs des Andern	219
Die sehnlichst gewünschte Herauskunft Georg des Andern in Dero deutsche Lande	225
Nach der Schlacht bei Crefeld	228
Ein Jagdmorgen bei Kensington	228
Ein königlicher Priester	231
Feldlied der Hannoveraner	232
Lied vom elften hannöverschen Infanterieregiment	233
Zuruf an die ausziehenden Hannoveraner	234
Christlicher Heldenmut für die aus den Herzogthümern Bremen und Verden zum Feldzuge commandirten Regimenter	234
An die hannöverschen Truppen bei ihrem Abgange zum Feldzuge	235
Schlachtlied der Hannoveraner	236
Mein Vaterland am Ende des Januars 1806.	237
An Herrn Ültzen	238
An den preußischen Wappenadler bei dessen Aufrichtung in der kurfürstlichen Residenz Hannover	239
Auf die Anwesenheit des Herzogs von Braunschweig in seiner Residenz	241
Braunschweigs Fall	242
Herzog Wilhelm von Öls	242
Dämmerschein fast entschwundener Hoffnung	243
Das Nordlicht	244
Feldlied	245
Johanna Stegen	246
Der deutschen Freiheit Waffenschmied	247
Auf Scharnhorsts Tod	247
Die Befreiung meines Vaterlandes	248
Hannovers Genius	250
Zur huhng Ahnwasenhât Seiner Kienigling Huhât unnersch verehrten Prins Wilhelm Heinrich, Herzog von Clarence	251
Das Georgsfest	252
Hannöversches Volkslied	254
Graf Münster auf dem Congresse in Wien	254
Die Wiederkehr der englisch-deutschen Legion	256
Sr. Majestät dem Könige Georg IV. von den Bürgern der Residenzstadt Hannover	257
Der Einzug in Hannover	258
Ernst August in Herzberg	260
Mein Vaterland	262
Aus der Heimat	263

	Seite
Hannöversches Kriegslied	264
An die Kronprinzessin Marie	265
Beim Tode Ernst Augusts	266
Der König starb	268
Im Wonnemonat	270
Das Ernst-August-Denkmal	271
Gelb und Weiß	274
Langensalza	274
Die braven Hannoveraner	275
O nein!	276
Echte Treue	277
Ich bin ein Fürst im fremden Lande	278
Der Königin Abschied	280
Hannover in Hietzing	282
Zum 14. April	283
Zum 27. Mai	283
Prinzessin Friederike von Hannover	284
Zum 9. Januar	284
Prinzessin Mary von Hannover	286
Zum 3. December	286

Zweite Abtheilung: Sage und Natur.

	Seite
Die Jöljagd	291
Die Stadt Osnabrück	292
Gretesch	294
Wittekindsburg	297
Die Kirche zu Ankum	300
Der Rosenstrauch zu Hildesheim	302
Die Kaiserwoort in Goslar	303
Der arme Weber zu Osterode	303
Die Gleichen bei Göttingen	304
Das Nadelöhr bei Ilefeld	306
Stiefel	306
Hameln	307
Der Rattenfänger zu Hameln	308
Der Rattenfänger zu Hameln	309
Die Weser	310
Die Nordsee	311
Die weiße Düne und die blaue Ballie	312
Das Haidemeer	313
Mein Heimatland	313
Lob der Haide	314
Die Blüten der Haide	315
Der Haidjer	316
Heimweh nach der Haide	316
Sächsische Art	317

Geschichtliche und literarische Erläuterungen.

	Seite
Hermanns Siegeslied	319
Lied der alten Sachsen	321
Schwerting der Sachsenherzog	323
Wittekind	323
Wittekind	324
Der Dichter des Heliand	326
Heinrich mit dem goldnen Wagen	326
Die Versöhnung	328
Die Königseiche des Wendlandes	329
Kaiser Otto II.	329
Kaiser Heinrich II., der Heilige	331
Der Stammbaum der Welfen	331
Die Weiber von Weinsberg	333
Lob Heinrichs des Löwen	334
Lob Mathildens	336
Heinrichs des Löwen Heimkehr	337
Heinrich der Löwe in England	338
Heinrichs des Löwen Verbannung	339
Heinrichs des Löwen Rückkehr	340
Die beiden Löwen	341
Klage über Heinrichs des Löwen Tod	344
Am Grabmale Heinrichs des Löwen	344
Der junge Welf Heinrich und Agnes	346
An Kaiser Otto	347
Henning von Steinberg	350
Der blinde Sänger und sein Hund	351
Die Ermordung des Kaisers Friedrich	352
Herzog Heinrich auf dem Falkenstein	353
Der treue Knappe	355
Herzog Erichs Grab	355
Abschied der Herzogin Elisabeth von Hannover	356
Das Gastmahl zu Hildesheim	357
Die Schlachten bei Ensisheim und bei Trier	365
Auf den Tod der Kurfürstin Sophie	366
Leibniz und der Rosenkranz	369
Leben und Thaten Georgs I.	370
Die Jagd auf der Görde	372
Mein Vaterland	373

29-B/5444

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01498 8196

Leibniz und seine Zeit. Populäre Vorlesungen, gehalten im Anfange des Jahres 1869 von **Ludwig Grote**, Pastor a. D. Zweite Auflage. Hannover, 1870. 32 Bogen gr. 8. Preis $1\frac{1}{2}$ ℛ.

Aus der Kinderstube. Niedersächsisches Kinderbuch, ein Reim- und Liederschatz für Eltern und Kinder, herausgegeben von **Ludwig Grote**, Pastor a. D. Zweite Auflage. Hannover, 1872. 498 Seiten. 8. Preis 1 ℛ.

Singet dem Herrn. Geistliche Dichtungen von **Ludwig Grote.** Zweite Auflage. Hannover, 1872. 350 Seiten. 8. Preis ungeb. $1\frac{1}{3}$ ℛ. Gebunden in Callico 1 ℛ $17\frac{1}{2}$ *gr.*, in Goldschnitt $1\frac{2}{3}$ ℛ.

Einsame Lieder von **Ludwig Grote.** Zweite Auflage. 1873. Preis ungeb. 1 ℛ, in Goldschnitt geb. $1\frac{1}{3}$ ℛ.

Gegen den Strom. Zeitgedichte von **Ludwig Grote.** Erster Band. Hannover, 1875. In Goldschnitt gebunden 1 ℛ.

Heinrich der Löwe, ein altes deutsches Volksbuch, neu verfaßt von **Ludwig Grote.** Mit 12 Holzschnitten. Hannover in diesem Jahr. Preis 5 *gr.* 8 Exemplare 1 ℛ.